39.
...an. 678 n -3
Wilmsen

<36635938570019

<36635938570019

Bayer. Staatsbibliothek

Vorlesungen

über die

Geschichte fürs Frauenzimmer.

Die Vorwelt starb! — Nach wenig Jahren
Sind wir auch nicht mehr hier. —
Die Nachwelt sagt von uns: Sie waren!
Und sie auch stirbt, wie wir!

Dritter Band.

Berlin, 1784.
Bey Siegismund Friedrich Hesse.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erste Vorlesung.

Sparta erlangte zwar jezt einen ansehnlichen Zuwachs von Macht, durch die Eroberung des messenischen Gebiets; allein die Strenge, mit der sie den darinn zurückgebliebnen Einwohnern begegneten, machte sie dem ganzen übrigen Griechenlande nur furchtbarer, nicht beliebter. Die beyden Könige, welche in dieser Periode, ums Jahr der Welt 3360. diesen Staat beherrschten, hiessen Eurycrates, und Archidamus; ihre Regierung war friedlich, und ihre Söhne folgten ihnen, des erstern seiner mit Namen Leo, und des leztern Aristo.

Leo erwarb sich durch Scharfsinn, und, was an einem Beherrscher das ehrwürdigste ist, durch strenge Verwaltung des Rechts einen rühmlichen Namen in der Geschichte. Auf die Frage: unter welcher Regierung man am sichersten leben könne? war er sogleich mit der Antwort da: Unter der, wo die Einwohner

weder reich, noch arm sind, und wo die Redlichkeit sich versprechen kann, viel Freunde, der Betrug aber keinen einzigen zu finden. Als einst, bey den olympischen Spielen, jeder Mund in das Lob des Siegers ausbrach, sagte er: wie weit besser wäre es, wenn diese Menschen sich so viel Mühe um Erlernung der Ehrlichkeit, als um die Geschwindigkeit im Laufen, und Ringen gegeben hätten! Aristo, der mit ihm regierte, hatte von zwo Gemahlinnen keine Kinder; er wuste sich daher die Frau seines Freundes Agetus durch eine List zu verschaffen, die als die berühmteste Schönheit in Sparta galt. Denn er gelobte diesem Freunde eines Tages, da dieser sehr aufgeräumt war, mit einem Schwur: er wolle ihm das schäzbarste geben, was in seinem Vermögen wäre, und ließ sich von ihm, durch einen Eid, das gleiche versprechen, worauf er dessen Frau verlangte. Zwar wandte Aget ein: er hätte unter den, was er versprochen, keineswegs seine Frau begriffen geglaubt, als aber der König darauf bestand, gab er sie ihm. Ungefähr nach sieben Monat bereits erhielt er durch sie einen Sohn, den er aber doch für den Seinigen erkannte, und ihn Demaratus nannte.

Auf Leo folgte, noch bey Lebzeiten Aristus, der Sohn von jenem Anaxandrides. Von ihm hat die Geschichte das besondere aufbehalten, daß er, wider

die

die Sitte der Spartaner, zu gleicher Zeit zwey Gemahlinnen gehabt. Die zweyte nahm er sich, auf Verlangen der Staats-Aufseher, weil er von der ersten keine Kinder hatte; die erste aber deßhalb zu verstossen, weigerte er sich. Bald hernach bekam er von beyden Gemahlinen Kinder, die zweyte brachte ihm den Cleomenes, die erste aber, die zuvor, für unfruchtbar gehalten war, gebahr ihm drey Söhne hintereinander. — Beyde Fürsten, Aristo sowohl als Anaxandrides besassen die Liebe des Volcks, die sie auch ihrer ungemeinen Verdienste halber wohl verdienten.

Ihre Söhne, Cleomenes, und Demaratus, folgten ihnen. Jenen brachte blos die Achtung der Spartaner für das Recht der Erstgeburt auf den Thron, den er übrigens auf keine Weise verdiente; denn er war zu Zeiten nicht wohl bey Sinnen, und auch in seinen heitern Stunden hinterlistig, ehrgeizig, und äusserst betrügerisch. Sein Halbbruder Dorirus, den Klugheit, und Leutseligkeit des Thrones weit würdiger machten, ertrug es nicht, daß jener ihm vorgezogen ward, sondern verlangte die Erlaubniß, mit einer Colonie auszuwandern.

Den Anfang seiner Regierung machte Cleomenes damit, daß er die Argiver bekriegte, von denen er, als er in einem Treffen über sie gesiegt hatte, eine

ziemliche Menge in einen Wald trieb, und solchen anstecken ließ. Ueberall zeigte er sich als einen Mann von wilder unlenksamer Gemüthsart, der blos nach Sieg dürstete ohne darnach zu fragen: ob das Recht beym Kriege auf seiner Seite sey oder nicht. Auch brachte er durch sein stolzes Betragen die Eleusinier, deren Gebiet er verheerte, so sehr wider Sparta auf, daß sie das Bündniß mit diesem Staate aufhoben.

Demaratus, sein Amtsgenosse, ein würdiger und verdienstvoller Mann, erhob, seines unbändigen Verfahrens halber, eine Klage wider ihn bei den Aufsehern, daß er den Frieden in Griechenland störte. Doch Cleomenes wußte, durch allerlei Kunstgriffe, es so zu drehen, daß nicht nur er selbst losgesprochen, sondern auch Demaratus abgesetzt ward, und sein eigener Verwandter Leolychides an dessen Stelle kam. Er wandte sonderlich gegen ihn ein, daß er nicht von Königlichem Stamme, sondern ein Sohn des Agetus sey. Demaratus, anstatt sein Vaterland zu verlassen, diente noch immer fort dem Staate nach seinem besten Vermögen, in einigen von den untern obrigkeitlichen Aemtern. Doch da zulezt durch die Beleidigungen seines Nachfolgers ihm die Geduld riß, so bat er seine Mutter ihm zuverläßig zu sagen: wer sein Vater sey. Da diese ihn nun versicherte: er sey wahrhaftig des

Königs Sohn! verließ er Sparta, und ging an den Hof des Darius, der ihn sehr gnädig aufnahm, ihm große Einkünfte anwieß und in allen ihm als einem Fürsten begegnete. Sein Vaterland ließ er indeß von dem nichts entgelten, was ihn darinnen widriges begegnet war, sondern betrug sich vielmehr, auch in der Entfernung, als ein edelmüthiger Patriot, und als er den König von Persien entschlossen sah, Griechenland zu bekriegen, schrieb er zuerst die Nachricht davon nach Sparta, auf Tafeln, die er hernach wieder künstlich mit Wachs überzog, so daß die Schrift niemanden, als der um das Geheimniß wuste, kenntlich war. Er betrug sich in Persien überall mit so vieler Würde, und seine Verdienste waren so entschieden, daß ihm keiner von den Persern die Ehre und Vortheile misgönnte, die er in ihrem Lande erhielt, wo seine Nachkommen noch viele Jahrhunderte hernach sich in Wohlstand befanden.

Leolychides, der durch die Arglist des Cleomenes König geworden war, ließ sich von ihm durchaus beherrschen; er ging mit ihm nach Aegina, und führte von da einige Einwohner gefangen weg, die er den Atheniensern, ihren Todtfeinden überlieferte. Bald darauf verlangte der Tyrann zu Milet, Aristagoras, vom Cleomenes, er sollte den jonischen Städten wi-

der den König von Persien Hülfe leisten; allein er gab ihm völlig abschlägige Antwort, und darinn handelte er sehr klug, denn da dieser Fürst die Athenienser hierzu überredet hatte, so entspann sich ein Krieg daraus, der den Untergang fast von ganz Griechenland hätte nach sich ziehen können.

Die Spartaner schienen nach einiger Zeit geneigt, die Sache des Demaratus genau zu untersuchen, worauf Cleomenes fürs beste fand, erst nach Thessalien, dann aber nach Arcadien zu flüchten, wo er eine Anzahl Truppen zusammen zu bringen suchte. Die Aufseher befürchteten, er möchte neue Unruhen anstiften, sie riefen ihn deswegen zurück, und setzten ihn in seine Würde wieder ein. Kurz darauf ward er wahnwitzig, so daß man ihn in Fesseln legen, und einsperren mußte. In diesem Zustande suchte er von dem Heloten, der ihn bewachte, halb mit Gewalt, ein Schwert zu bekommen, womit er sich von den Waden an bis an die Eingeweide den Leib aufriß, und so todt niederfiel. Er hinterließ eine Tochter, Namens Gorgo, eine der berühmtesten Frauenzimmer ihrer Zeit.

Als er gestorben war, erhoben die Aegineten bei den Spartanern Klage über den Leolychides, daß er die ansehnlichsten Männer von ihrer Insel weggeführt, und den Atheniensern ausgeliefert hätte. Die Spartaner wollten

wollten damit überall nichts zu thun haben, vielmehr erboten sie sich, ihn den Aegineten zu überantworten. Allein die Gesandten von Aegina verlangten, statt aller Genugthuung blos, daß er mit ihnen nach Athen reisen, und alles anwenden sollte, die Freiheit ihrer Geisseln auszuwürken. Dies that er gern, aber ohne Erfolg, weil er bei den Atheniensern so wenig, als zu Sparta in einiger Achtung stand; er kehrte hierauf nach Hause zurück, und behielt noch immer die Königliche Würde, obwohl ihm das Volk nicht günstig war.

Neben ihm regierte nach Cleomenes Tode Leonidas, der sich mit Gorgo, dessen Tochter vermählte. Seine große Mäßigung und Unerschrockenheit machten ihn berühmt. Sobald die Anschläge des persischen Königs wider die Griechen durch die geheime Nachricht, die Demaratus an Gorgo des Leonidas Gemahlinn, hatte gelangen lassen, bekannt geworden waren, faßte man in einer allgemeinen Versammlung auf der Meerenge den einmüthigen Schluß, daß alle griechische Staaten ihre Freiheit wider Persien mit vereinigten Kräften vertheidigen sollten. Allein blos die Spartaner und Athenienser blieben in der Folge diesem edelmüthigen Schlusse treu.

Anfangs wurden 10000 Mann, unter dem Themistocles, einem Athenienser, und Evänet, einem

Spartaner nach Thessalien geschickt, dies Land, welches seiner Lage wegen dem Angriff der Perser am ersten blos gestellt war, zu vertheidigen; doch diese wurden bald wieder zurückgerufen, weil man sich in einem so ebenen Lande nicht lange behaupten zu können meinte, und dagegen in der nächsten Versammlung der Schluß gefaßt, den Paß Termopile zu besetzen. Leonidas sollte mit 6000 Mann, worunter nur 300 Spartaner waren, diesen Posten behaupten; er ward von einigen Großen im Staat gefragt: ob er nicht irgend einen geheimen Anschlag dabei im Sinn hätte? Diesen antwortete er: ich bin willens, die Enge Termopile zu vertheidigen, in der That aber gehe ich blos dahin, um für mein Vaterland zu sterben. Er hatte sich fest entschlossen, ein Opfer für die Sicherheit seines Staats zu werden, denn ein Orakel hatte den Ausspruch gethan: entweder Sparta, oder sein König müsse umkommen. Als er von seiner Gemahlinn Abschied nahm, fragte ihn diese: ob er ihr nichts mehr zu sagen hätte, Heirathe, sprach er, einen tapferen Mann, und bringe ihm tapfere Kinder.

Es ist schon an einem andern Ort erzählt worden, wie glorreich Leonidas mit seiner ausgesuchten Schaar bei Termopile fürs Vaterland starb. Als er Nachricht erhielt, die Perser wären durch einen geheimen

Weg über das Gebürge geführt worden, und würden ihm in den Rücken fallen, entließ er alle seine Bundesgenossen, und behielt, ausser seinen 300 Spartanern blos 700 Thespier, und 400 Thebaner bei sich; diese lezteren ganz wider ihre Neigung. Unter diesen einem unvermeidlichen Tode geweiheten Opfern erblickte Leonidas einige sehr junge Leute; ihr hartes Schicksal erregte sein Mitleiden, er rief deswegen einen nach dem andern zu sich, und stellte sich, als wollte er durch sie Briefe an die Aufseher nach Sparta schicken, um sie zu retten. Allein sie merkten seine Absicht bald, und weigerten sich, ihm zu gehorchen. Herr! antwortete ihm einer, ich bin hieher gekommen, dir als Streiter zu dienen, und nicht als Bote. Ein anderer sagte: erst laß uns fechten, Herr, dann will ich deine Nachricht von der Schlacht überbringen.

An Leonidas Stelle ward sein noch unmündiger Sohn Plistarch zum König erklärt, und ihm sein Vetter Pausanias indeß zum Vormund bestellt. Dieser, der jezt, in Abwesenheit des Leolychides die höchste obrigkeitliche Würde zu Sparta bekleidete, erfocht an eben dem Tage, da Leolichides mit der Flotte bei Micale die Perser besiegte, bei Platäa einen entscheidenden Sieg über den Mardonius zu Lande. Mardonius selbst blieb in diesem Treffen, worinn der Ueberrest

des

des persischen Heers so gänzlich aufgerieben ward, daß kaum 3000 davon kamen.

Pausanias bekam den Zehenten von der unermeßlichen Beute, worunter sich des Xerxes Zelt, und prächtige Kriegsgeräthe, die er dem Mardonius zurückgelassen hatte, befanden; nebst einen starken Vorrath, zu einem schwelgerischen Leben, wie es die Perser gewohnt waren. Als er die Beute besehen hatte, befahl er den Köchen und Beckern, die dabei waren; ihm eine Mahlzeit, wie sie der König von Persien zu halten gewohnt sey, zuzurichten. Da dies geschehen war, ließ er durch seine eigenen Bedienten ein spartanisches Mahl bereiten, und zeigte hierauf einigen der vornehmsten Spartaner beiderlei Mahlzeiten, wobei er mit Lachen ausrif: o ihr Griechen, sehet hier die Thorheit des Königs der Meder, der zu Hause so prächtig speißt, und doch übers Meer kam, uns zu plündern, die wir von so harter Kost leben.

Pausanias rückte nach dem entscheidenden Sieg bei Platäa, sogleich vor Theben, um hier den Anfang zu machen, diejenigen zu bestrafen, welche die Sache Griechenlandes treulos verlassen hatten. Die Thebaner merkten bald, es werde unmöglich seyn, ihre Stadt zu vertheidigen, deswegen verglichen sie sich mit ihm,

und

und lieferten ihm die vornehmsten, die es mit Persien gehalten, aus, welche er zu Corinth hinrichten ließ.

Noch eine patriotische Unternehmung führte Pausanias aus, eh' er seinen Ruhm durch unedles Verlassen der Sache der Freiheit schändete. Er war zum höchsten Befehlshaber über die peloponnesische Flotte ernannt, und ihm der Auftrag geschehen, alle griechische Städte von persischer Besatzung zu befreyen. Dies that er gemeinschaftlich mit Aristides von Athen, denn er gieng nach Cypern, vertrieb die Perser von dieser Insel, gieng von da wieder nach Byzanz, und setzte es in Freyheit.

Kurz nachher ließ er sich mit den Persern in ein Verständniß ein, wobey er die Absicht hatte, sich mit Hülfe des persischen Monarchen zum Oberherrn über Griechenland aufzuwerfen. Das erste, was er that, die Perser zu gewinnen, war, daß er alle die Gefangenen, die er zu Byzanz gemacht hatte, entrinnen ließ. Auch änderte er seine Lebensart, und Sitten ganz nach ihrem Geschmacke, nahm die schwelgerische, prachtvolle Art des persischen Hofes an, und spottete über die edle Einfalt seiner vaterländischen Sitten, die er bisher gut gefunden hatte, dies Betragen brachte die Bundsverwandten so sehr wider ihn auf, daß sie heimlich ihn durch Abgeordnete zu Sparta verklagen liessen; indeß nahmen sie ihm das Commando über

die

die vereinigte Flotte ab, und belagerten ihn so gar in Byzanz. Doch er entgieng ihnen nach Heraclea, von wo er nachher grade nach Sparta zurück gieng. Hier ward er zwar anfangs von den Staats-Aufsehern in Verhaft gehalten, weil man aber nicht hinlängliche Beweise hatte, ihn einer Verrätherey gegen den Staat zu überführen, bald wieder auf freyen Fuß gestellt.

Die Gefahr, in der er geschwebt hatte, entdecket, und bestraft zu werden, hatte ihn doch nicht klüger, nur behutsamer, gemacht; er unterhielt noch immer ein geheimes Verständniß mit Artabaz, und, um dessen Entdeckung zu verhüten, wurden sie einig, daß dieser all' die Sclaven, die Pausanias mit Briefen an ihn schickte, hinrichten lassen sollte. Allein gerade diese Arglist war es, was ihn verrieth, denn da ihn seine natürliche Ungeduld verleitete, einst sehr dringend an Artabaz zu schreiben, und diesen Brief einem seiner vornehmsten Günstlinge anzuvertrauen, so gerieth dieser auf den Argwohn: es müsse doch eine Ursach haben, daß kein einziger von Pausanias Boten zurückgekommen wäre. Er öfnete deßhalb den Brief, und da er fand, daß ihm ein gleiches Schicksal mit seinen Vorgängern bestimmt sey, übergab er ihn den Aufsehern. Zu seiner Sicherheit begab er sich hierauf in einen Tempel, wohin sich einige Spartaner versteckt

hatten.

hatten. Pausanias verfolgte ihn in diese Freystätte. und machte ihm Vorwürfe darüber, daß er seinen Brief nicht bestellt habe. Diesen Wortwechsel hörten die versteckten Spartaner mit an, und zeugten hierauf vor den Aufsehern wider den König. Kaum aber merkte Pausanias, daß ihn diese wieder gefangen nehmen wollten, so flüchtete er in den Tempel der Minerva, und nun ereignete sich die Entwickelung seines Schicksals auf eine so ausserordentliche Art, daß sich davon kein ander Beyspiel in der Geschichte findet. Denn indeß man zu Rathe gieng, wie sich der Staat gegen diesen Treulosen nehmen sollte, kam des Pausanias eigne Mutter, legte einen Ziegelstein vor das Thor des Tempels, und begab sich, ohne ein Wort zu sprechen, in ihre Wohnung zurück. Die Spartaner begriffen bald den geheimen Sinn dieser Handlung, versperrten sogleich das Thor, und zwangen ihn, durch Hunger, im Tempel umzukommen. Als sie sicher waren, daß er todt seyn müsse, öfneten sie das Thor, und übergaben den Leichnam seinen Angehörigen.

Auch Leolychides beschloß um eben die Zeit sein Leben, auf eine unrühmliche Weise zu Tegra im Elende. Er war dahin geflohen, um sich der Strafe zu entziehen, die er wegen seiner Treulosigkeit befürchten mußte, womit er einem Auftrage, die Thessalier zu

züchtigen, so schlecht Genüge geleistet hatte. Anfangs zwar schlug er sie, anstatt aber seinen Sieg zu nutzen, und sie dem Staat völlig zu unterwerfen, ließ er sich bestechen, und ward auf der That betroffen, daß er beide Hände voll Gold hielt, als man ihn in seinem Gezelt überraschte. Ihm folgte sein Enkel Archidamus, dem Leonidas aber, da dessen Sohn sehr jung starb, Plistarnax, des Pausanias Sohn, als der nächste königliche Erbe von diesem Stamme. Beide waren von einer milden, friedliebenden Gesinnung, und wenn schon Sparta unter ihnen mancherley Unfälle erleiden mußte, so lag die Schuld davon wenigstens nicht an ihnen. Ein entsetzliches Erdbeben zerstörte die Stadt fast gänzlich, so daß kaum fünf Häuser stehen blieben, und 20000 Menschen dabei umkamen. Archidamus gab bei dieser allgemeinen Verwirrung einen Beweis von kluger Entschlossenheit. Denn da er sahe, daß die Bürger ihr Leben mit großer Unvorsichtigkeit Preis gaben, um nur ihr Vermögen zu retten, ließ er Lärm schlagen, als ob der Feind anrükte. Hierdurch bewog er sie, gewaffnet im Felde zu erscheinen, und sicherte dadurch ihr Leben, zugleich aber rettete er sie von einem Ueberfall der Heloten, die von diesem Unglück Vortheil zu ziehen gedachten, und deswegen mit gewaffneter Hand Sparta angriffen, in der Meinung, sie würden dort keinen Widerstand finden.

Sie wurden mit großem Verlust zurückgeschlagen, da sie aber hiedurch die Hofnung völlig verlohren, ihres Aufruhrs wegen Verzeihung zu erhalten, gingen sie noch weiter, und bemächtigten sich eines Hafens in Messenien, von wo sie in das spartanische Gebiet unaufhörliche Streifereien vornahmen. Da der Staat durch das Erdbeben geschwächt war, so mußte er in dieser Bedrängniß bei den Atheniensern Hülfe suchen, die sie auch, unter Anführung Cimons, mit vieler Bereitwilligkeit ihnen sandten. Auch andere griechische Staaten unterstützten sie, und dadurch ward Archidamus in den Stand gesetzt, ins Feld zu rücken, und Ithome zu belagern, welches die Heloten, von den Messeniern unterstützt, befestigt hatten. Die Athenienser hielten sich bei dieser Belagerung so tapfer, daß die Spartaner aus Eifersucht den großen Staatsfehler begingen, sie zurück zu schicken, mit den Bedeuten, sie bedürften ihrer Dienste nicht mehr. Diese ihnen erwiesene Verachtung ward zu Athen so übel empfunden, daß man von der Zeit an ernstlicher darauf dachte, die Macht der Spartaner einzuschränken.

Bald nachher schickten die Spartaner den Doriern ein Heer zu Hülfe, weil ihnen die Phocier einige Städte abgenommen hatten. Der spartanische Feld-

herr zwang sie sehr bald ihre Eroberungen wieder aufzugeben; allein die Athenienser besetzten, mit Hülfe der Argiver und Thessalier, die Erdenge, ihm den Rückweg abzuschneiden. Dieser zog sich nach Tanagra in Böotien, wo er einen entscheidenden Sieg über die Athenienser davon trug. Indeß dauerte der Krieg mit den Messeniern immer fort, und da Sparta die Hofnung verlohr, Ithome, das nun schon 10 Jahr belagert war, zu erobern, so liessen sie endlich die Messenier unter dem Beding frei abziehen: daß sie den Peloponnes ganz verlassen, und bei Strafe, zu Sclaven gemacht zu werden, nie wieder dahin kommen sollten. Der Staat zu Athen, dessen Feindschaft gegen Sparta nun öffentlich ausgebrochen war, räumte indeß den Vertriebenen zu Naupactus Wohnplätze ein.

Nach verschiedenen Feindseligkeiten zwischen den beiden Staaten Athen und Sparta, kam endlich im Jahr der Welt, 3572 ein Stillstand auf 30 Jahre zwischen ihnen zu Stande, den aber beide Theile sehr schlecht beobachteten. Im vierzehnten Jahr dieses Stillstandes hielt man zu Sparta eine zahlreiche Versammlung, zu welcher alle Staaten im Peloponnes, und anderer griechischen Länder Gesandte schickten, und worinn die Athenienser der Tiranney, Unterdrü-

ckung

ckung und Ungerechtigkeit einmüthig beschuldigt wurden. Zwar vertheidigten einige Gesandte der Athenienser, die damals sich durch einen Zufall zu Sparta befanden, die Sache ihres Vaterlandes aus allen Kräften; allein die Spartaner, nachdem sie beide Theile vernommen hatten, waren doch sehr geneigt, den Krieg wider Athen zu erklären. Ihr König Archidamus gab ihnen den klugen Rath, damit nicht zu sehr zu eilen; allein einer der Aufseher wandte dagegen ein: es sey für Sparta ein großes Glück, daß andere Staaten gegen Athen Verdacht geschöpft hätten, und wofern man sich dieses Zeitpunckts nicht sogleich bediente, diesen Staat auf einmahl zu stürzen, würde es in der Folge ihnen nicht möglich seyn. Hierauf ward der Krieg sogleich beschlossen, und Gesandte zwar mit Friedensanerbietungen nach Athen geschickt, diese aber geflissentlich so eingerichtet, daß sie daselbst als unanständig verworfen wurden.

Kurz darauf überfielen die Thebaner Platäa, worauf beide Theile sogleich ins Feld rückten. Alle Peloponneser, die von Argos und Achaja ausgenommen, stunden den Spartanern bei. Archidamus fiel mit 60000 Mann ins attische Gebiet ein, doch wünschte er noch immer, daß ein Vergleich zu Stande kommen möchte, und fertigte deswegen einen Gesandten nach Athen

ab, den man aber, ohne ihn anzuhören, zurückschickte. Hierauf verheerte er das attische Gebiet, bis auf zwei Meilen vor Athen, auf die schrecklichste Weise.

Wir wollen die einzelen Begebenheiten dieses langwierigen Krieges, weil sie bereits in der Geschichte von Athen umständlich erzählt sind, hier nicht der Länge nach wiederholen. Wir begnügen uns blos, zu bemerken, daß er durch Lysandern auf eine für Sparta sehr rühmliche Art geendigt ward. Dieser trug im Jahr der Welt 3599 einen entscheidenden Sieg zur See über die Athenienser davon. Er veränderte nach diesem Siege die Regierungsart in allen Städten Griechenlandes, wo er mit der Armee hinkam, sie mochten damit zufrieden seyn, oder nicht. In jeder bestellte er einen Spartaner zum Statthalter, nebst 10 von seinen Anhängern aus Ephesus, wo er eine Menge verwegener Leute zusammengebracht hatte, die er an seinen Räubereyen Theil nehmen ließ, und sie dadurch bei seiner Parthey erhielt. Diese neuen Statthalter aber führten ihr Amt mit überaus großem Stolz und Strenge, so daß die Herrschaft der Spartaner durch sie allgemein verhaßt ward.

Lysander schickte alle die großen Schätze, die seine Siege ihm zu Wege gebracht hatten, unter der Aufsicht

Gylipps,

Gylipps, eines seiner Anhänger, nach Sparta, nachdem er zuvor die Zeitung von seinem Siege daselbst bekannt gemacht hatte. Auf diese Nachricht liessen die Spartaner sogleich ihre beiden Könige Agis und Pausanias mit einem starken Heer wider Athen ausrücken, und als Lysander bald nachher mit einer starken Flotte an die Küste von Attika kam, wurden die Athenienser, nach einer tapfern Vertheidigung, doch zuletzt gezwungen, sich auf harte Bedingungen zu ergeben. Sie mußten den Hafen Piräus, und die langen Mauern, die sie zu ihrer Schutzwehr erbaut, niederreissen, und alle die Städte verlassen, die sie ausser ihrem eigenen Gebiet bisher besessen hatten. Lysander erlaubte ihnen blos 12 Galeeren, übergab die Regierung 30 Personen, die er selbst wählte, und ließ eine spartanische Besatzung, unter Aufsicht eines seiner Getreuen, in der Citadelle zurück.

Zweyte Vorlesung.

Die Zeiten, wo der spartanische Staat ein Muster der Uneigennüzzigkeit, und Mäßigkeit für alle übrigen

Staaten Griechenlands war, schienen jezt vorüber zu seyn. Ohngeachtet der Strenge seiner Gesetze begann doch die Begierde nach Gold, und Silber unter den Spartanern herrschend zu werden, und mit der Habsucht zugleich die Betrügerei unter ihnen sich auszubreiten. Ein Beyspiel davon war der Vorgang mit den unermeßlichen Schätzen, die Lysander auf seinem Zuge zusammen gebracht hatte, und jezt durch einen seiner Anhänger Gylipp, der sich bey der Vertheidigung von Syrakus rühmlich ausgezeichnet hatte, nach Sparta sandte. Dieser Mensch ließ sich von seinem Geitze hinreissen, eine List zu versuchen, um sich einen Theil davon zuzueignen; er machte nemlich die Geldbeutel unten auf, nahm beträchtliche Summen daraus, und nähte sie denn wieder zu. Als er das Geld zu Sparta ablieferte, drang er vornehmlich darauf, die Siegel zu untersuchen, und daß sie unversehrt befunden wären, ihm zu bezeugen. Allein zum Unglück für ihn fand sich, was er nicht vermuthet hatte, nehmlich, oben in jedem Beutel ein Zettel, auf dem die darinn enthaltne Summe bezeichnet stand. Dies, und die Anklage eines seiner eignen Leute verrieth den Betrüger, der nun gezwungen ward, sein Vaterland als ein ehrloser Dieb zu verlassen.

Sie

Sie selbst, diese nach Sparta geschickten Schätze, wurden für den Staat eine Quelle grosser Zwistigkeiten. Einige von den Bürgern waren sehr froh über dies gute Glück, wie sie es nannten, und billigten Lysanders Verfahren, andre aber, welche die Staats-Verfassung besser kannten, hielten es für eine offenbare Uebertretung der weisen Gesetze Lykurgs, daß man diese Schätze angenommen habe, und ahndeten daraus eine merkliche Verschlimmerung der Sitten im Staate. Endlich gaben sie es zu, daß verordnet ward: der Staat könnte dies Gold, und Silber in seinen Nutzen zwar verwenden, Privatpersonen aber solten bey Lebensstrafe keins besitzen. Ein in der That elender Behelf, der immer die Herzen der Spartaner der Habsucht, und einer übermäßigen Schätzung der Reichthümer öffnen muste, indem er solche als nützlich für den Staat erklärte.

Lysander kehrte nach dem Hellespont zurück, und verfuhr dorten, noch mehr als er bißher schon gethan, eigenmächtig, die griechischen Städte ließ er ihre Abhängigkeit von ihm stark empfinden, und selbst den persischen Statthaltern, sonderlich dem Pharnabaz, begegnete er stolz, und strenge. Um seinen Uebermuth, und Frechheit zu demüthigen, schickte dieser beleidigte persische Grosse einige Vertraute nach Sparta, die

den Aufsehern Lysanders ehrgeitzige Absichten kund machen, und zeigen sollten, wie sichtbarlich er darauf ausgehe, sich zum beständigen Feldherrn, und von seinen Obern unabhängig zu machen. Dieser Beschuldigung wusten sie auch so viel Wahrscheinlichkeit zu geben, daß der Staat ihn sogleich, vermittelst einer Scytale *) zurück berief.

Lysander erstaunte gewaltig, da er die Scytale erhielt, von deren Innhalt er nicht den mindesten Wink vorher gehabt hatte. Er vernahm zugleich, einige seiner Freunde wären zu Sparta hingerichtet worden, sonderlich Thorax, einer seiner vornehmsten Befehlshaber, bey dem man viel Gold, und Silber gefunden hätte. Nun merkte er, daß die Ränke des Pharnabaz seine Zurückberufung verursacht hätten, und hielt' es daher fürs dienlichste, sich zu verstellen; daher veranlaßte er eine Unterredung mit Pharnabaz, wobey er alle seine Kunst anwandte, ihn zu besänftigen, und dahin zu vermögen, daß er, durch einen Brief unter seiner eignen Hand, alles das widerriefe, was in seinem

*) So nannte man einen schmalen Streif Pergament, der schneckenförmig um einen kleinen Stab gewunden, und alsdenn beschrieben ward. Wenn er abgewickelt war, konnte die Schrift darauf nicht eher gelesen werden, bis er wieder um einen Stab von gleicher Größe gewickelt war, welchen der Feldherr allemahl mit sich führte, wann er ins Feld rückte.

nem Namen den Aufsehern war nachtheiliges von ihm vorgebracht worden. Anfangs machte dieser Schwierigkeit, ihm zu willfahren; zuletzt aber schrieb er doch in Lysanders Gegenwart einen Brief, wie jener es wünschte, allein er hatte bereits zuvor einen von ganz andrer Art fertig gemacht, den er unterschob, indem er sich stellte, als wollte er jenen zusammen legen.

Als Lysander nach Sparta kam, sah er, daß er, mit aller seiner List, doch vom Perser hintergangen sey, und gerieth darüber in grosse Bestürzung. Damit man ihn nicht zur Rechenschaft ziehen möchte, gab er vor, Jupiter Ammon sey ihm erschienen, und hab ihm befohlen, sogleich nach Delphi zu reisen, sein Orackel um Rath zu fragen. Die Aufseher willigten ungern in seine Abreise, kaum aber war er fort, so fiengen die Könige an, seinen Anhang dadurch zu schwächen, daß sie seine Freunde zu stürzen suchten. Allein er kehrte plötzlich wieder nach Sparta zurück, weil um diese Zeit die Athenienser wider ihre Tyrannen die Waffen ergriffen, um den Senat zu überreden, daß er die obrigkeitlichen Personen, die von ihm ernannt waren, unterstüzte, und ihm das Commando über diese Unternehmung gäbe. Aber die Könige waren dawider, und Pausanias brachte es dahin, daß die Anführung des Heers ihm aufgetragen ward. Anstatt aber

die Tyrannen zu unterstützen, trat dieser, als er nach Athen kam, mit dem Volke in Unterhandlungen, und schafte demselben Frieden mit Sparta auf sehr rühmliche Bedingungen. Lysander fand sich darüber sehr beleidigt, und bekam bald darauf Anlaß, seinen Unwillen zu äussern, mit den Volke aber sich wieder auszusöhnen. Denn als wenig Jahre nachher die Athenienser den Persern wider Sparta Beystand leisteten, ward Pausanias von seinen Mitbürgern sehr getadelt, Lysander dagegen als ein rechtschafner, und patriotischer Mann mit vielem Eifer erhoben.

Indem dies vorgieng, starb Agis zu Sparta, und erkannte auf dem Todtbette den Leotychides öffentlich für seinen Sohn. Dieser Erklärung ohngeachtet machte gleichwohl des Agis eigner Bruder, Agesilaus, auf die Krone Anspruch, ward auch, da sein großer Geist, und ausnehmende Tugenden ihm viel Freunde gewonnen hatten, überdies Lysander ihn unterstüzte, zum König erklärt. Leotychides ward, als ein unächter Absprößling, sowohl von der Regierung, als vom eigenen Vermögen seines Vaters, ausgeschlossen. Zwar suchten die Gegner des Agesilaus einen Orakel-Spruch wider ihn geltend zu machen, was den Spartanern rieth, sich für einer lahmen Regierung zu hüten, denn bey ihm war der eine Schenkel merklich kürzer,

als der andre. Allein Lysander machte eine andre scherzhafte Deutung davon auf Leotychides, der als ein unächter Sohn kein Recht zum Throne haben könnte; das, meinte er, sey eben die lahme Regierung, vor der das Orakel gewarnt hätte.

Agesilaus war, als ein jüngerer Sohn, von seinen Eltern mit aller Strenge, als das Kind des geringsten spartanischen Bürgers, erzogen, welches ihm in der Folge großen Vortheil brachte. Denn durch seine Erziehung, in Gemeinschaft andrer seines gleichen, war ihm ein freundliches, gutartiges, leutseeliges Betragen eigen geworden, welches ihm bey dem tapfern, thätigen und hohen Geiste, den er besaß, zu großer Empfehlung beym Volke diente. Er war der eifrigste Patriot, und zog des Vaterlands Wohl nicht nur seinem eignen Nutzen, sondern auch seiner Ehre, und gutem Namen vor. Ihm opferte er willig seine Ruhe und Sicherheit auf, und jede Verordnung des Staats war ihm so heilig, daß er, sie ausführen zu können, für sein höchstes Glück achtete. Mit edler Freygebigkeit trat er, da er zum Throne gelangt war, die Hälfte von seines Bruders Vermögen seinen mütterlichen Angehörigen, Personen von Verdienst, aber die bisher in Dürftigkeit gelebt hatten, ab. Denen, die ihm bey seiner Wahl entgegen gewesen, beeiferte er sich Dienste

zu erweisen, und verhalf ihnen zu Aemtern, wenn ihre Verdienste ihnen darauf Ansprüche gaben. Den Aufsehern bewieß er die gröste Höflichkeit, Zuneigung und Vertrauen, so daß diese, da sie keinen Fehler an ihm fanden, auf seine hervorstechende Tugenden eifersüchtig wurden, und ihm, wegen einer sehr ausserordentlichen Verschuldung, eine Geldstrafe auflegten, daß er nemlich die Neigung des Volks ganz allein auf sich zöge, was, nach spartanischer Verfassung, immer ein Staatsverbrechen war.

Die erste Gelegenheit, dem Vaterlande zu dienen, fand Agesilaus, als er in einem Kriege gegen den König von Persien zum Feldherrn von Griechenland erklärt ward. Artaxerxes hatte diesen Krieg, schon ehe Agesilaus König geworden, den Spartanern, und allen griechischen Städten in Asien, die an der Empörung seines Bruders Cyrus Theil genommen hatten, angekündigt. Als Agesilaus kurz zuvor, ehe er auszog, für sein Vaterland ein Opfer brachte, that der Wahrsager, der die Eingeweide besah, den Ausspruch: es wäre wider ihn und alle obrigkeitliche Personen zu Sparta eine Verschwörung angesponnen. Sie ward auch von einem der Mitschuldigen bald darauf entdeckt, der einen gewissen Cinado angab, welcher, weil er keinen im Staat vertragen könnte, nebst

einigen andern willens sey, die Könige, den Senat, und die Aufseher aus dem Wege zu räumen. Man bemächtigte sich seiner, und der Senat dämpfte diese Verschwörung sehr geschwind, obwohl nicht völlig auf eine gesetzmäßige Art, durch augenblickliche Hinrichtung aller Mitschuldigen.

Als die Ruhe wieder hergestellt war, brachte es Lysander, aus ungeduldigem Verlangen, nach Asien, dem Schauplatz seiner Siege, zurück zukehren, dahin, daß Agesilaus ein so starkes Heer zu führen bekam, welches, wofern nichts widriges dazwischen gekommen wäre, Alexandern, allem Ansehen nach, nichts in Persien zu erobern übrig gelassen hätte. Ihm ward ein Rath von 30 Männern zugegeben, unter denen Lysander der oberste war. Er begab sich, indeß sein Heer sich zusammenzog, nach Aulis; hier glaubte er durch einen Traum erinnert zu seyn, er sollte dem Agamemnon im opfern nachahmen. Er ließ deshalb ein Reh mit Kränzen behängen, und befahl seinem eigenen Wahrsager, das Opfer zu verrichten; die Böotier aber empfanden dies sehr übel, daß er in ihrem Lande einen Mann, der ihm zugehörte, anstatt des von ihnen bestellten Opferpriesters gebrauchen wollte. Sie liessen ihm daher diese, ihren Sitten zuwiderlaufende Art zu opfern, durch Abgeordnete untersagen; da diese aber

sahen,

sahen, daß auf ihre Vorstellungen nicht geachtet ward, giengen sie gerade zum Altar, nahmen das Opfer weg, und warfen es auf die Erde. Dieser Vorfall erregte zwischen den Böotiern und Spartanern große Erbitterung, und gab Anlaß zu einem Kriege, der nachher die Herrschaft von Sparta über Griechenland aufhob, und beynahe diesem ganzen Staat den Untergang gebracht hätte. Agesilaus war darüber so voll Unmuths, daß er sogleich nach Asien unter Segel gieng, wo er sehr bald eine unvermuthete Veränderung seiner Umstände vor sich fand. Zu Sparta war er König, hier aber in Asien ward Lysander so verehrt, als ob er noch etwas mehr als König wäre. Jeder wandte sich an ihn, alles ward durch ihn gesucht, und er nahm diesen allgemeinen Weihrauch mehr mit dem Stolz eines Gottes, als mit der Herablassung eines Menschen an. Die übrigen Beisitzer des Königsraths wurden sehr bald unwillig, als sie fanden, daß sie zu Dienern gleichsam eines ihrer Amtsgenossen herunter gesetzt waren, und beschwerten sich bei dem Könige. Dieser glaubte der Sache am geschwindesten abzuhelfen, indem er jedes Ansuchen abschlug, das Lysander an ihn brachte, und hingegen alle die unterstützte, die sich nicht an ihn gewandt hatten; allein dies Mittel wirkte nur halb, denn die Griechen liessen nun zwar nicht länger ihre Bitten

durch

durch Lysandern vortragen, indeß fuhren sie doch fort, ihm eben so große Ehrerbietung, als vorher, zu erweisen.

Dies brachte den König, der sonst von Natur nicht misgünstig war, doch gegen Lysandern auf; er machte deswegen diesen zu seinem Oberküchenmeister, und sagte öffentlich, um die Jonier zu beschimpfen: laßt sie nur hingehen, und meinem obersten Schlächter die Aufwartung machen. Lysander nahm sehr bald Anlaß, mit dem König hierüber zu sprechen, denn das erstemal, da er mit ihm allein war, sprach er zu ihm: in Wahrheit, Agesilaus, du verstehst dich sehr gut darauf, deinen Freund herunter zu setzen. Allerdings antwortete der König, alsdenn, wenn sie größer seyn wollen, als ich. Ueberdieß kann man es gar nicht für unrecht halten, wenn die bei mir viel gelten, die für die Ausbreitung meiner Macht eifrig besorgt sind. Lysander versetzte: es gefällt dir, Herr, größere Freiheit im reden zu gebrauchen, als ich je bei meinen Handlungen gebraucht habe. Ich bitte dich aber um der Fremden willen, die aufmerksam auf uns sind, mir den Posten anzuweisen, worinn ich am wenigsten bei dir in Verdacht gerathen, und es zugleich am meisten in meiner Macht haben möchte, dir zu dienen. Der König ernannte ihn darauf zum Abgesandten, an

die

die spartanischen Bundsgenossen am Hellespont, in welchem Posten er all seinen innern Groll nährte, ohne äusserlich seine Pflicht zu verabsäumen. Er kehrte einige Zeit darauf nach Sparta zurück, höchst mißvergnügt über die Art, wie ihm war begegnet worden, und über die ganze Regierungsform, die er, wo möglich, abzuschaffen sich vornahm. Er hatte schon seit vielen Jahren dem Entwurfe nachgedacht, es dahin zu bringen, daß die Krone durch Wahl vergeben würde, und nicht, wie bisher, blos auf zwo Familien eingeschränkt wäre, weil er hofte, daß er alsdenn, durch seinen starken Anhang, selbst dazu gelangen könnte. Vergeblich hatte er es versucht, einige Orakel zu bestechen, die seine Absicht begünstigen sollten; zuletzt fiel er auf ein anderes Mittel. Im Königreich Pontus hatte vor einigen Jahren eine Frau vorgegeben, sie sey schwanger vom Apollo, und da sie von einem Sohne, Namens Silen, entbunden ward, stritten die Großen des Landes um die Ehre, ihn zu verpflegen und aufzuziehn. Diesen beschloß Lysander zur Ausführung seines Anschlags zu gebrauchen; er bestach deshalb einige delphische Priester, die vorgeben mußten, es wären alte Orakelsprüche von Sparta vorhanden, welche nicht eher dürften gelesen werden, als bis sie von einem Sohn des Apollo abgeholt würden.

Silen sollte als der Sohn des Apollo sie abfordern, und nachdem seine Geburt von den Priestern erkannt wäre, folgenden Ausspruch des Orakels bekannt machen: es würde Sparta zum Ruhm und zum Vortheil gereichen, künftig keinen andern König zu wählen, als den würdigsten unter seinen Bürgern. Silen wuchs heran; allein der Anschlag, der bei Lysanders Lebzeiten nicht verrathen ward, verunglückte dennoch, weil einer von den Unterhändlern zu furchtsam dabei war.

Agesilaus führte, nachdem Lysander nach Sparta zurückgegangen war, den Krieg mit großem Ruhm und Glücke wider den Tissaphernes, den sein widriges Glück, nebst den Verläumdungen seiner Feinde bei Hofe, beim König in Ungnade brachte, so daß dieser ihn absetzte, und den Tithraustes an seine Stelle ernannte. Dieser bot dem Agesilaus große Summen an, wenn er sich gefallen lassen wollte, Friede zu machen, da er ihn aber unbestechlich fand, schickte er den Rhodier Timocrates mit 50 Talenten nach Griechenland, die vornehmsten in den griechischen Städten zu bestechen, und dadurch Meuterei wider Sparta anzustiften. Zu Theben, Corinth und Argos fand Timocrates bei vielen willig Gehör, so daß in kurzem ein Krieg mitten in Griechenland sich entspann,

der die Spartaner nöthigte, den Agesilaus schleunig zurückzurufen. Die vornehmsten von der persischen Parthey zu Theben waren am meisten wider die Spartaner, und um einen Vorwand zu Feindseligkeiten zu bekommen, überredeten sie die Locrier, in einen Strich Landes einzufallen, der zwischen ihnen und den Phociern streitig war. Als diese nun wiederum die Locrier angriffen, leisteten die Thebaner den lezteren schleunig Hülfe, wodurch die Phocier gezwungen wurden, Sparta um Beistand anzusprechen. Die Spartaner ergriffen diesen Anlaß sehr gern, mit Theben zu brechen, und Lysander überredete sie noch mehr dazu, der, obwohl er schon sehr bei Jahren war, doch darum anhielt, das Heer wider die Thebaner anzuführen, die er darum haßte, weil sie der Stadt Athen Hülfe geleistet hatten, die 30 Tyrannen zu vertreiben, die von ihm waren ernannt worden. Lysander rückte schleunig nach Phocis, indeß ihm Pausanias mit einem andern Heer folgte, um Böotien an der Seite des Berges Cytheron anzugreiffen. Als dieser zu Plataa angekommen war, schickte Lysander an ihn einen Boten, um ihn dahin zu vermögen, daß er auf eine bestimmte Zeit sich zu Haliartus mit ihm verbände. Diesen Brief fingen die Thebaner auf, überliessen sogleich die Besatzung ihrer

Stadt den Athieniensern, die ihnen zu Hülfe gekommen waren, und zogen gerade nach Haliartus. Lysander langte bei Nacht vor dieser Stadt an, und wartete bis zu Tages Anbruch auf den Pausanias. Da dieser aber nicht erschien, beschloß er, die Stadt dennoch zu stürmen. Kaum aber rückte er gegen die Mauer an, als die Thebaner und Haliarten einen Ausfall thaten, und ihn von vorne sowohl als im Rücken angriffen. Er selbst blieb, und seine Leute wurden mit Verlust von 1000 Mann geschlagen; die Thebaner aber verlohren nur 300.

Pausanias rückte, als er die Nachricht von dieser Niederlage erhielt, eiligst nach Haliartus, wo er sich alle Mühe gab, den Leichnam Lysanders von den Feinden zurückzubekommen. Zwar riethen ihm einige, die unter ihm commandirten, den Feind anzugreifen; weil er aber bedachte, daß dieser, jetzt stolz auf seinen Sieg, und ihm an der Zahl weit überlegen sey, wollte er kein Treffen wagen, sondern verglich sich lieber, Böotien zu räumen, wofern ihm Lysanders Leichnam ausgeliefert würde. Bei seinem Rückzuge begrub er ihn im Gebiete der Panopäer; als er aber selbst nach Sparta zurück kam, fand er eine so allgemeine Erbitterung gegen sich, daß er vor Gericht

loszukommen sich nicht getraute, sondern lieber nach Tegea ging, und da als ein Privatmann lebte.

Lysander ward wegen der wichtigen Dienste, die er Sparta geleistet hatte, allgemein bedauert. Er starb sehr arm, weil er es allezeit verachtet hatte, Reichthümer zu sammeln; als dies bekannt ward, weigerten sich einige vornehme Spartaner, die mit seinen Töchtern versprochen waren, die Heirath zu vollziehen, da sie sahen, daß sie kein Geld mit bekämen. Allein die Aufseher liessen sie diese Niederträchtigkeit durch starke Geldstrafen büßen, und erklärten: der müsse von einer höchst unedeln Gesinnung seyn, der lieber eine Frau aus einer reichen Familie, als eine tugendhafte haben wollte.

Agesilaus hatte indeß viele Provinzen in Asien erobert, und war willens, noch tiefer in das innerste des persischen Reichs einzudringen, als er unvermuthet nach Sparta zurückgerufen ward. Ohne Bedenken gab er die gehofften Früchte seiner Siege auf, und zog den Gehorsam gegen den Staat der schmeichelhaften Aussicht vor, das ganze persische Reich zu bezwingen. Er übertrug die Anführung der Flotte nunmehr seinem Schwager Pisander, und ließ, zur Behauptung der eroberten Länder, den Euxenes, der

unter ihm das Heer zu Lande angeführet hatte, mit 4000 Mann zurück.

Man hatte zu Sparta, als Pausanias sich davon gemacht, den ältesten seiner beiden Söhne, Agesipolis, zum Könige erklärt, seinen Oheim Aristodem aber ihm zum Vormund gegeben. Diesem letzten ward ein Heer von 15000 Mann anvertraut, um das gefährliche Bündniß, das wider Sparta geschlossen war, aus einander zu treiben. Auch erhielt er bald bei Corinth einen Sieg über die gegen Sparta verbundenen Griechen, deren mehr als 20000 Mann waren, blos mit Verlust von 8 Spartanern. Agesilaus sahe diese Mishelligkeiten unter den Griechen höchst ungern, mußte aber doch, auf Befehl der Aufseher, sogleich einen Einfall in Böotien thun. Er erhielt an eben dem Tage, da er das thebanische Gebiet betrat, die Nachricht, daß die zurückgelassene spartanische Flotte geschlagen, und sein Schwager, der sie anführte, selbst dabei geblieben sey. Um nun zu verhüten, daß den Soldaten der Muth nicht entfiele, die ohnedies durch eine Sonnenfinsterniß an diesem Tage erschreckt waren, gab er vor, die Zeitung von einem Siege durch diesen Boten erhalten zu haben, den sein Schwager über die Perser erfochten hätte; er bekränzte sich

deshalb, nach Art der Sieger, und brachte den Göttern ein feierliches Opfer.

Bald darauf erfolgte ein Treffen bei Coronea, das hitzigste seit vielen Jahren. Agesilaus siegte an seiner Seite, der andere Flügel der Seinigen aber, auf den die Thebaner getroffen waren, ward geschlagen. Da diese sich wieder zum Streit sammelten, faßte Agesilaus den mehr muthigen, als klugen Entschluß, sie von vorn anzugreifen. Diesen Angriff hielten die Thebaner mit unbeweglicher Standhaftigkeit aus, und überall, wo Agesilaus stritt, war das Gefecht sehr blutig. Endlich, da von den Spartanern eine Menge geblieben waren, und Agesilaus selbst verschiedene Wunden empfangen hatte, gelang es den Thebanern doch, sie zum weichen zu bringen, obwohl die Spartaner noch einmahl, aber vergebens, versuchten, von der Seite, und im Rücken in sie einzudringen. Agesilaus ging nach diesem Siege nach Delphi, und weihte dort den zehnten Theil der Beute dem Apollo. Gylis, der unter ihm commandirte, führte indeß die Armee nach Locris; hier aber legten sie sich aufs plündern, wodurch ein Aufstand der Locrenser gegen sie erregt ward, in welchem Gylis nebst vielen andern umkam.

Die Corinther fingen an des Kriegs müde zu werden, der, wie sie meinten, blos dazu diente, sie unter die Herrschaft der Argiver zu bringen. Dieser Unruhen bediente sich die den Spartanern ergebene Parthey, einen Haufen derselben in die Stadt zu führen, die andere Parthey ließ Hülfsvölker aus Athen kommen, wodurch die Stadt in die äusserste Gefahr gerieth, von beiden Theilen verwüstet zu werden. Agesilaus rückte hierauf in das Gebiet von Argos ein, und belagerte Corinth zu Lande, indeß sein Bruder Teleutias es zur See einschloß; allein der Muth und die Geschicklichkeit des Atheniensers Iphicrates, machte alle ihre Angriffe vergeblich.

Die Achäer foderten nach einiger Zeit zu Sparta Beistand wider die Acarnanier, der ihnen auch durch Agesilaus geleistet ward, so daß jene sich sehr bald zum Frieden verstehen mußten. Agesipolis mußte indeß wider seinen Willen mit einem andern Heer in das Gebiet von Argos eindringen; denn, weil die Argiver um Stillstand gebeten hatten, sahe er diesen Einfall als eine ungerechte Handlung an. Zwar mußten die Orakel seine Bedenklichkeit zu heben versuchen; weil er aber noch immer viel üble Anzeichen dabei zu sehen glaubte, ging er, ohne viel ausgerichtet zu haben, zurück.

Die persische Flotte hatte indeß, nach ihrem Sieg über die spartanische, viele Inseln erobert; deswegen schickte man von Sparta den Andalcidas zum Tiribaz, dem Stadthalter von Sardes, der versuchen sollte, einen Vergleich mit den Persern zu treffen, und sie von denen wider sie verbündeten Griechen abzubringen; auf allen Fall aber, wenn ihre Vorschläge verworfen würden, rüsteten sie sich, den Krieg in Asien zu erneuern. Andalcidas, ein Mann von vielem Geiste, und sehr einschmeichelnden Sitten, nahm den Tiribaz so sehr ein, daß er sogleich die Spartaner ins geheim mit Geldsummen unterstützte. Auch beim Artaxerxes, an dessen Hof er sich begab, wußte er sich dadurch in Gunst zu setzen, daß er die Sitten seines Vaterlandes lächerlich machte.

Die Spartaner erhielten indeß einige wichtige Vortheile zur See, welches die wider sie verbundenen Griechen zu friedlicheren Gedanken neigte. Der persische König, der gern Griechen in Sold zu haben wünschte, bot ihnen überhaupt Frieden an, aber auf Bedingungen, die sehr unrühmlich waren, indem er die griechischen Städte in Asien, für deren Vertheidigung Agesilaus selbst gefochten hatte, für sich zu behalten verlangte. Die Spartaner liessen sich bewegen, feigherzigerweise diese Bedingungen einzugehn, weil

ihnen

ihnen dadurch gewissermaßen die oberste Gewalt in Griechenland versichert ward; die Thebaner hingegen weigerten sich anfangs durchaus, sich solche gefallen zu lassen, weil ihnen die Oberherrschaft über Böotien dadurch entrissen ward. Als aber Agesilaus sich rüstete, sie mit Gewalt der Waffen zu zwingen, mußten sie endlich wider Willen diesem Frieden beitreten.

Nachdem Sparta sich so mit mehr Glück als Ruhme aus seiner bisherigen Verlegenheit gerissen hatte, dachte es nun auf die Bestrafung derer, von denen es glaubte beleidigt zu seyn. Seine ehemaligen Bundesgenossen, die Mantinäer, waren die ersten, welche diese Strenge empfinden mußten; denn Sparta befahl ihnen, ihre Stadt zu verlassen, und sich in die fünf Dörfer zu begeben, die ihren Vorfahren zur Wohnung gedient hatten. Da sie sich hierzu nicht verstehen wollten, belagerte Agesipolis ihre Stadt geraume Zeit, und überschwemmte solche zuletzt, durch Aufdämmung des Flusses, der mitten durchging, so sehr, daß sie gezwungen waren, sich zu ergeben, und ihre alten Dörfer wieder zu beziehen. Sparta bezwang hierauf auch die Phliasier, und nöthigte sie, ihre verbanneten Bürger wieder aufzunehmen. Hierauf erklärten sie sich wider die Olynthier, die unter dem Vorwande, die macedonischen Städte von der Tyran-

ney des Amyntas zu befreien, die meisten derselben erobert, und für sich behalten hatten. Teleutias ward nach Thracien geschickt, mit dem gemessenen Befehl, sie, was es auch kosten möchte, zu bezwingen. Er richtete den ihm gegebenen Auftrag mit so vieler Hitze aus, daß er sein Heer höchst unbedachtsamerweise der Gefahr aussetzte, mit großem Verlust geschlagen zu werden, wobei er selbst auf der Stelle blieb. Agesipolis folgte ihm, der zwar den Krieg mit mehrerem Glücke führte, doch aber mitten unter seinen Eroberungen, durch eine Krankheit von wenig Tagen, weggerafft ward. Sein Tod erregte zu Sparta allgemeines Bedauern, weil er ein verdienstvoller und leutseliger Fürst war. Sein Bruder Cleombrotus folgte ihm auf dem Throne; die Anführung des Heers in Thracien aber bekam Polybiades, der die Olynthier in kurzer Zeit zwang, mit den Spartanern einen Vergleich zu treffen, vermöge dessen sie sich verbindlich machen mußten, ihnen als Gehülfen in allen ihren Kriegen beizustehn. Weil indeß die Phliasier sich von neuem wider Sparta aufgelehnt hatten, rückte Agesilaus mit einem beträchtlichen Heer wider sie an. Sie vertheidigten geraume Zeit ihre Stadt sehr tapfer; zuletzt aber nöthigte sie der Mangel an Lebensmitteln, sich ohne Bedingungen zu ergeben. Es wurden

den Bevollmächtigte ernannt, die zum Theil Spartaner, zum Theil ihre eigenen verbanneten Bürger waren, um zu entscheiden, welche unter ihren Bürgern Begnadigung, oder den Tod verdienten. Also beherrschte Sparta die Staaten mit stolzer Grausamkeit, die es widerrechtlich sich unterworfen hatte.

Es dauerte nicht lange, daß die Spartaner im ruhigen Besiz der an sich gerißnen Herrschaft blieben. Einige vertriebene Thebaner hatten sich nach Athen begeben, und fanden Mittel, in ihre Stadt durch Ueberfall einzudringen; die Oberhäupter der Gegenparthey ermordeten sie, und rissen so die Regierung im Staate wieder an sich. Vergebens suchte Cleombrotus, der mit einem Heer aus Sparta herzueilte, alles wieder in seinen vorigen Zustand zu setzen. Sphodrias, der mit einigen Truppen zu Thespis zurück geblieben war, machte kurz darauf einen Versuch, den Hafen Piräus wegzunehmen. Die Athenienser nahmen dies sehr hoch auf, und beschwerten sich über ihn zu Sparta; allein man sprach ihn daselbst auf die Vorstellungen des Agesilaus los, welches die Athenienser bewog, sich sogleich mit den Thebanern wider Sparta zu verbinden. Der Krieg ward nun bedenklicher, und für Sparta unglücklich genug, denn Agesilaus richtete mit seinem Heer in Böotien eben so

wenig,

wenig, als im folgenden Jahr Cleombrotus, etwas aus, und gegen das Ende des Feldzugs ward ein Anführer mit 300 spartanischen Reutern niedergehauen. Nicht allein zu Lande war Sparta seinen vereinigten Feinden keineswegs gewachsen, sondern auch zur See ward es von Timotheus geschlagen, und überall neigte sichs mit diesem Staat zum Verfalle, wie viel Mühe Agesilaus auch anwandte, ihn empor zu halten.

Artaxerxes arbeitete indeß ernstlich daran, die griechischen Staaten unter sich auszusöhnen, damit er aus ihnen Truppen in Sold nehmen könnte, die ihm auf seinem Zuge in Egypten nöthig waren. Endlich vermochte er Sparta und Athen dahin, sich auf die Bedingung, daß alle griechische Städte frei seyn sollten, zu einem Frieden zu verstehen. Die Thebaner indeß verweigerten ihren Beitritt zu diesem Frieden, der auch sonst die Ruhe in Griechenland gar nicht herstellte, vielmehr in manchen Städten, wegen Herstellung ihrer vermeinten Freiheit, Unruh und Empörung nach sich zog. Der persische Monarch gab sich zwar noch Jahre lang Mühe, einen dauerhaften Frieden zu bewirken; allein die Thebaner, die seit kurzem ein Uebergewicht von Macht erlangt zu haben meinten, weigerten sich schlechterdings, den Städten in Böotien ihre Freiheit wieder zu geben. Als die

Spar-

Spartaner hierauf bestanden, sagte ihnen Epaminondas geradehin: sie sollten erst den Messeniern ihre alte Stadt wieder einräumen, und Laconika in Freiheit setzen. Diese muthige Anforderung brachte Sparta äusserst auf, und beleidigte auch die Athenienser nicht wenig, die diese Unabhängigkeit Thebens nicht gewohnt waren, eines Staats, der es bisher allezeit entweder mit Athen, oder mit Sparta gehalten hatte. Cleombrotus rückte im folgenden Jahr mit 12000 Mann nach Böotien, und lagerte sich auf den Ebenen bei Leuktra. Epaminondas, der die Thebaner anführte, machte sie, wiewohl ihnen anfangs der Muth nicht wenig gesunken war, doch in der Folge entschlossen, zu fechten. Bald nachher stieß Jason, ein Fürst aus Thessalien, mit 1000 Reutern, und 1500 zu Fuß, zu ihnen; allein dieser war geneigter, das Gefecht zu verhüten, und brachte daher beide Partheien dahin, einen Stillstand zu schliessen. Cleombrotus stieß indeß, da er sich aus Böotien zurückzog, auf den Archidamus, der dem spartanischen Heer eine Verstärkung zuführte, worauf er sogleich in die Ebene bei Leuktra zurückging, und den Stillstand brach. Epaminondas war ihm zwar an Anzahl bei weitem nicht gleich, indeß wagte er doch ein Treffen, worinn die Spartaner mit großem Verlust den Kürzeren zogen. Cleombrotus blieb selbst

mit 4000 Mann, die Thebaner hingegen verlohren nur 300. Durch diesen Sieg ging für Sparta die Herrschaft über Griechenland, die sie fast 400 Jahr hindurch behauptet hatten, nun völlig verlohren.

Die Aufseher zu Sparta erhielten die Nachricht von dieser schrecklichen Niederlage eben, da sie den feierlichen Kampfspielen beiwohnten; ob sie nun wohl die traurigen Folgen davon deutlich einsahen, wollten sie doch die öffentliche Feier dieser Spiele nicht stören, sondern liessen es dabei bewenden, jeder Familie die Namen ihrer Verwandten, die in der Schlacht geblieben waren, schriftlich bekannt zu machen. Der spartanische Patriotismus strahlte bei diesem Vorfall im hellsten Glanze, denn am andern Morgen kamen die Mütter, Weiber und Verwandten der Gebliebenen auf einem öffentlichen Platze zusammen, gaben einander freudig die Hände, und priesen den Muth der entseelten Ihrigen; da indeß die, deren Verwandten im Treffen geflohen waren, sich in ihren Häusern inne hielten, oder wenn sie ja ausgehen mußten, in zerrissenen Kleidern mit in einander geschlossenen Armen, und niedergeschlagenen Augen, sich sehen liessen.

Die größte Verlegenheit zu Sparta war jetzt die: was mit denen, die in der Schlacht flüchtig geworden waren, anzufangen sey? Da ihrer eine gro-

ße

se Anzahl, aus den vornehmsten Familien, und Bürger überhaupt dem Staate jetzt äusserst nöthig waren, so dünkte es ihnen weder rathsam noch sicher, die vom Gesetz bestimmten schimpflichen Strafen über sie ergehen zu lassen. Um sich aus dieser Verlegenheit zu reissen, erwählte man einmüthig den Agesilaus zum Gesetzgeber, mit völliger Gewalt, alle Veränderungen, die ihm gut dünken würden, in ihren Gesetzen vorzunehmen. Er aber gab bei diesem Vorfall einen solchen Beweis seiner Klugheit, der es ausser allen Zweifel setzte, wie sehr er dies Vertrauen des Staats verdiene. Er verordnete nehmlich: die Gesetze sollten für diesen einzigen Tag aufgehoben seyn, nachgehends aber stets und durchgängig in Kraft und Ansehen bleiben. Darauf brachte er, obwohl er schon alt und kraftlos war, ein Heer zusammen, das er wider die Arcadier führte, nahm einige von ihren Städten weg, und zwang sie dadurch, Frieden zu schliessen. Weil indeß die Mantinäer ihre Stadt wieder aufbauten, wurden sie kurz darauf von den Spartanern belagert, ihre Städte erobert, und ihr Land verheert.

Da die Arcadier bald nachher die Stadt Megalopolis bauten, gab dies den Spartanern abermals Anlaß in ihr Land einzufallen, allein nicht mit glücklichem Erfolg, denn sie verlohren in einem Treffen bei

Orcho-

Orchomenus ihren Feldherrn, nebst 200 Mann. Jene verlangten hierauf von den Thebanern Beistand, die ihnen auch mit einem starken Heer von 50000 Mann, unter Anführung des Epaminondas und Pelopidas, zu Hülfe eilten. Sie drangen, da sie keinen Feind vor sich fanden, der sich ihnen widersetzte, in das spartanische Gebiet ein, und rückten sogar bis vor Sparta; ein Umstand, der sich bisher noch nie ereignet hatte. Bei dieser verzweifelten Lage der Sachen stellte indeß Agesilaus die Wachen so geschickt aus, und wußte sich dem Feinde, so oft er einzudringen versuchte, so nachdrücklich entgegen zusetzen, daß es Epaminondas unmöglich fand, Sparta zu erobern, und zum Rückzuge gezwungen war.

Eine sehr gefährliche Verschwörung entstand um diese Zeit in Sparta selbst, die aber Agesilaus durch Klugheit und Gegenwart des Geistes glücklich dämpfte. Er hörte, indem er in der Stadt Befehle zu ertheilen geschäftig war, daß 200 Aufrührer einen wichtigen Posten eingenommen hätten, und sich darinn zu vertheidigen entschlossen wären. Sogleich eilte er dahin, und ohne sich merken zu lassen, daß ihm ihre feindselige Absicht bekannt wäre, rief er ihnen zu: dies ist nicht der Ort, meine Brüder, den ich euch zu besetzen befohlen habe!

Durch diese Anrede stutzig gemacht, gehorchten sie seinem Befehl, in der Meinung, daß ihr Vorhaben noch nicht entdeckt sey; kaum aber waren sie aus einander gegangen, als sie eingezogen, und noch in der nemlichen Nacht einige von ihnen hingerichtet wurden.

Ehe noch Epaminondas das spartanische Gebiet verließ, erbaute er edelmüthigerweise die Stadt Messenä von neuem, und setzte die Nachkommen der Messenier in ihr altes Erbgut ein, nachdem sie es 300 Jahr lang verlohren gehabt hatten. Er bot hierauf den Spartanern Friede unter der Bedingung an: daß sie alle ihre Ansprüche auf Messenien aufgeben, und Lakonien frei lassen sollten; allein diese Vorschläge wieß man zu Sparta verächtlich zurück.

Man that zu Sparta alles mögliche, sich aus dieser Verlegenheit heraus zu reissen. Mit Hülfe der Athenienser ward der Krieg hitziger, als jemahls, fortgesetzt, und Epaminondas rückte mit einem zahlreichen Heere dem spartanischen entgegen, das sich, da es seinen vereinigten Feinden bey weitem nicht gewachsen war, auf der Meerenge verschanzt hatte. Der tapfre Thebaner ließ sich indeß dadurch nicht abhalten, die Spartaner auf derjenigen Seite anzugreifen, die ihm die schwächste zu seyn dünkte, brach

mit Gewalt in die Verschanzungen ein, und eroberte kurz darauf Sicyon, griff auch Corinth an, muste von diesem leztern Orte aber, der starken Vertheidigung halber, wieder abziehen.

Der König von Persien gab sich noch immer Mühe, die Griechen zum Frieden geneigt zu machen, der denn auch, nachdem der böotische Krieg, seit der Schlacht bey Leuctra, fünf Jahr gedauert hatte, zu Stande kam. Allein er war nur von kurzer Dauer, denn kaum waren vier Jahr vorüber, als im Peloponnes neue Bewegungen ausbrachen. Die Tegeaten griffen die von Mantinea an, die erstern suchten bey den Thebanern Hülfe, die leztern bey Sparta, und Athen. Epaminondas, an der Spitze eines grossen Heers, eilte seinen Bundsverwandten zu Hülfe; da er aber hörte, Agesilaus sey mit der ganzen spartanischen Macht auf dem Wege, um zu den Mantineern zu stoßen, ging er grade vor Sparta, und dachte die Stadt zu überrumpeln. Allein Agesilaus bekam durch ein glücklich Ohngefähr einen Wink von seiner Absicht, und fertigte in gröster Eil jemanden mit der Nachricht nach Sparta ab. Archidamus, sein Sohn, der Befehlshaber über die Besatzung war, suchte eben so eilfertig alle Anstalten zur Vertheidigung der Stadt vor. Epaminondas sah, als er vor Sparta kam,

wohl ein, daß der Feind auf seiner Hut war; allein er wagte dennoch einen Angriff, ward aber so hitzig empfangen, daß er sich zurückziehen muste. Er ging sogleich mit seinem Heere hin, Mantinea zu überfallen, weil er sehr richtig urtheilte, daß es Agesilaus würde verlassen haben. Allein auch hier schlug ihm seine Absicht fehl, denn es waren 6000 Athenienser im Peloponnes gelandet, und an dem nemlichen Tage in die Stadt gerückt, da er Mantinea angriff.

Mit dem grösten Eifer suchte jezt Epaminondas Gelegenheit zum Treffen, da ihm sein Vorhaben zweymahl fehlgeschlagen war. Als er daher vernahm, Agesilaus sey mit seinen Bundesverwandten in der Nähe von Mantinea angekommen, ließ er sein Heer in Schlachtordnung aufziehen, und stellte sich, als wollte er nach den Hügeln von Tegea sich hinziehn, und so sich davon machen. Mit einmahl aber gab er der Linie seiner Schlachtordnung, durch eine schnelle Wendung, die Gestalt eines Keils, und griff das verbundene feindliche Heer an, brachte solches auch sogleich in grosse Unordnung. Er hatte sie schon fast vom Schlachtfelde, das mit ihren Todten überdeckt war, vertrieben, als er, durch den Sieg, der ihn zu umschweben schien, kühn gemacht, sich selbst zu sehr wagte. Dies gab den Feinden, die es wusten, wie sehr

das Vertrauen des ganzen thebanischen Heers auf diesen einzigen Anführer sich stützte, den Muth, den Angriff zu erneuern. Sie drangen auf ihn, der zu weit vorwärts gerückt war, haufenweiß ein, und bedeckten ihn mit ihren Wurfspiessen, von denen er, mit unerschütterter Herzhaftigkeit, viele wieder aus seinem Leibe zog, und sie nach denen warf, die sie auf ihn abgeschossen hatten. Endlich bekam er eine tödtliche Wunde durch einen solchen Wurfspieß in die Brust, worauf man ihn sprachloß und entkräftet vom Schlachtfelde wegtrug. Er wolt es indeß doch nicht gestatten, daß man ihm das tödtliche Gewehr aus der Wunde zöge, biß er vernommen hatte: das Heer der Thebaner habe den Sieg davon getragen, worauf er sich den Pfeil ausziehen ließ, und mit dem Blute das Leben augenblicklich von sich gab.

Dritte Vorlesung.

Als Epaminondas todt war, willigten alle griechischen Staaten in den allgemeinen Frieden, nur die Spartaner allein nicht, weil die Messenier mit darinn begriffen seyn sollten. Agesilaus rieth ihnen dies, und

bald

bald hernach gab er ihnen auch den Rath, dem König von Egypten Tachos Hülfsvölker wider den persischen Monarchen zu schicken. Dieser trug dem Agesilaus an, sein ganzes Heer anzuführen, welches dem schon über 80 Jahr altem Greise so sehr schmeichelte, daß er sogleich mit den griechischen Hülfsvölkern nach Egypten segelte. Allein sein geringes äusserliches Ansehen machte ihn den Egyptern verächtlich, und Tachos selbst faßte eine so geringe Meinung von seiner Geschicklichkeit, daß er ihm nur das Commando über die griechischen Hülfstruppen auftrug. Aus Rache für diese Beleidigung ging Agesilaus nachher unedlerweise zu dem Nectanebus über, der, als Tachos in Phönicien war, sich indeß zum Könige von Egypten aufwarf. Als er diesen widerrechtlichen König auf dem Throne befestigt, und für seine Mühe eine große Summe Geldes empfangen hatte, ging er zu Schiffe wiederum nach Hause. Allein durch widrige Winde ward er an die Küste von Afrika verschlagen, und starb mehr an Alter und Entkräftung, als an Krankheit, im 84sten Jahre seines Alters, da er 41 Jahr König gewesen war. Ihm folgte der Ruf eines weisen Fürsten, großen Feldherrn, und eifrigen Liebhaber des Vaterlandes.

Sein Sohn Archidamus, dem sein rühmlicher Sieg über die Arcadier die Gunst des Volks zugezogen

 hatte,

hatte, folgte ihm in der Regierung. Kaum hatte er den Thron bestiegen, so brach der phocische Krieg aus, worinn er es, auf Zureden seiner Gemahlin, mit den Phociern hielt. Da sich der macedonische König Philipp stark in die Händel der Griechen mengte, und wegen seiner vielen erfochtenen Siege sich ein großes Ansehen gab, suchte ihn Archidamus durch folgende Erinnerung auf sich selbst aufmerksam zu machen: Wenn es dir gefällt, Herr, deinen Schatten zu messen, so wirst du finden, daß er nicht eines Fingers breit länger ist, als zuvor. Die strenge Lebensart von Sparta war gar nicht nach seinem Sinne, er hielt sie für eine beschwerliche Last, lebte frei und ohne Zwang, weil er der Meinung war, die Rechtschaffenheit eines Mannes litte darunter nichts, wenn er auch schon eine gute Mahlzeit thäte. Ihm war deswegen auch jeder Anlaß lieb, aus Sparta wegzukommen, und als man beschloß, den Tarentinern Hülfsvölker zu schicken, erbot er sich selbst, sie anzuführen. Dem gemäß ging er nach Italien über, und büßte sein Leben da vor der Stadt Manduria ein, nachdem er funfzehn Jahr regiert hatte.

Ihm folgte sein Sohn Agis, ein Prinz von sehr edelmüthigen, tugendhaften Gesinnungen. In seiner Jugend war er einst als Gesandter an Philipp von Mace-

Macedonien geschickt worden, der, da er ihn ganz allein kommen sah, mit verächtlicher Miene sagte: wie! kommt denn von Sparta nur ein einziger? Herr, antwortete Agis, ich bin auch nur an einen einzigen geschickt worden. Unter der Regierung Alexanders hielt er es, so wenig er auch auf die Gunst der Macedonier rechnen konnte, doch nicht für rathsam, sein offenbarer Gegner zu seyn, und dadurch sein Vaterland unglücklich zu machen. Doch nahm er nach der Schlacht bei Issus, ungefähr 8000 Söldner, die von den Persern sich gerettet hatten, in seine Dienste, ergriff die Parthey des Darius, und segelte, als er von ihm Geld und eine Flotte bekommen hatte, nach Creta, einen Theil dieser Insel zu erobern. Da die Nachricht von der Schlacht bei Arbela ankam, wiegelte er ganz Griechenland zur Empörung auf, seine Vorstellungen waren auch wirksam genug, daß sogleich ein Heer von 22000 Mann wider die Macedonier zusammenkam. Der Statthalter in Macedonien, Antipater, rückte sogleich mit einer noch eins so starken Armee in den Peloponnes, und griff die verbündeten Griechen an, welche, nach einem tapferen Widerstande, zwar den Kürzeren zogen, allein Antipater hatte selbst dabei grossen Verlust. Agis blieb in diesem Treffen auf eine für ihn ehrenvolle Weise.

Denn als er sahe, daß die Soldaten, welche ihn, schwer verwundet, aus der Schlacht trugen, in Gefahr waren, befahl er, sie sollten ihn nur niedersetzen, und ihr eigenes Leben zu künftigem Vortheil ihres Vaterlandes sparen. So blieb er mit dem Schwerdt in der Hand allein zurück, focht noch auf den Knien, und erlegte verschiedene Macedonier, bis man ihm zuletzt einen Wurfspieß durch den Leib trieb. So beschloß er, nach einer Regierung von neun Jahren, sein Leben ruhmvoll, indem er für Freiheit und Vaterland focht. Als Alexander von diesem Treffen hörte, sagte er voll Stolz: indem wir hier in Asien mit dem Darius fechten, ist ja wohl gar in Arcadien ein Mäusekrieg vorgefallen.

Auf Agis folgte sein Sohn Eudamidas, ein Fürst von vieler Weisheit, Mäßigung und Leutseligkeit, dessen ganze Regierung friedlich war. Er und seine drei Vorgänger hatten zum Amtsgenossen den Cleomenes, welcher 61 Jahr regierte, ohne sich auf irgend eine Art hervorzuthun. Dem Eudamidas folgte in der Regierung sein Sohn Archidamus, dem im 22sten Jahr seines Königreichs Aräus, der Enkel des Cleomenes, an die Seite gesetzt ward. Diesem machte sein Oheim Cleonymus anfänglich das Recht zum Throne streitig, ging auch sogar nach Epirus, und vermochte den König

Pyrrhus dahin, sich seiner anzunehmen, obwohl die Aufseher und der Senat ihm gern alles, was billig war, zugestehen wollten.

Pyrrhus näherte sich mit seiner Armee den Gränzen von Sparta, wo er den Dercyllidas vor sich fand, der ihm die Ungerechtigkeit seines feindlichen Einbruchs vorhalten sollte. Pyrrhus ließ ihm durch einen seiner Hofleute antworten: er sollte den Spartanern sagen, sie möchten den Cleonymus zu ihrem Könige annehmen, wo nicht, so wollte er ihnen zeigen, daß sie nichts besser wären, als andere Menschen. Herr! gab Dercyllidas zur Antwort, wenn dein König ein Gott ist, so dürfen wir uns vor ihm nicht fürchten, weil wir nichts unrechtes gethan haben; ist er aber ein Mensch, so fürchten wir ihn auch nicht, weil wir eben so gut, als er, sind.

Aräus war indeß abwesend in Creta, und die Sorgen für die Stadt seinem Sohne Acrotatus überlassen, der größtentheils durch seine Ausschweifung diesen Krieg verursacht hatte; denn er hatte des Cleonymus Gemahlinn geschändet, weshalb dieser aus Rache seine Zuflucht zum Pyrrhus genommen hatte. Als Pyrrhus in der Nähe von Sparta anlangte, bekam er Nachricht, die Stadt wäre in der größten Verwirrung, und es würde ihm leicht seyn,

 sich

sich ihrer zu bemächtigen, weil die Bürger die Anstalten zur Gegenwehr verabsäumt, in Hoffnung, daß ihre Gesandten ihnen Frieden auswirken würden. Cleonymus redete ihm zu, noch diesen Abend mit dem Stürmen der Stadt anzufangen. Weil er aber besorgte, seine Soldaten möchten sich in der Nacht die Beute von Sparta allein zueignen, so verschob er den Angriff bis künftigen Morgen, und schlug sein Lager nahe bei der Stadt auf. Dies hatten die Spartaner so wenig vermuthet, daß die Heloten in des Cleonymus Hause bereits ein Abendmahl für Pyrrhus zurichteten. Da die Spartaner des Pyrrhus Maaßregeln bemerkten, gingen sie sogleich, wegen der Mittel sich zu retten, mit einander zu Rathe. Der Senat faßte den Schluß, alle Weiber ungesäumt nach Creta zu schicken; als diese aber davon hörten, fertigten sie die Archidamia ab, ihre Gesinnungen dem Rathe zu eröfnen. Sie trat in den Senat mit einem Schwerdt in der Hand, und redete die Versammlung also an: denkt nicht, meine Herren! von den spartanischen Frauen so niedrig, um zu glauben, daß sie jemahls Sparta überleben würden. Anstatt zu überlegen, wohin wir fliehen wollen, laßt uns vielmehr darauf denken, was wir zu unserer Vertheidigung zu thun haben, und seyd versichert, daß wir zum Dienst unseres Vaterlandes

alles

alles unternehmen werden. Man beschloß also, dem feindlichen Lager gegenüber einen breiten und tiefen Graben aufzuwerfen. Die Weiber nahmen den dritten Theil davon über sich, mit dem Versprechen, es noch vor dem Morgen zu Stande zu bringen, wollten auch den jungen Leuten nicht erlauben zu arbeiten, damit sie ausruhen, nnd im Stande seyn möchten, den feindlichen Angriff desto besser auszuhalten.

Als der Tag anbrach, und das Heer des Pyrrhus sich in Bewegung setzte, legten die spartanischen Frauen ihren Männern die Rüstung selber an, und stellten ihnen vor, welch eine rühmliche Gelegenheit sie jetzt hätten, den Feind ihres Vaterlandes, im Angesichte ihrer Mütter, Weiber und Töchter zu besiegen, oder in deren Vertheidigung zu sterben. Pyrrhus sahe nun wohl ein, wie weit besser er gethan hätte, den Sturm nicht aufzuschieben, indeß führte er sein Heer in Person zum Sturm an, der auch dem ganzen Tag über mit äusserster Wuth fortdauerte, weil die Spartaner aller Orten verzweifelte Gegenwehr thaten. Des Abends zog Pyrrhus seine Truppen zurück, und begab sich, äusserst ermüdet, in sein Gezelt, wo er in einen tiefen Schlaf fiel. Am Morgen träumte ihm, er schösse einen Blitz auf Sparta, der die ganze Stadt in Flammen setzte. Er legte diesen Traum günstig

für

für sich aus, seine Befehlshaber indeß meinten, es könne auch der Sinn davon seyn, daß Sparta eben so unverletzlich seyn würde, als ein Ort, den ein Wetterstrahl getroffen hätte.

Mit Tages Anbruch ging der Sturm von neuem an, und der Muth, womit sich die Spartaner vertheidigten, war nicht geringer, als Tages vorher. Die Weiber blieben den ganzen Tag in dem Graben, versorgten die Krieger mit Speise und Trank, Kriegsvorrath, und allem, was sie bedurften, verbanden ihre Wunden, und trugen sie weg, wenn sie zum Fechten untüchtig waren. Endlich gelang es dem Pyrrhus, mit einer Schaar Reuterey an dem einen Ende des Laufgrabens durchzubrechen, wo man eine Schanze von Wagen errichtet hatte. Umsonst suchten die Spartaner ihn mit Gewalt zurückzutreiben, denn wenn sie nahe kamen, wurden sie unter den Füßen seiner Pferde zertreten. Als er aber jetzt im Begriff war, in die Stadt einzudringen, ward sein Pferd durch einen Pfeil tödlich verwundet, und warf ihn ab. Seine Soldaten wußten im Anfange nicht anders, als daß er selbst geblieben sey; daher wichen sie zurück, worauf die Spartaner so hitzig in sie drangen, und mit ihren Wurfspiessen so glücklich trafen, daß Pyrrhus, da er wieder aufgekommen war, für das

sicherste

sicherste hielt, sich zurück zu ziehen, in Hofnung, die verwundeten Spartaner würden am folgenden Tage nur sehr schwachen Widerstand thun können.

Die Stadt bekam indeß noch vorher Zuwachs von Vertheidigern; denn einer von des Antigonus Befehlshabern, der die Noth derselben vernommen hatte, warf sich mit einer Schaar Truppen hinein, und Aräus rückte gleich darauf selbst mit 2000 neuen Kriegern ein. Pyrrhus bestürmte demohngeachtet den Ort zum drittenmal, allein wieder vergebens, worauf er nach Argis zog; die Spartaner beunruhigten ihn auf seinem Rückzuge, weshalb er seinem Sohne Ptolomäus auftrug, sie mit einigen Geschwadern zurückzuschlagen; allein der junge Prinz blieb selbst im Gefechte. Pyrrhus ward hiedurch äusserst wüthend, griff die Spartaner mit großer Hitze an, und erlegte mit eigener Hand ihren Anführer nebst vielen andern.

Man tadelte den Aräus darüber, daß er ohne Noth die Spartaner in Gefahr gesetzt hatte. Indeß hatte er kaum vernommen, daß Pyrrhus in das Argivische gegangen wäre, als er ihm mit 1000 Mann zu Fuß gerade dahin folgte. Doch Pyrrhus hatte sich, noch ehe jener ankam, schon durch Verrätherey ein Thor der Stadt öfnen lassen; allein er fand demohngeachtet auf den Straßen von den Einwohnern, die

sogleich

sogleich zu den Waffen griffen, heftigen Widerstand. Aräus kam während des Streits dazu, als eben Pyrrhus durch eine Frau vom Pferde geworfen war, die auf der Spitze eines Hauses stand, und, da sie ihn im Begriff sahe, sein Pferd wider ihren Sohn anzuspornen, ihm einen Ziegel nach dem Kopf warf, der ihn in die Schläfe traf, und der Besinnung beraubte. Ein Oberster von des Antigonus Heer hieb ihm den Kopf ab, ehe er wieder zu sich kam. Es ist vom Aräus nichts weiter bekannt, als daß er ein eifriger Vertheidiger der Freiheit Griechenlandes gewesen ist. Als er hörte, Athen sey in Gefahr vom Antigonus unterdrückt zu werden, ergriff er edelmüthig die Waffen zu dessen Vertheidigung; er blieb, indem er bei Corinth in einem Treffen die Sache der Freiheit tapfer verfocht. Ihm folgte sein Sohn Acrodatus, der Sparta, gegen den Angriff des Pyrrhus, so tapfer vertheidigt hatte. Der mit ihm regierte war Archidamus IV., ein ruhmwürdiger König, weil er alles that, die Freiheit Griechenlandes zu erhalten, und wofern es möglich gewesen wäre, die Gewalt der macedonischen Könige zu dämpfen, die immer darauf ausgingen, den griechischen Staaten ihre Freiheit zu rauben. Archidamus verfocht solche gegen den Demetrius Poliorcetes, der ihn zweimal schlug, und vermuthlich

Sparta

Sparta erobert haben würde, wenn nicht der Verfall seines Glücks in Asien ihn dazu gebracht hätte, einige Zeit über alle Gedanken an auswärtige Eroberungen fahren zu lassen. Man weiß nicht, wie lange er regiert habe. Sein Sohn Eudamidas folgte ihm, und regierte zugleich mit dem Acrodatus, der schon im ersten Jahre seiner Regierung sein Leben in einem Gefecht mit Aristodem, dem damaligen Oberherrn von Megalopolis, einbüßte. Sein Sohn Aräus, noch sehr jung, war sein Nachfolger, starb aber, ehe er noch ein Jahr regiert hatte, und so fiel die Krone dem Leonidas zu, einem Sohn des Cleonymus, der sein Vormund gewesen war. Eudamidas, der bereits mit den beiden vorhergehenden regiert hatte, theilte noch vierzehn Jahr lang mit ihm das Regiment, und hinterließ, da er starb, die Krone seinem Sohn Agis.

Leonidas hatte lange am Hofe des Seleukus gelebt, und dadurch einen Geschmack an Pracht und großem Aufwande gewonnen; jetzt fand er zu Sparta alle Gelegenheit, dieser Neigung nachzuhängen, denn Lykurgs strenge Gesetze waren nicht nur abgekommen, sondern sogar verächtlich geworden. Epitadeus, einer von den Aufsehern, hatte aus Haß gegen seinen eignen Sohn ein Gesetz veranlaßt, wodurch jedem frei gegeben ward, seine Grundstücke bei seinem Tode durch

Schen-

Schenkung oder Verkauf zu veräussern. Dies stürzte die Grundverfassung des Staats um, denn nun wurden nach und nach den alten spartanischen Familien ihre Besitzungen meist entzogen, so daß, ob deren gleich 700 waren, doch kaum 100 davon Grundstücke besassen.

Der Charackter des Agis war mit dem seines Amtsgenossen Leonidas sehr abstechend. Er war gerecht und gefällig gegen alle Menschen, und ob er wohl sehr zärtlich in allem Ueberflusse erzogen war, gewann er doch, noch vor dem Alter von 20 Jahren, so viel Gewalt über sich selbst, daß er einem weichlichen Leben durchaus entsagte. Er befliß sich in aller Absicht, die alte spartanische Mäßigkeit und strenge Lebensart in sich wieder herzustellen, und sagte oft: er wolle sich das Königreich nicht wünschen, wenn er nicht hoffte, das Ansehen der Gesetze, und die alte Zucht der Spartaner wieder zu erneuern. Auch war es, sobald er zur Krone gelangt war, sein fester Entschluß, dieses große Unternehmen, mit heldenmüthigem Eifer, durchzusetzen. Er fing damit an, daß er sein Vorhaben einigen verständigen und angesehenen Männern eröfnete; sonderlich gelang es ihm, seiner Mutter Agesistrata gleiche Gesinnungen beizubringen, die hierauf die meisten spartanischen Frauenzimmer diesem Entwurf geneigt machte.

Zwar sahen sie voraus, die neuen Verordnungen würden sie um ihren Putz bringen, dennoch erklärten sie sich einmüthig dafür, weil sie hoften, dadurch das erloschne Ansehen von Sparta wieder herzustellen. Sie brachten ihre Männer dahin, dem Entwurfe beizutreten, der überall bei dem größten Theil des Volks Beifall erhielt. Nur die wenigen, in deren Händen sich aller Reichthum befand, wurden darüber sehr unruhig. Sie wandten sich an den Leonidas, und gaben ihm zu verstehen: da er älter und verständiger wäre, als sein Amtsgenosse, sollte er billig ins Mittel treten, und sich der gänzlichen Aenderung der Staatsverfassung widersetzen, die blos dem Ehrgeitz eines jungen Mannes zu Gefallen vorgenommen würde. Leonidas gab ihnen gern Gehör, doch scheute er sich, mit dem Volk in Streit zu gerathen, weil er offenbar sahe, daß es bereits für den Entwurf des Agis Parthey genommen hatte. Er wandte sich deshalb an die vornehmsten obrigkeitlichen Personen, und gab ihnen zu verstehen, Agis wolle sich gern unabhängig machen, und suche deshalb die Gunst des Volks dadurch zu gewinnen, daß er alle Schulden für nichtig erklärte, auch eine gleiche Vertheilung der Grundstücke einführen wolle. So wußte Leonidas sich einen beträchtlichen Anhang zu verschaffen,

sen, indeß Agis bei seinem patriotischen Entwurf standhaft beharrete, und durch seinen Freund Lysander, der jetzt einer von den Aufsehern im Staat geworden war, diese neue Verordnung dem Senat vorlegen ließ. Der Hauptinhalt davon war, daß alle spartanische Bürger von Schulden frei seyn, und alle Grundstücke unter sie in 19500 gleiche Theile getheilt werden sollten. Die entfernteren sollte man Ausländern einräumen, die sich durch Verstand, Jugend und Stärke würdig machten, das spartanische Bürgerrecht zu erlangen, und den Staat vertheidigen könnten. Alle Bürger sollten in funfzehn Zünfte getheilt werden, und sich einer solchen Lebensordnung von nun an unterwerfen, die den strengen Gesetzen Lykurgs gemäß wäre.

Hierüber erhoben sich im Senat so heftige Widersprüche, daß Lysander wegen des Ausgangs bange ward, und daher eine allgemeine Versamlung des Volks berief. In dieser suchten die Könige, die Aufseher, und andere Männer von Gewicht durch lange Reden das Volk theils für, theils wider diesen Entwurf einzunehmen. Im Senat ward er blos durch das Uebergewicht einer einzigen Stimme verworfen. Die reichen Bürger, und die, welche ihr Geld auf Zinsen hatten, schmeichelten nunmehr dem Leonidas; Lysander aber machte ein Mittel ausfündig, ihn sich

vom

vom Halse zu schaffen. Er ließ eine Klage wider ihn erheben, daß er zwei alte Gesetze Lykurgs selbst übertreten hätte, deren eins den spartanischen Königen, sich mit Ausländerinnen zu verheirathen, das andere aber, in fremde Länder zu reisen, untersagte. Zugleich wußte er den Aberglauben des Volks vortheilhaft zu gebrauchen, und den Leonidas so zu schrecken, daß er in den Tempel der Minerva flüchtete. Cleombrotus, der auch vom königlichen Stamm, und des Leonidas Schwiegersohn war, nahm hierauf sogleich den Thron in Anspruch, worauf Leonidas sich, samt seiner Tochter, aus Sparta entfernte, die lieber mit ihrem Vater flüchten, als mit ihrem Gemahle regieren wollte.

Cleombrotus unterstüzte den Agis in allem, was er vornahm. Als aber das Jahr darauf die Wahl solche zu Aufsehern berief, die nicht von Lysanders Anhange waren, foderten diese ihn, und seine Freunde vor Gericht, um sich über das, was sie gethan, zu verantworten. Lysander erbat sich Schutz bey den Königen, und erklärte zugleich: die Aufseher wären nur darum gesezt, für den Staat in dem Falle Sorge zu tragen, wenn unter den Königen einiger Zwist entstünde; so lange diese aber einstimmig handelten, stünde jenen kein Recht zu, wider das, was die Köni-

ge zu verordnen gut gefunden, Einwendung zu machen. Agis, und Cleombrotus liessen sich hiervon leicht überreden; giengen auch sogleich an den Ort, wo die Aufseher ihren Sitz hatten, erklärten sie ihres Amts verlustig, und setzten andre an ihre Stelle, unter denen Agesilaus, des Agis Oheim, der vornehmste war.

Die Könige wollten hierauf in dem Geschäfte, alle Schulden aufzuheben, und, die Grundstücke zu gleichen Theilen zu bestimmen, weiter fortgehn. Allein Agesilaus, der an Grundstücken ziemlich reich, noch reicher aber an Schulden war, gab den Rath, mit Aufhebung der Schulden den Anfang zu machen, und dann erst das Land zu vertheilen. Die Könige liessen sich, so wie Lysander selbst, von ihm täuschen, und sogleich alle Schuld-Verschreibungen herbey bringen, verbrandten solche auf der Stelle, ohne dabey von Eintheilung der Felder etwas zu erwähnen. Dies erregte beym Volk allgemeines Mißvergnügen, dem Agis, sobald er es sah, dadurch abzuhelfen suchte, daß er auf augenblickliche Vertheilung der Ländereyen drang. Allein Agesilaus wuste die Sache noch immer zu hintertreiben, bis der König mit einem Haufen spartanischer Krieger, den Achäern zu helfen, sich aus der Stadt entfernen muste. Nun verfuhr Agesilaus,

während

während dessen Abwesenheit, so tyrannisch, daß er das Volk dahin brachte, eine Verschwörung wider ihn anzuzetteln, und den Leonidas wieder zum Throne zurück rufen zu wollen. Auch geschah dies würklich, da Agis schon nach Sparta zurück war, der sich dann in den Tempel der Minerva, Cleombrotus aber in den Tempel Neptuns flüchtete. Leonidas ließ sonderlich leztern seinen Unwillen empfinden, und drohte ihn hinzurichten, doch ließ er sich, durch die Fürbitte seiner Tochter, Chelonis, endlich bewegen, ihn blos zu ewiger Verbannung zu verurtheilen. Sie selbst, diese treue Gattinn, verbannte sich freywillig mit ihm, und gab durch diesen Edelmuth Anlaß, zu sagen: Cleombrotus sey als ein Verwiesener mit einer solchen Gemahlin, glücklicher, als er ohne sie im Besitze des Königreichs hätte seyn können.

Agis ward an seinem Zufluchtsorte täglich von vielen seiner Freunde besucht, ja, diese wurden nach einiger Zeit so kühn, ihn ins Bad zu führen, und von da wieder zurück. Leonidas wünschte sehr, ihn in seine Hände zu bekommen, deswegen bestach er einige seiner Freunde, die ihn eines Tags, als er vom Bade zurück kam, treuloserweise anfielen, und ins Gefängniß schleppten. Hier saßen schon die neuen vom Leonidas bestellten Aufseher bereit, über ihn

Gericht zu halten, und zugleich vom Senat einige, die mit ihnen einverstanden waren, damit ihr Verfahren einen grössern Anstrich des Rechts für sich hätte. Sobald der König hereintrat, frugen sie ihn: Wie er sich hätte unterfangen können, die Staats-Verfassung zu ändern? worauf er lächelte, aber keine Antwort gab. Darüber entrüstete sich einer der Aufseher, und sagte ihm: er hätte vielmehr Ursach zu weinen, denn sie wolten ihn jetzt die Folgen seiner Vermessenheit empfinden lassen. Ein andrer frug ihn: Ob er nicht von Agesilaus, und Lysander wäre gezwungen worden, so zu handeln? er gab hierauf mit gesetzter Miene zur Antwort: Es hat mich niemand gezwungen. Der Anschlag kam allein von mir, und meine Absicht war es, die Gesetze Lykurgs wieder einzuführen, um nach ihnen zu regieren. Gereuet dich aber ein so unbesonnenes Verfahren nicht? sagte einer der Aufseher: Nein, versetzte der König, obwohl ich meinen Tod vor Augen sehe, kann mich doch ein so gerechter, und rühmlicher Vorsatz nie gereuen. Die Aufseher gaben hierauf Befehl, ihn zu erdrosseln; allein die Gerichtsdiener weigerten sich es zu thun, und selbst die um Sold gedungnen Krieger wollten eine so unedle That nicht auf sich nehmen. Demochares, einer der treulosen Freunde, die ihn verrathen hatten,

schalt

schalt ihre Feigheit, und zwang den König, in das Gemach zu treten, wo er hingerichtet werden solte. Als Agis hier einen der Unterbefehlshaber über sein Unglück bittere Thränen vergiessen sah, sprach er zu ihm: Mein Freund! weine nicht über mich, denn ich sterbe unschuldig; sey nur um dererwillen betrübt, die an dieser schändlichen That Ursach sind; mein Zustand ist weit besser, als der ihrige. Mit dem grösten Heldenmuthe unterwarf er sich hierauf seinem Schicksale.

Auch seine Mutter, und Grosmutter wurden hingerichtet, und seinem Bruder Archidamus stund das gleiche Schicksal bevor, er entging ihm aber durch die Flucht, doch muste er seine Gemahlin zurücklassen, die eben entbunden war. Leonidas, den ihr grosses Vermögen reizte, zwang sie seinen Sohn Cleomenes, der nur noch ein Knabe war, zu heirathen; sie muste der Gewalt nachgeben, that es aber mit dem angenscheinlichsten Widerwillen. Zwar begegnete ihr Cleomenes überaus zärtlich, und brachte sie in der Folge dahin, ihn lieb zu gewinnen, allein den Haß gegen Leonidas behielt sie dabey immer in der Seele. Sie muste ihrem Gemahl, der an ihrem Gespräch groß Vergnügen fand, oft die Geschichte von Agis Ermordung wiederholen, und immer preßte solche ihm Thrä-

nen aus. Er nahm nach und nach gleiche Gesinnungen an, sah aber, bey aller Kühnheit, und Lebhaftigkeit seines Gemüths, sich doch gezwungen, seine Absichten, so lange sein Vater lebte, geheim zu halten; denn die Neigung zur Schwelgerei, und Gemächlichkeit hatte bei den Grossen schon zu sehr überhand genommen, als daß sie einer Verbesserung der Sitten, wie die strengen Gesetze Lykurgs solche foderten, würden Raum gegeben haben.

Leonidas herrschte nach Agis Ermordung noch sechs Jahre allein, und ließ seinem Sohne Cleomenes das Reich als eine Monarchie. Kaum war dieser auf den Thron gekommen, so bekam er durch den Angriff, den Aratus, der Achäer, auf die Arcadier, der Spartaner Bundsgenossen that, Anlaß, seinen kriegerischen Geist zu zeigen. Die Aufseher befahlen ihm, sich eines Passes an der Grenze zu bemächtigen, der in feindlichen Händen war. Er führte dies nicht allein aus, sondern vereitelte auch den Anschlag des Aratus, zwey Städte wegzunehmen, und ließ ihm noch obendrein sehr spöttische Dinge sagen. Aratus lachte über den jungen Eisenfresser, und frug einen spartanischen Vertriebnen, der sich bey ihm aufhielt: was denn am Cleomenes wäre? Freund! antwortete ihm der Spartaner, das kann ich dir sehr kurz sagen. Hast

du

du mit den Spartanern was zu schaffen, so laß dir rathen, es ohne Verzug anzufangen, eh' noch dieses jungen Adlers Klauen gewachsen sind. Zwar erhielt Aratus, durch seine ungemeine Kriegserfahrung in der Folge dieses Kriegs einige Vortheile über die Spartaner; Cleomenes aber gab so augenscheinliche Beweise seines Muths, und seiner Geschicklichkeit, daß dem Aratus bange ward, die Spartaner hingegen unter ihm herzhaft fochten.

Eben dies steigende Ansehen des Cleomenes beym Heer war für die Aufseher ein Grund, das Ende des Kriegs zu wünschen, denn seine Macht beym Volke fürchteten sie mehr, als die Stärke der Feinde. Cleomenes sah wohl ein, er müsse entweder die Gewalt der Aufseher ganz aufheben, oder Sparta immer mehr von seiner Grösse herabsinken, und ihm nichts als den blossen Tittel eines Königs übrig bleiben sehen. Er legte es daher mit seinen Freunden drauf an, sich von den Aufsehern auf einmahl loszumachen, und weil eine so wichtige Staatsveränderung nur mit Hülfe des Heers sich bewürken ließ, wuste er es durch Bestechung dahin zu bringen, daß Sparta in Krieg verwickelt, und er der Anführer des Heers ward.

Vierte Vorlesung.

Ein schweres Unternehmen war es immer, was Cleomenes wagte; seine Mutter, die es wohl einsah, mit wie viel Schwierigkeiten ihr Sohn dabey zu kämpfen haben würde, suchte seinen Anhang dadurch zu verstärken, daß sie zum anderumahl heyrathete. Auch war er listig genug, die, von denen er am meisten Hindernisse befürchtete, mit sich ins Feld zu nehmen, und an der Spitze des Heers betrug er sich eines Spartanischen Helden vollkommen würdig. Er wußte die Armee durch schnelle Züge, und kühne Unternehmungen so abzumatten, daß viele in Arcadien zurück zubleiben wünschten, indeß er mit den übrigen nach Sparta zurück ging. Als er der Stadt nahe war, schickte er einige seiner Vertrauten voran, welche die Aufseher beym Abendessen überfielen, viere von ihnen auf der Stelle tödteten, und auch den fünften würden umgebracht haben, wenn er sich nicht todt gestellt, und dadurch Zeit gewonnen hätte, in einen Tempel zu flüchten. Cleomenes gieng am folgenden Morgen auf den Markt, ließ alle Stühle der Aufseher,

auſſer

ausser einem für sich selbst, umstossen, und hielt, wegen seines gewaltthätigen Verfahrens, eine schlaue Schutzrede an das Volk. Zuerst stellte er vor, wie nothwendig es gewesen, Lykurgs Anordnungen wieder einzuführen, und gab hierauf den Bürgern die Versicherung, obwohl ihn jetzt die Umstände gezwungen hätten, Gewalt zu brauchen, würde er sich doch in Zukunft nach aller Strenge der Gesetze richten. Zwar verbannete er damals zugleich acht Bürger, zu seiner eigenen Sicherheit, doch war er auch der erste, der sein ganzes Vermögen in den öffentlichen Schatz lieferte; welchem Beyspiel sein Schwieger-Vater, und seine Freunde folgten. Als die Felder vertheilt wurden, gab er auch denen, die er verbannet hatte, ihr Antheil, und versprach, sie zurück zu rufen, sobald es nur die öffentliche Sicherheit gestatten würde. Nicht minder führte er die alte spartanische Weise, die Jugend zu erziehen, gemeinschaftlich sie in Ringen, und andern Leibesübungen fertiger zu machen, und öffentlich zu speisen, wieder ein, auch war seine eigene Lebensart, welches ihm am meisten zum Ruhm unter seinen Landsleuten gereichte, eben so einfach und strenge, als die des geringsten Bürgers. An sich hatte gleichwohl seine Gemüthsart nichts gezwungenes, und zurückstoßendes an sich, er war vielmehr von Natur

aufge-

aufgeräumt und umgänglich, redete mit jedermann freundlich, nahm alle Bittschriften selbst an, half allem Unrecht ab, das andern wiederfuhr, und erlaubte sich selbst keines: Damit auch die Spartaner nicht dächten, als suchte er die Alleinherrschaft auf seine Nachkommen zu bringen, nahm er seinen Bruder Euclidas zum Reichsgehülfen an, und verordnete, daß künftig immer zween Könige zu Sparta seyn sollten. Er hatte in der Stille ein ansehnliches Heer zusammengebracht, das er auf eine neue Art bewafnete, und übte; als er nun hörte, daß die Achäer damit umgingen, unter Anführung des Aratus, ihm Unruhe zu erregen, weil sie meinten, er dürfe sich jetzt nicht aus der Stadt wagen, fiel er sogleich mit diesem Heer in ihr Gebiet ein, und machte ihnen in ihrem eignen Lande genug zu schaffen. Alle Städte, die er in seine Gewalt bekam, setzte er wieder in Freiheit, und wußte die Achäer sehr bald so in die Enge zu treiben, daß sie sich erboten, auf jede Bedingung mit ihm Friede zu machen. Cleomenes erklärte sich, daß er nichts weiter verlange, als zum Feldherrn über die Griechen ernannt zu werden, und da Lerna zum Ort der Unterhandlungen bestimmt war, brach er in größter Eil dahin auf. Weil er sich aber auf der Reise erhitzte, und darauf jählings getrunken hatte, so fiel er in ein

gefähr=

gefährliches Fieber, welches ihm und Griechenland viel Unglück brachte. Denn Aratus besorgte nicht ohne Ursach, das große Ansehen, das er so lange besessen, möchte nun an Cleomenes kommen, daher rief er die Macedonier, die er ehemals aus dem Peloponnes vertrieben hatte, zurück. Als Cleomenes wieder hergestellt war, erbot er sich abermals zum Vergleich, weil er aber sahe, daß die Achäer nnd ihre Bundsgenossen Ränke gegen ihn schmiedeten, fing er den Krieg von neuem an. Dies erregte großen Zwist unter den Verbündeten der Achäer, von denen viele, über das Ansehen des Aratus eifersüchtig, und unwillig, daß er die Macedonier herbei gerufen hatte, bereit waren, auf die geringste Aufforderung mit ihnen zu brechen. Cleomenes eilte, von diesen Mishelligkeiten Vortheil zu ziehen, fiel in Achaja ein, nahm verschiedene beträchtliche Städte weg, griff bald nachher Argos selber an, und wußte sich in kurzer Zeit größere Macht zn erwerben, als irgend einer von seinen Vorgängern besessen, seinem Staate aber zu einem Ansehn zu verhelfen, wie Sparta noch nie zuvor unter den Griechen behauptet hatte.

Er that indeß alles, den Aratus zu einem Vergleiche zu bringen, allein dieser blieb unbeweglich auf seinem Vorsatz, Sparta zu demüthigen. Er übergab

zu dem Ende die Festung von Corinth, welches der Schlüssel zum Peloponnes war, an den Antigonus, der ihm mit einem Heer von Macedonischen Truppen zu Hülfe geeilt war. Obwohl Cleomenes dem Feinde an Stärke bei weitem nicht gleich kam, vertheidigte er doch den größeren Theil des Peloponnes so lange, bis Argos durch Verrätherey ihm entrissen ward, worauf er sich nicht ohne Ruhm zurückzog. Er empfing um eben diese Zeit Nachricht von dem Tode seiner Gemahlinn, der ihm sehr nahe ging; denn ob schon die Spartaner überhaupt als zärtliche Ehemänner berühmt waren, so übertraf doch Cleomenes sie an Stärke dieser Empfindung sehr. Er gerieth um eben die Zeit über eine Foderung des Königs in Egypten, Ptolomäus, in nicht geringe Verlegenheit; denn dieser trug ihm Freundschaft an, wofern er ihm seine Mutter und seinen Sohn als Geisseln überschicken wollte. Cleomenes machte einigemal vergeblich den Versuch, seiner Mutter diesen Antrag zu eröfnen; als er es endlich von sich mit Mühe erlangt hatte, antwortete sie mit Lachen: war es nichts weiter, als dies, was du dich mir zu entdecken scheutest? Immer bringe mich zu Schiffe, und schicke diesen verblichnen Leichnam dahin, wo er Sparta Nutzen schaffen kann, ehe ihn die Zeit hier unnütz verzehrt.

Cleome-

Cleomenes hatte zwar gegen ein zahlreiches Heer, das aus alten, wohl bewaffneten, und gut bezahlten Soldaten bestand, zu fechten, dahingegen das seinige nur erst neu geworben, und viele darunter kaum zur Hälfte bewaffnet waren; gleichwohl erhielt er den Krieg ausserhalb dem spartanischen Gebiete, und eroberte, von Antigonus Heeren umgeben, die Stadt Megalopolis, die noch größer als Sparta war. Zwar erbot er sich gleich nach der Einnahme großmüthigerweise, sie ihren Bürgern unversehrt wieder einzuräumen; allein diese verwarfen trotzig sein Anerbieten, und so erlaubte er seinen Soldaten, den Ort zu plündern. Er beunruhigte hierauf das Gebiet von Argos, und trieb darinnen große Geldsummen ein, obgleich Antigonus selbst mit seinem Heer in der Stadt Argos lag. Man tadelte damals dies als eine unbesonnene Handlung, allein Cleomenes war dazu gezwungen, den Antigonus auf alle Weise zu reitzen, daß er ihm bald ein Treffen lieferte, weil er nicht Vorrath genug hatte, den Krieg lange zu führen.

Antigonus dagegen gab einen Beweis, wie gut er sich darauf verstünde, Krieg zu führen, denn er kehrte sich weder an das Geschrey der Griechen, noch an das Murren seiner eigenen Krieger, und zog es so lange hin, mit Cleomenes zu fechten, bis dieser merk-

merklich geschwächt war. Darauf lieferte er ihm eine Schlacht bei Sillasia, in welcher, theils wegen der Ueberlegenheit des feindlichen Heers, theils wegen Verrätherey unter ihrem eignen die Spartaner so gänzlich geschlagen, und schier aufgerieben wurden, daß von 6000 nur 200 davon kamen. Dies Unglück des Cleomenes war um so viel empfindlicher, weil er, wenn er nur zwei Tage länger die Schlacht hätte vermeiden können, keinen Feind weiter vor sich gehabt hätte, als die Achäer; denn zwei Tage nach dem Treffen erhielt Antigonus Nachrichten, die ihn sogleich nöthigten, nach Macedonien zurück zugehen, um daselbst entstandene Unruhen in möglichster Eil zu dämpfen.

Cleomenes begab sich nach diesem Verlust nach Sparta, wo er aber nur wenige Stunden blieb, und sich darauf mit einigen Freunden nach einem Hafen verfügte, wo sie sich zu Schiffe setzten, um nach Egypten zum Ptolomäus Evergetes zu flüchten. Dieser König nahm den Cleomenes mit vieler Achtung und Freundlichkeit auf, sein Sohn und Nachfolger aber warf Verdacht auf ihn, als wenn er üble Gesinnungen hegte, und ließ ihn deswegen mit zwölf seiner Freunde gefangen setzen.

Dieser ungerechte Argwohn ging ihm äusserst nahe, er suchte mit seinen Freunden das Gefängniß zu erbrechen, da sie es aber unmöglich fanden, sich in Freiheit zu setzen, brachten sie einer den andern um. Aus Rache ließ der egyptische König seinen Körper ans Kreutz hängen, seine Mutter aber, nebst den übrigen von seinem Gefolge und Geschlecht, hinrichten. Mit ihm erlosch der herculische Stamm der spartanischen Könige.

Nach dem unglücklichen Treffen bei Sellasia kam Sparta in die Gewalt des Königs Antigonus; allein er behandelte die Einwohner, aus Achtung gegen die Verdienste ihrer Vorfahren, sehr gütig. Sie dagegen verhielten sich ruhig, und hüteten sich, dem Aratus und den Achäern, die Freunde vom Antigonus waren, einen Anstoß zu geben. Sobald man den Tod des Cleomenes zu Sparta erfuhr, entstanden neue Unruhen, bei welchen Adimas, einer von den Aufsehern, alles anwandte, die ungestüme Hitze des Volks zu mäßigen. Seine übrigen Amtsgenossen hatten verlangt, das Volk sollte gewaffnet erscheinen; er aber war beherzt genug, ihnen vorzustellen, wie übel sich dies zu ihren gegenwärtigen Umständen schicken, und wie unverständig es gehandelt seyn würde, sich in einen neuen Krieg mit den Macedoniern zu verwickeln. Da seine Amtsgenossen merkten,

daß das Volk geneigt sey, ihm Gehör zu geben, drängten sie sich um ihn, und erstachen ihn, worauf sie denn ohne Hinderniß nach ihrem Gefallen handeln konnten.

Bald hernach kam Philipp, des Antigonus Neffe und Nachfolger, mit einem starken Heer an die spartanische Gränze: es wurden ihm von Sparta Gesandte geschickt, ihm ihre Unterwürfigkeit zu bezeugen. Diese ließ Philipp, nachdem er ihren Vortrag angehört, bei Seite führen, um darüber mit seinem Rathe Ueberlegung anzustellen. Die meisten in demselben waren der Meinung, er sollte mit den Spartanern eben so strenge verfahren, wie ehedem Alexander unter gleichen Umständen mit den Thebanern. Der König aber, obwohl er erst siebzehn Jahr alt war, weigerte sich doch diesem strengen Rath zu folgen. Er begnügte sich den Abgeordneten zu sagen, er würde in Zukunft genau auf die Spartaner Achtung geben, und rieth ihnen daher, sich ruhig zu verhalten.

Die Aetolier fingen bald hernach neue Unruhen in Griechenland an, wobei sie die Spartaner auf ihre Seite zu bringen suchten; Sie schickten daher einen Gesandten nach Sparta, um die Aufseher zu überreden, daß sie zween Könige wählen, und sich mit ihnen genau verbinden sollten. Dieser brachte es auch dahin, daß

sich im Volk eine grosse Anzahl für ihn erklärte; allein die Aufseher verwarfen seine beiden Vorschläge. Als er weg war, fand die ihm günstige Parthey Mittel, das Volk so sehr wider die Aufseher einzunehmen, daß es sie an einem feierlichen Tage umbrachte, und andere an ihre Stelle setzte, denen es sogleich befahl, Könige zu wählen. Diese wählten denn einen Knaben, Agesipolis, einen Enkel des Cleombrotus, den Leonidas verbannet hatte, und setzten ihm seinen Oheim Cleomenes zum Vormund. Als den zweiten wählten sie den Lykurg, der durch Bestechung von ihnen für einen Abkömmling des Herkules, und rechtmäßigen König in Sparta erklärt ward. Lykurg verbannete nach einiger Zeit den Agesipolis, und verwickelte sein Vaterland in verschiedene Kriege, die mit sehr abwechselndem Glück geführt wurden. Zwar stiftete Chilo, der ein Recht auf den spartanischen Thron zu haben glaubte, eine Verschwörung wider ihn an, ermordete die Aufseher, und umringte sein Haus, allein Lykurg kam durch die Treue einiger seiner Bedienten glücklich davon. Chilo fand wenig Gunst bei den Spartanern, daher er bald zu den Macedoniern flüchtete, und diese wider sein Vaterland aufzuwiegeln suchte. Man rief hierauf den Lykurg zurück, und er behauptete den Thron von Sparta noch viele Jahre.

Er machte sich um sein Vaterland durch kriegerische Herzhaftigkeit, mit vieler Klugheit verbunden, sehr verdient, hatte aber das gemeine Schicksal grosser Männer, eben um seiner hervorstechenden Eigenschaften willen, von seinen Landsleuten beneidet, und verfolgt zu werden. Denn als er Sparta gegen Philipp von Macedonien, der einen zweyten Einfall in den Peloponnes gethan, geschüzt, und durch seine kluge Anstalten es gehindert hatte, daß die Stadt angegriffen, und bestürmt würde; durch diese muthige, und glückliche Ausführung aber sein Ansehen beym Volke, natürlicher weise, wuchs, so gaben die Aufseher vor, Lykurg gienge damit um, sich unabhängig im Staate zu machen. Sie machten daher einen Anschlag, ihn in seinem eignen Hause zu überfallen, und umzubringen. Allein er entkam nach Aetolien, ward aber sehr bald von daher zurück berufen. Von dem, was nach diesem Zeitpunkte mit ihm vorgegangen, weiß die Geschichte nichts, so wie auch die eigentliche Zeit seines Todes, und die Umstände desselben unbekannt sind.

Ihm folgte Machanidas; aus welchem Rechte er aber zur königlichen Würde gelangt sey, ist ungewiß. Er war ein Mann von Geist und Entschlossenheit, welches er dadurch bewieß, daß er die Aufseher aus Sparta verjagte, und unumschränkt zu regieren wuste; auch aus-

wärts

wärts zitterte der ganze Peloponnes vor ihm, den er auch nach allem Anscheine völlig unterjocht haben würde, wenn er nicht an Philopömen, dem Anführer der Achäer, einen eben so muthigen Gegner gefunden hätte. Dieser brachte alle verbündete Städte dahin, wider Sparta ein Heer zusammen zu bringen, mit dem er nach Mantinea zog, wo ein sehr blutiges Treffen zwischen ihm, und Machanidas vorfiel. Dieser schien im Anfange Sieger zu seyn; da er aber den Feind zu weit verfolgte, griff sein Gegner die Spartaner im Rücken an. Als Machanidas zurückkehrte, um den Seinigen zu Hülfe zu eilen, überließ Philopömen die im Angriff der Spartaner beschäftigten Truppen der Anführung des Polybius, und gieng selbst dem spartanischen Fürsten entgegen, der, indem er mit dem Pferde über einen Graben setzte, von Philopömen mit einem Spieße durchstochen ward. Dieser Vorfall brachte das Heer der Spartaner in Unordnung, und in die Flucht, sie verlohren in diesem Treffen an 4000 Mann, und wurden dadurch unfähig, sich den Achäern ferner zu widersetzen, die nun alle von ihnen erst kürzlich eroberte Provinzen verwüsteten.

Auf Machanidas folgte binnen kurzem ein gewisser Nabis, der Sparta so tyrannisch beherrschte, daß man gegen ihn die berufensten Wüteriche, einen Pha-

 laris,

laris, und Dionys, noch leutselig nennen konte. Er war ein erklärter Feind aller rechtschaffenen, und tapfern Bürger, von gutem Herkommen; jeden, an dem er nur seine Hand legen konte, ermordete er, und wen er nicht unmittelbar in seine Gewalt zu bekommen vermochte, den verbannete er vors erste, und schickte hinterher cretische Meuchelmörder ab, ihn auszuspüren, und umzubringen. Dabey wuste er die Verstellung sehr hoch zu treiben; sein Staat war fürstlich, und immer war er von einer zahlreichen Leibwache umgeben; in seinem äussern Betragen war er sich immer gleich, süßzüngig, und holdselig, unterhielt aber stets eine Menge von Aufpassern, und Angebern, wodurch er jedermann in solches Schrecken setzte, daß man sich nicht getraute, seine Besorgnisse zu erkennen zu geben.

Griechenland war jetzt in bedrängtem Zustande, denn es war in viele Partheyen getheilt, und eben dadurch geschwächt; eben dies gab dem Tyrannen Anlaß, sein Gebiet zu erweitern, und seine Macht zu vermehren. Er wuste sich der Stadt Argos unter dem Vorwande, einigen ihrer verbanneten Bürger beyzustehn, zu bemeistern, worauf aber die Achäer, betreten über seine sich ausbreitende Eroberungs-Sucht, die Hülfe der Römer verlangten. Ein römischer Feldherr Titus Quinctius kam auch mit einem Heere in

Grie-

Griechenland an, und lagerte sich in der Nähe von Argos. Hier ward sogleich, auf Nabis Anstiften, ein Aufruhr erreget, der allen denen Todt, und Verderben brachte, die sich in Freyheit zu setzen versucht hatten. Als die Römer sich hierauf Sparta näherten, ließ Nabis in grosser Bestürzung eine allgemeine Versammlung ausserhalb der Stadt anstellen; und sobald die Bürger sich dazu eingefunden hatten, sie mit seinen Truppen umringen. Er stellte ihnen darauf in einer kurzen Rede die Dienste vor, die er dem Staate geleistet hätte, denn die Grösse der Verlegenheit, in welcher sich der Staat alleweile befände, und wie nöthig es unter diesen Umständen sey, daß er sich einiger Personen, auf die er Verdacht hätte, bemächtigte. Darauf ließ er 80 Bürger von ansehnlichen Familien, und unbescholtnem Rufe gefangen setzen, die auch noch in derselben Nacht im Gefängnisse hingerichtet wurden. Bald nachher schöpfte er Argwohn gegen die Heloten, ließ deßhalb eine grosse Menge von ihnen ergreiffen, und auf den Strassen geisseln, so daß die Rinnen von ihrem Blute gefärbt wurden, und nahm ihnen nachher, mit unmenschlicher Härte, allen das Leben.

Der römische Feldherr ließ sich mit Mühe zu einer Unterredung mit dem Tyrannen von Sparta bereden, versprach ihm auch schriftliche Vergleichs-Punkte

te zu schicken, auf die er mit ihm Frieden schliessen wollte. Allein diese waren so hart, und für Sparta beleidigend, daß sie mit gleichem Mißfallen von Nabis, und den Spartanern, verworfen wurden. Quinctius griff nun mit seinem zahlreichen Heere die Stadt an, man hatte sich aber zu einer hartnäckigen Gegenwehr gefaßt gemacht, und er ward mehr denn einmahl zurück getrieben. Endlich drang er in eine der längsten Strassen, und nun gab Nabis die Stadt für verlohren. Allein sein Schwiegersohn, Pythagoras, ein entschloßner, und beherzter Mann, setzte das eine Ende der Strasse in Brand, und nöthigte so die Römer, sich zurück zu ziehen. Doch Nabis war schon so sehr ausser Fassung gesetzt, daß er die Unterhandlungen von neuem anfing, sich den harten Bedingungen der Römer unterwarf, und dadurch mit vieler Mühe den Frieden von ihnen erkaufte.

Sobald Nabis die Römer los war, ging sein Sinn wieder darauf, seine vorige Gewalt und Ansehen unter den Griechen zu behaupten. Er ließ sich daher mit Antiochus, und den Aetoliern in ein geheimes Verständniß ein, um neue Unruhen im Peloponnes zu stiften. Diese versprachen ihm viel, worauf er sogleich den Anfang machte, Feindseeligkeiten wider die Achäer auszuüben. Er eroberte den Hafen von Sparta,

ta, Gythium, wieder, allein bald nachher ward er aus Mangel an kriegerischer Geschicklichkeit von Philopömen geschlagen; dieser brachte ihn durch eine Kriegslist dahin, sein sehr festes Lager zu verlassen, worauf er einen ansehnlichen Theil seiner Truppen niederhieb. Er selbst nahm das von den Spartanern verlassene Lager ein, und wußte die Wege nach Sparta mit einem Theil seiner Völker so zu besetzen, daß er viele von des Nabis Truppen auffing, so daß dessen Heer, ehe er Sparta erreichen konnte, äusserst geschwächt ward. Er verheerte hierauf das Gebiet um Sparta 30 Tage lang, ohne daß Nabis sich ihm zu widersetzen wagte, dem sogar die Gemeinschaft mit dem Hafen abgeschnitten war, weil die Feinde das ganze Land inne hatten. Nabis gerieth in desto größere Verlegenheit, weil nicht allein die Spartaner äusserst misvergnügt mit ihm waren, sondern er auch einmahl über das andere hörte, daß die Römer im Begriff wären, ein neues Heer nach Griechenland zu schicken. Ihm blieb in dieser Noth keine weitere Hofnung übrig, als die, auf den Beystand der Aetolier, den er um so viel dringender forderte, weil er sich nicht unterstand, ohne sie seine Truppen aus der Stadt zu führen. Allein diese zeigten sich jetzt als würdige Bundsgenossen eines Tyrannen, denn sie fertigten zwar seine Abgeordneten mit großen Ver-

sprechungen schleuniger Hülfe ab, faßten aber unter sich den Schluß, daß es jetzt, da seine Truppen fast aufgerieben wären, und er sich kaum noch in Sparta behaupten könnte, für sie am zuträglichsten seyn würde, ihn aus dem Wege zu schaffen, und sich der Stadt selbst zu bemächtigen. Sie schickten hierauf den Alexamenus mit 1000 Mann zu Fuß, und 30 Reutern nach Sparta, denen sie befahlen, blos ihrem Feldherrn zu gehorchen, nicht aber dem Nabis gegen die Achäer beizustehn.

Mit dieser geringen Hülfe war der Tyrann sehr übel zufrieden, doch Alexamenus machte ihm wieder Muth, indem er sagte, die Aetolier würden ihm, wenn es Noth wäre, mit ihrer ganzen Kriegsmacht zu Hülfe kommen; Antiochus wäre gesonnen, die Römer zu bekriegen, und von den griechischen Städten wären die meisten geneigt, sich zu ihm zu schlagen. Hiedurch aufgemuntert, fing Nabis an, seine Truppen ausserhalb der Stadt in den Waffen zu üben, wozu ihm Alexamenus gerathen hatte. Dieser wohnte allezeit dergleichen Uebungen bei, gewann das Vertrauen des Tyrannen, und überredete ihn, seine spartanische Leibwache hinter seinen übrigen Truppen aufzustellen. Nachdem er ihn völlig sicher gemacht hatte, fiel er einst mit seiner kleinen Schaar Reuterey den

Nabis

Nabis plötzlich an, und machte ihn augenblicklich nieder.

Bei den Spartanern erregte dieser Anblick sowohl Freude, als Schrecken; zwar freuten sie sich, daß ihr Tyrann todt war, allein sie erschracken zugleich wegen eines so seltsamen Zufalls, dessen Ursach ihnen unbekannt war. Alexamenus suchte von dieser Bestürzung Vortheil zu ziehen, rückte deswegen mit seinen Aetoliern augenblicklich in die Stadt ein, und plünderte sie; er selbst fiel zuerst in den Pallast des Tyrannen ein, nnd raubte alle seine Schätze. Die Spartaner, die jetzt einsahen, daß die Ermordung des Nabis ein Unglück für sie sey, und fühlten, wie unanständig es für sie wäre, sich ohne Widerstand von Fremden berauben zu lassen, ergriffen ein Kind, Namens Laconicus, von königlichem Stamme, setzten es auf ein Pferd, sammelten sich um dasselbe her, und griffen so die Aetolier an. Nachdem sie viele niedergemacht hatten, brachen sie in den Pallast ein, ermordeten daselbst den Alexamenus, mit seinem Gefolge, und eine Menge von Aetoliern, die in den Tempel der Minerva geflüchtet waren. Indeß kam Philopömen, dem durch einen Abgeordneten des Nabis Todt bekannt geworden war, mit einem kleinen Trupp zu Sparta an; anstatt aber die Verwirrung, die er daselbst

selbst fand, zu vergrößern, stellte er den Bürgern das Unbedachtsame ihres Verhaltens vor, und überredete sie, da sie einmal so glücklicherweise wieder zu ihrer Freiheit gelangt wären, sich mit den Achäern zu vereinigen. So erndtete Philopömen durch seine Tugend, was die Aetolier durch Treulosigkeit schon gewonnen zu haben vermeinten.

Fünfte Vorlesung.

Wir kommen zur Geschichte von Theben, eines Freistaats, der eine Zeitlang unter den griechischen Staaten einen zu hohen Grad des Ansehens und der Macht behauptete, als daß wir ihn ganz mit Stillschweigen übergehen könnten.

Die bei ihnen in den ältesten Zeiten eingeführte Regierungsart, war ein Volksregiment, nnd daraus ist es vielleicht zu erklären, daß sie nur sehr langsam zu einem solchen Grad von Macht empor stiegen, der sie unter den grichischen Staaten wichtig machte. Denn ohngeachtet ihres großen Alterthums war doch ihr Fortgang in der Kriegskunst sowohl, als in der Verbesserung ihres Gewerbes, und innerer Verfassungen

gen lange Zeit nur unbeträchtlich, und sie behaupteten, in Vergleich mit den Staaten von Athen und Sparta, ein so geringes Ansehen, daß sie selbst unter ihren eigenen Landsleuten für ein träges und blödsinniges Volk gehalten wurden. Noch mehr aber, als ihr Blödsinn, war Treulosigkeit, und niedrige Gesinnung ein großes Hinderniß für sie, Ruhm und Ansehen zu erlangen; denn diese trieb sie an, die gemeine Sache Griechenlandes zu verlassen, und zu dem König in Persien, Xerxes, überzutreten; eine Verrätherey, die nicht allein für Griechenland höchst nachtheilig war, sondern auch für sie selbst übel ausschlug.

Es war natürlich, daß sie den Unwillen ihrer mächtigen Nachbaren, dieser Treulosigkeit halber, fürchten mußten; sie suchten deshalb die Freundschaft und den Schutz der Spartaner zu gewinnen, den sie auch leicht erhielten, weil man damals zu Sparta geneigter war, den Anhängern des persischen Königs zu verzeihen, als zu gestatten, daß Athen einigen Zuwachs von Größe erlangte. Auch bezeugten sich die Thebaner einige Zeit über gegen ihre Beschützer sehr erkenntlich, denn sie hingen während des ganzen peloponnesischen Kriegs den Spartanern mit größter Treue an. Hiedurch gelangten sie wieder zur Herrschaft von Böotien, die ihnen wegen ihrer Treulosigkeit war entrissen

rissen worden, und brachten allmählig ihre Stadt wieder empor. Ueberhaupt zogen sie allein von diesem für Griechenland verderblichem Kriege Vortheil, denn als jener nachtheilige Friede, der unter dem Namen des Antalcidas berüchtigt ist, geschlossen wurde, waren sie bereits so mächtig und halsstarrig geworden, daß sie sich weigerten, diesem Vertrage, der ihnen die Herrschaft über Böotien wieder entriß, beizutreten, und von den andern Staaten nur mit Gewalt, und vieler Mühe dazu gebracht werden konnten.

Daß die Spartaner, die nach der Herrschaft über ganz Griechenland strebten, auch Theben unter's Joch brachten, und sich durch Verrätherey ihrer Festung bemächtigten, ist bereits im vorigen erzählt. Ungefähr vier Jahr darauf machten die vertriebenen Thebaner, die sich damals nach Athen begeben hatten, einen Entwurf, ihre Stadt von dem spartanischen Joche zu befreien, und zogen in diesen Anschlag die Parthey des Volks zu Theben mit hinein. Pelopidas, ein junger herzhafter Mann, von eben so großem Geist, als Edelmuth, war der vornehmste Beförderer dieses Unternehmens. Er hatte dadurch, daß er sein ansehnliches Vermögen mit einer Großmuth, die an Verschwendung gränzte, zur Unterstützung der dürftigen Bürger verwandte, sich einen so großen Ruf erworben,

worben, daß Jason der Beherrscher von Thessalien nach Theben kam, mit ihm ein Bündniß zu schliessen. Epaminondas, ein anderer vornehmer Thebaner, vereinigte sich mit ihm bei diesem Unternehmen. Er gab seinem Freunde an Edelmuth nichts nach, denn, obwohl er in großer Dürftigkeit lebte, wollte er doch vom Pelopidas keine Geschenke annehmen. Durch seine Tugenden zeichnete er sich, bei aller seiner Armuth, gar sehr aus; er war bescheiden, ernsthaft, leutseelig, und im Umgange gefällig, mit kriegerischen Talenten verband er viel Fleiß und Geschmack an den Wissenschaften. Dabei war er ein so großer Freund der Aufrichtigkeit, daß er auch selbst im Scherz sich keine Lügen erlaubte. Zwar wollte er an der gefährlichen Verschwörung der Vertriebenen persönlich keinen Antheil nehmen, weil er besorgte, sie würde zu blutig ablaufen; allein in seinen Reden bemühte er sich doch eifrigst, den Thebanern Muth und Verlangen einzuflössen, sich vom spartanischen Joche zu befreien.

An dem zur Ausführung des Vorhabens angesetztem Tage, begaben sich die vertriebenen in eine kleine Stadt, unweit Theben. Zwölfe derselben, unter denen Pelopidas war, gingen schlecht gekleidet in die Stadt, und führten Netze und Hunde bei sich, damit man sie für Jäger hielte. Sie gingen sogleich in das Haus

Charons,

Charons, eines der vornehmsten Bürger, der um ihren Anschlag wußte, wo sehr bald noch 36 andere Mitverschworene dazu kamen. Philidas, der Geheimschreiber der spartanischen Statthalter, des Archias und Philippus, war auch mit unter den Verschworenen, und hatte an diesem Tage sie nebst ihren Gesellschaftern auf ein großes Gastmahl eingeladen, wobei er versprochen hatte, die schönsten Frauenzimmer in der Stadt dazu zu bitten. Als die Gäste beinahe berauscht waren, entstand unter der Hand das Gerücht, die Vertriebenen befänden sich in der Stadt; Archias schickte hierauf sogleich einen Befehlshaber an Charon, daß dieser ungesäumt vor ihm erscheinen sollte. Dieser Bote sezte Charon, und die Verschworenen in großes Schrecken, denn sie fürchteten, ihr Anschlag sey entdeckt. Allein Charon sprach ihnen Muth ein, ließ seinen Sohn, zum Unterpfand für seine Treue, in ihren Händen zurück, und ging hin zu Archias, den er sehr leicht beruhigte, indem er ihm versprach, sogleich hinzugehen, und sich nach der Wahrheit dieses Gerüchts zu erkundigen. Freudig kehrte er zu den Verschworenen zurück, und meldete ihnen, was vorgegangen sey, worauf sie den Schluß faßten, ihr Vorhaben ungesäumt auszuführen.

Indeß war ein Bote eiligst von Athen gekommen, mit einem Briefe, der einen Bericht von der ganzen Verschwörung enthielt. Als er ihn dem Archias übergab, sagte er ihm: Herr! der Schreiber dieses Briefs bittet dich inständig, ihn ohne Verzug zu lesen; denn er betrift Geschäfte von Wichtigkeit. Allein Archias, von Freude benebelt, legte den Brief uneröfnet bei Seite, und antwortete lächlend: die Geschäfte mögen bis Morgen warten; eine Rede, die nachher bei den Griechen zum Sprüchwort ward.

Die Verschworenen hatten sich in zwei Haufen getheilt, der eine davon, den Pelopidas anführte, ging wider den Leontides aus, der nicht mit beim Gastmahl war; die andere, unter Anführung Charons und Melons, sollte den Archias und seine Gesellschaft angreifen. Sobald die letzteren, als Frauenzimmer verkleidet, zu den trunkenen Gästen geführt wurden, hieben sie solche ohne Widerstand alle nieder. Dem Pelopidas aber ward es so leicht nicht; er fand zwar den Leontides bereits im Schlaf, doch dieser erwachte über das Geräusch, griff nach seinem Schwerdt, und tödtete einen von den Verschworenen, ward aber dafür vom Pelopidas selbst umgebracht. Die Verschworenen fertigten hierauf einen Boten an ihre Gehülfen ausserhalb der Stadt ab, auch erbrachen sie die Gefängnisse,

und setzten 500 Gefangene in Freyheit, Sie forderten die Thebaner auf, sich ihre Freiheit wieder zu erstreiten, und, um sie sogleich mit Waffen zu versehen, erbrach man die Gewölbe der Waffenschmiede, und nahm die aufgehangenen Rüstungen von den bedeckten Gängen der Stadt hinweg.

Die Bürger kamen darüber in die größte Bestürzung, und liefen haufenweise durch die Strassen, indeß alle ihre Häuser mit Fackeln erleuchtet waren. Aber die Besatzung in der Citadelle regte sich gar nicht, obwohl sie aus 1500 Mann bestand, und noch 3000 Bürger ihre Zuflucht zu ihr genommen hatten, weil sie vermuthlich die Anzahl der Verschworenen für größer hielt, als sie wirklich war. Epaminondas verband sich nunmehr mit den Vertriebenen, um den Thebanern ihre Furcht zu benehmen, und alles fernere Blutvergiessen zu verhüten. Er erschien, begleitet von den vornehmsten Bürgern, und den Priestern, die Kränze in den Händen trugen, und gab dem erschrockenen Volk die Versicherung: blos ihre Tyrannen wären umgebracht worden, und niemand sollte weiter das Leben verlieren. Pelopidas berief hierauf eine allgemeine Versammlung der Thebaner, und ermahnte sie, für ihre wiedererlangte Freiheit, und das Vaterland zu fechten. Er, nebst Melon und Charon

wurden

wurden an diesem Tage zu Befehlshabern über Böotien ernannt, und ihm aufgetragen, den Krieg wider Sparta zu führen.

Durch eine Hülfe von Athen unterstützt, brachte Pelopidas in wenig Tagen ein Heer von 12000 Mann zusammen, womit er die Festung belagerte, die sich in kurzer Zeit durch Verrätherey ihrer Befehlshaber ergab. Sobald man zu Sparta von der Verschwörung Nachricht bekam, ward, obgleich es mitten im Winter war, der König Cleombrotus nach Böotien geschickt, die Festung zu entsetzen, allein die Besatzung, der man einen freien Abzug vergönnt hatte, kam ihm schon zu Megara entgegen. Er kehrte, weil er es unmöglich fand, etwas auszurichten, sogleich nach Sparta zurück, ließ aber den Sphodrias mit einigen Truppen zu Thespiä. Dieser versuchte, vielleicht auf Anstiften des Pelopidas, den Hafen von Athen, Piräus, wegzunehmen; dadurch wurden die Athenienser so sehr aufgebracht, daß sie dem Krieg wider Sparta beitraten, in den sie vorher sich nicht hatten mischen wollen. Auch viele andere Städte, die des spartanischen Jochs müde waren, schlugen sich zu den Thebanern, und setzten diese dadurch in den Stand, sich dem Agesilaus und Cleombrotus, die in ihr Gebiet eingefallen waren, mit gutem Erfolge zu widersetzen. Weder in

diesem, noch im folgenden Jahre hatten die Spartaner einiges Glück zu Lande, und auch ihre Flotte ward von dem Athenienser Conon geschlagen.

Nachdem die Thebaner alle Städte in Böotien wieder erobert hatten, wurden sie kühn genug, einen starken Einfall in das phocische Gebiet zu thun; endlich wagten sie es, selbst die Spartaner anzugreifen, und mit Muth und Glück gegen sie zu fechten. Sie hatten diese Entschlossenheit vornehmlich dem kriegerischen Geschick, und der Tapferkeit des Pelopidas zu danken, der sich in der Schlacht bei Tanagra wider die Spartaner hervorthat, und ihren Feldherrn mit eigner Hand tödtete. Er faßte kurz darauf den Anschlag, Orchomenos, einen der wichtigsten Plätze in Böotien, der noch immer von Spartanern besetzt war, zu überfallen. Als er an der Spitze einiger Reuterey, und eines auserlesenen Haufens Fußvolk von 300 Mann, der seiner Treue wegen den Namen der heiligen Schaar trug, wider sie ausrückte, erhielt er Nachricht, es sey eine große Anzahl Spartaner, die Besatzung zu verstärken, unterwegens. Dies bewog ihn, zurückzukehren, auf seinem Rückwege aber stieß er auf diese Spartaner, und griff sie mit solcher Wuth an, daß er sie mit großem Blutvergiessen auseinander trieb. Er erwarb sich dadurch noch größeren Ruhm, als

als wenn er Orchomenos erobert hätte; denn noch nie war es bisher erhört worden, daß die Spartaner in irgend einem Kriege durch die gleiche Anzahl von Feinden, viel weniger aber, so wie hier, durch die geringern, wären geschlagen worden. Die Ueberlegenheit auf Seiten der Thebaner war nun so merklich, daß die Athenienser sie für gefährlichere Mitbuhler des kriegerischen Ruhms ansahen, als die Spartaner, und sich daher bald zu einem Frieden mit den letzteren verstanden. Die Thebaner aber wiesen die Bedingungen zum Vergleich mit Verachtung von sich, weil von ihnen verlangt ward, sie sollten den böotischen Städten ihre Freiheit wieder geben.

Nicht lange hernach wurden die Thebaner über die Platäer, wegen ihrer besonderen Treue gegen Athen eifersüchtig, und da sie diese Stadt gleichsam als einen Dorn in ihrer Seite betrachteten, entschlossen sie sich, sie zu überfallen. Die Platäer merkten dies Vorhaben, und erhielten einigen Beistand von Athen; allein die Thebaner, die mit einigen Bürgern zu Platäa ein geheimes Verständniß hatten, schickten 300 Mann dahin, die von ihrer Parthey in die Stadt gelassen wurden, und sie kurz darauf schleiften. Eben dies thaten sie bald hernach mit Thespiä.

Bis jetzt hatte man zu Theben blos darauf gedacht, die wider erlangte Freiheit zu sichern, und sich deswegen bald mit Sparta, bald mit Athen verbunden. Nun aber, da beide Staaten in einem sichtbaren Verfalle waren, die Thebaner hingegen durch Erfahrung eine große Kenntniß im Kriegswesen erlangt hatten, fingen sie an, auch auf Erweiterung ihres Gebieths zu denken, und den Nachbaren an dem ihrigen Abbruch zu thun. Man schrieb es dem Pelopidas, und seinem Freunde Epaminondas zu, daß sie diesen Eroberungsgeist bei ihren Landsleuten rege machten. Der letzte hatte bisher in der Stille gelebt, und, wegen seiner Liebe zur Weltweisheit, sich selten öffentlich sehen lassen, es sey denn, um die Aemter des Staats, die ihm aufgetragen werden sollten, von sich abzulehnen. Nun aber gestattete ihm sein Eifer, dem Staate zu dienen, nicht länger, in seiner Eingezogenheit zu bleiben; es ward ihm die Anführung des Heers aufgetragen, und beide, er und Pelopidas, für eben so große Feldherrn, als vollkommene Staatsmänner angesehn. Epaminondas war es, der bei der allgemeinen Versammlung der griechischen Staaten zu Sparta das Recht der Böotier auf Theben verfocht; dies brachte den Agesilaus so sehr auf, daß er Theben von dem allgemeinen Frieden, der damahls unter den andern griechischen Staaten gemacht ward, ausschloß.

Die

Die Thebaner sahen sich nun von der ganzen Macht Sparta's bedroht, ohne irgend einen Bundesverwandten zu haben. Sie bestimmten den Epaminondas dazu, ihr Recht im Felde zu verfechten, und geselleten ihm auf sein eigenes Ansuchen noch sechs Gehülfen bei. Als er Nachricht erhielt, daß die Spartaner mit einem Heer von ohngefähr 18000 Mann anrückten, brachte er unverzüglich so viel Truppen, als er konnte, zusammen, die indeß doch nicht über 6000 Mann ausmachten. Gleichwohl ließ er ausrufen: jedem, der dazu Verlangen trüge, stehe es frei, nach Hause zu gehn, welche Erlaubniß sich die Thespier, nebst einigen andern zu Nutze machten. Cleombrotus war indeß mit den Spartanern zu Leuktra angekommen, und hatte dadurch den seit kurzem getroffenen Stillstand gebrochen, worauf Epaminondas beschloß, ihm ein Treffen zu liefern. Er wußte seine Schlachtordnung so geschickt zu stellen, daß die der Spartaner sogleich beim ersten Angriff in Unordnung kam, und selbst ihr König Cleombrotus nebst verschiedenen vornehmen Befehlshabern blieben. Um dem Leichnam des todten Königs ward auf beiden Seiten mit größter Wuth gefochten. Die Spartaner eroberten ihn aber doch. Epaminondas zog hierauf einige seiner Truppen von dieser Seite hinweg, um den andern feindli-

chen Flügel anzugreiffen, der aus solchen Hülfsvölkern bestand, von denen bekannt war, daß sie eben nicht aus vorzüglicher Zuneigung sich für die Spartaner erklärt hatten. Auch ergriffen diese, nach einem geringen Widerstande, die Flucht, die Thebaner setzten ihnen auf dem Fuße nach, richteten großes Blutvergiessen unter ihnen an, und Epaminondas, der Herr von der Wahlstatt blieb, errichtete darauf ein Siegeszeichen. Er fertigte sogleich einen Herold, mit Kränzen geschmückt, nach Athen ab, die Zeitung von diesem wichtigen Siege zu bringen, weil er hoffte, dies werde ein Mittel seyn, Athen wieder auf thebanische Seite zu ziehen. Allein es schlug ihm fehl. Die Athenienser empfingen seinen Boten sehr kaltsinnig, und befahlen ihm sogleich, wieder fortzugehn, ohne ihm Zeit zu lassen, sich auszuruhen, oder zu erquicken; so wenig konnten sie ihre Eifersucht wegen der anwachsenden Größe der Thebaner bergen. Bei einigen andern Staaten erregte die Zeitung von diesem Siege große Freude, und manche darunter traten mit den Thebanern in ein Bündniß. Dies ward um so mehr verstärkt, da um eben diese Zeit der Tyrann in Thessalien, Jason, ermordet ward; wodurch sie denn aufgemuntert wurden, den Krieg in das feindliche Gebiet zu versetzen.

Beide, Epaminondas und Pelopidas, wurden zu Statthaltern über Böotien ernannt, und rückten mit einem starken Heer von mehr als 50000 Mann in den Peloponnes ein. Sie fielen in vier Haufen das spartanische Gebiet an, welche, nachdem sie das Land, wodurch sie zogen, verwüstet hatten, bei Sellasia zusammenstiessen, und von da auf Sparta losgingen. Als sie aber hier durch die Tapferkeit des Agesilaus zurückgeschlagen waren, gingen sie nach Arkadien, verheerten im vorbeigehn das Spartanische, und führten unermäßliche Beute mit sich weg. Ehe indeß noch Epaminondas die spartanische Gränze verließ, setzte er die Nachkommen der Messenier in ihr altes Gebiet ein, aus dem sie fast 300 Jahr lang waren verbannet gewesen, erbaute ihre Hauptstadt von neuem, und ließ zu ihrer Vertheidigung eine starke Besatzung zurück. Diese edelmüthige That vermehrte seinen Ruhm so sehr, als sie den Spartanern zu großem Verdruß und Nachtheil gereichte, die dadurch eine Provinz verlohren, welche eben so groß, als ihr eigenes Land, und eine der fruchtbarsten in ganz Griechenland war.

Fast wäre Epaminondas, als er aus dem Peloponnes zurück kehrte, durch den Iphierates aufgehalten worden; denn die Athenienser hatten ihm mit einem Heere, den Auftrag gegeben, jenem den Weg zu versperren.

sperren. Allein weil er versäumt hatte, die wichtigsten Oerter zu besetzen, so war es ihm nicht möglich, den Thebanern grossen Schaden zu thun, die, aller Hindernisse auf ihrem Wege ohngeachtet, mit größter Entschlossenheit gegen Corinth anrückten. Zwar hatten die Corinther ihre Stadt mit vielen starken Aussenwerken befestigt; aber auf den ersten Angriff der Thebaner verliessen sie diese, und retteten sich, nicht ohne grossen Verlust, in ihre Stadt.

Epaminondas hielt es, da der Winter eben damahls in seiner ganzen Strenge herrschte, nicht für rathsam, Corinth zu belagern, sondern zog geradeswegs nach Hause. Hier aber fanden er, und Pelopidas eine gar schlechte Vergeltung ihrer grossen Dienste. Sie hatten, in diesen Krieg verwickelt, sich gezwungen gesehen, ihre Befehlshaber-Stellen vier Monat über die vom Gesetz bestimmte Zeit zu behalten; weßhalb sie jetzt als Staatsgefangne eingezogen, und bald hernach auf Leben, und Todt vor Gericht belanget wurden. Ihre Feinde thaten alles, das Volk wider sie aufzubringen; allein Epaminondas nahm die ganze Schuld auf sich, und redete also zu den Richtern: „Ich hofte, mein gehabtes Glück, und die euch daraus zuwachsenden Vortheile, würden Gründe genug für euch seyn, mich loszusprechen. Da sie es „aber

„aber nicht gewesen sind, so erwarte ich euren Aus„spruch, und bin bereit, mich selbst zu verurtheilen. „Nur lasset die Nachwelt das wenigstens wissen: ich „sey darum hingerichtet worden, weil ich eure Trup„pen so glücklich nach Laconien geführt habe, wohin „zuvor noch kein Feind gedrungen war, und darum „müsse ich sterben, weil ich die Messenier wieder in ihr „altes Eigenthum gesetzt, die Arcadier von neuem ver„einigt, den Spartanern Abbruch gethan, euer Ge„biet erweitert, und euch zu der Höhe von Macht, „Ruhm und Glück empor gehoben habe, auf der ihr „jetzt stehet." Diese bittern Vorwürfe machten auf seine Richter einen solchen Eindruck, daß sie ihn, und seinen Amtsgehülfen sogleich lossprachen. Gleichwohl vermochte Meneclides, der vornehmste ihrer Ankläger, das Volk dahin, daß es den Epaminondas der Stadthalterschaft über Böotien ein ganz Jahr durch beraubte; allein mit allen seinen Kunstgriffen war er nicht im Stande, dem Pelopidas die Gunst des Volks zu entziehen.

Die Spartaner beeyferten sich indeß, wieder empor zu kommen. Unterstützt von Atheniensern, Galliern, und Spaniern, brachten sie ein Heer von 20,000 Mann zusammen, welches ihre Feldherrn nach der Erdenge führten, und diese befestigten. Doch

Epami-

Epaminondas brach muthig mit 7000 thebanischen Fußgängern, und 500 Reutern durch, um den peloponnesischen Bundsgenossen zu Hülfe zu eilen. Er nahm verschiedne Oerter weg, und griff auf seinem Rückzuge Corinth an; hier fand er aber an Chabrias, aus Athen, einen tapfern Vertheidiger, so daß er ohne glücklichen Erfolg, abziehen muste. Dies gab seinen Feinden neuen Anlaß, sein Verhalten von der schlimmsten Seite darzustellen. Sie beschuldigten ihn: er sey ein heimlicher Freund der Spartaner, und ein Verräther gegen sein Vaterland, wodurch sie bey dem Volke so viel ausrichteten, daß er seine Würde, als Feldherr, verlohr. Doch sah sich der Staat in kurzem genöthigt, seine Zuflucht von neuem zu ihm zu nehmen, wodurch er Gelegenheit genug bekam, seinem Rufe wieder aufzuhelfen, und den Schimpf abzuwälzen, den seine Feinde auf ihn geworfen hatten.

Die Arcadier waren indeß durch ihre wider Sparta neuerlich erfochtene Siege so muthig geworden, daß sie meinten, es mit ihnen allein aufnehmen zu können, und dem zu folge ohne Zuziehung der Thebaner zu Werke gingen. Ihr Feldherr Lycomedes, ein reicher, und dabey ehrgeiziger Mann, stellte ihnen vor: der ganze Peloponnes käme eigentlich ihnen, als den ursprünglichen Einwohnern, zu; sie wären die volkreichste

Na-

Nation in ganz Griechenland, und wenn sie daher nicht darauf drängen, mit den Thebanern gleichen Antheil an der Herrschaft zu erhalten, so würden sie am Ende von diesen eben so begegnet werden, wie vormahls von den Spartanern. Diese Rede machte so viel Eindruck auf die Arcadier, daß sie sich erklärten, alles zu wagen. Doch sie wurden in kurzer Zeit von ihrer Thorheit, und unzeitigem Stolze auf eine traurige Art überzeugt; denn Archidamus, des Agesilaus Sohn, schlug sie, so daß tausend von den Ihrigen blieben, von Seiten der Spartaner aber nicht ein einziger Mann, weshalb es zu Sparta der Sieg ohne Thränen hieß.

Die Thebaner hatten sich nicht nur bei den südlichen Staaten Griechenlandes furchtbar gemacht, sondern standen auch bei ihren nördlichen Nachbaren in großer Achtung. Die Thessalier verlangten Beistand von ihnen wider Alexandern, den Tyrannen zu Pherä, worauf Pelopidas mit einem Heer dahin zog, indeß Epaminondas zum zweitenmahl in den Peloponnes einfiel. Er nahm Larissa weg, worauf Alexander nicht ferner ihm zu widerstehen vermochte. Pelopidas ging hierauf weiter nach Macedonien, um einen Streit zwischen Alexandern, dem Könige dieses Reichs, und dessen unächtem Bruder Ptolomäus auszumachen. Dieser

ser letztere strebte gleichfalls nach der Krone, und hatte ihn, weil er seine strenge Gerechtigkeitsliebe kannte, zum Schiedsrichter gewählt. Allein die Entscheidung fiel wider ihn aus, Pelopidas befestigte Alexandern auf dem Throne, und nahm des Königs jüngeren Bruder, Philipp, nebst 30 macedonischen Jünglingen, als Geisseln, mit sich nach Theben zurück.

Schon im folgenden Jahre mußten Pelopidas und Ismenias wieder als Gesandte nach Thessalien gehen, weil neue Mishelligkeiten sich da erhoben hatten. Sie fanden die streitigen Partheyen so sehr erbittert, daß sie, zum Beistande ihrer Freunde, thessalische Truppen in Sold nehmen, und aufbringen mußten. Unterdeß war der macedonische Alexander von seinem Bruder Ptolomäus umgebracht worden, der sich darauf des Throns bemächtigt hatte. Die Anhänger des verstorbenen Königs riefen den Pelopidas nach Macedonien, allein Ptolomäus bestach, da dieser ankam, seine Thessalier, die er mit sich brachte, doch unterwarf er sich ihm, bat um Verzeihung, und versprach, das Reich blos von Theben zur Lehn zu tragen, auch diesem Staat gegen alle seine Feinde beizustehn. Zur Gewährleistung gab er ihm seinen Sohn, nebst 50 von dessen Begleitern zu Geisseln, welche Pelopidas nach Theben schickte. Er beschloß hierauf, die Thessalier, die ihn

treu-

treuloserweise verlassen hatten, dafür zu züchtigen, brachte einige thessalische Truppen zusammen, und ging nach Pharsalus, wo die Ueberläufer, wie er hörte, ihre Weiber und Kinder, nebst ihren besten Gütern zurückgelassen hatten. Sobald er dort angekommen war, erschien der Tyrann Alexander mit einem starken Heer vor dem Orte. Pelopidas meinte, er käme, sich zu rechtfertigen, und ging daher mit Ismenias unbewaffnet zu ihm; allein der Tyrann ließ sie sogleich gefangen nehmen, und schickte sie nach Pherä. Um dem tapferen Pelopidas allen Muth zu rauben, befahl er, daß jedermann, wer ihn nur sehen wollte, zu ihm gelassen würde. Doch dies that eine gegentheilige Wirkung, und diente blos dazu, dem Tyrannen manche bittere Wahrheit wissen zu lassen. Unter andern ließ er ihm sagen: es wäre widersinnig, daß er so viel unschuldige und rechtschaffene Bürger unter Martern hinrichten liesse, und gleichwohl ihn verschonte, da er doch wissen könnte, daß er, sobald er aus seinen Händen wäre, ihn zur gebührenden Strafe für sein Verbrechen ziehen würde. Der Tyrann erstaunte über diesen unerschrockenen Muth, und ließ ihm sagen: warum ist doch Pelopidas so eilfertig, zu sterben? Worauf er die Antwort empfing: damit du desto eher umkommen mögest, weil du dich dadurch bei Gott und

Men-

Menschen verhaßter machen wirst. Diese Antwort wirkte so viel, daß er, anstatt ihn länger zur Schau auszustellen, vielmehr ihn von nun an genauer verwahren ließ, und jedem, ausser seiner Gemahlinn Thebe, verbot, ihn zu sehen. Diese hatte von seiner unerschrockenen Tapferkeit und großem Verstande so viel gehört, daß sie mehr denn einmahl zu ihm ging; auch munterte er sie zu ferneren Besuchen auf, vermuthlich, um mit ihr dienliche Mittel auszufinden, sie und sich an ihrem blutgierigen Gemahle zu rächen.

Die Thebaner hörten nicht sobald, wie übel dem Pelopidas zu Pherä begegnet würde, als sie sogleich eine Armee nach Thessalien schickten. Allein die Feldherren wurden, vermuthlich aus Mangel an kriegerischer Geschicklichkeit, von dem Tyrannen zu Pherä mit großem Verluste zurück geschlagen. Das Heer wäre vermuthlich ganz aufgerieben worden, wenn nicht die Soldaten den Epaminondas, der nur als Freiwilliger dabei war, gezwungen hätten, die Feldherrenstelle selbst zu übernehmen. Dies gab in kurzem der Sache ein anderes Ansehen, denn er stellte sich an die Spitze der Reuterey, und des leichtbewaffneten Fußvolks, und griff die Feinde so herzhaft an, daß sie vom nachsetzen abstehen mußten.

Weil aber das Heer doch sehr gelitten hätte, war er gezwungen, nach Theben zurückzukehren, wo er in seiner Würde als Anführer bestätigt, und mit einem neuen Heer wider den Tyrannen ausgeschickt wurde. Dieser gerieth über die Nachricht davon in große Furcht, und Gedränge, weil dadurch viele Empörungen in Thessalien entstanden. Epaminondas wollte gleichwohl den Feind nicht bis aufs äusserste treiben, damit er nicht etwa seine ganze Wuth den gefangenen Pelopidas entgelten liesse; doch beunruhigte er ihn so sehr durch öftere kleine Gefechte, daß dieser, der seine große Schwäche erkannte, und eine allgemeine Empörung der Thessalier besorgte, sich zu einem Vergleiche erbot. Epaminondas bewilligte ihm einen Stillstand unter dem Bedinge, daß er den Pelopidas und Ismenias auslieferte; als er diese zween Gesandten erhalten hatte, ging er mit seinem Heer nach Theben zurück.

Die Thebaner waren jetzt durch ihre Tapferkeit, so wie durch den Muth und die Klugheit ihrer Feldherren zu einem solchen Ansehen gelangt, daß sie von der Oberherrschaft über Griechenland nicht weit mehr waren. Dies erregte bei den andern vornehmsten Staaten große Eifersucht; da diese aber zugleich ihre Schwäche fühlten, schickten sie Gesandte nach Persien, den König mit in ihr Bündniß zu ziehen. Die The-

baner, und ihre Verbündete ordneten auch welche dahin ab, unter denen Pelopidas der vornehmste war, dessen Ruf bis in die entferntesten Provinzen von Asien gedrungen war. Als er zu Susa ankam, ward er von den Großen am Hofe des Königs sehr bewundert. Er selbst, der Monarch, gab ihm, besonders bei seinem Verhöre, die offenbarsten Merkmahle der Hochachtung; und es gelang dem Griechen, den Persischen König durch einen ungekünstelten, aber nachdrücklichen Vortrag, den Thebanern geneigt zu machen. Artaxerxes verheelte es nicht, daß er ihn allen übrigen griechischen Gesandten vorzöge. Er schickte ihm die prächtigsten Geschenke, und verwilligte alles, warum er anhielt: daß nehmlich alle Griechen frei und unabhängig seyn, die Messenier von dem spartanischen Joche frei bleiben, die Athenienser ihre Flotte im Hafen behalten, und die Thebaner für erbliche Freunde von Persien geachtet werden sollten.

Pelopidas ward bei seiner Rückkunft mit großem Beifall von seinen Mitbürgern aufgenommen, die sich nun für Oberherren von Griechenland, ohne Ausnahme, hielten. Sie fingen sogleich an, von ihrer Ueberlegenheit Gebrauch zu machen, und befahlen den Abgeordneten aller übrigen Staaten, sich zu Bestätigung des am persischen Hofe geschlossenen Vergleichs nach

nach Theben zu verfügen. Diese kamen zwar dahin, als ihnen aber der Eid abgefodert wurde, äusserten sie darüber ungemeine Befremdung, und lehnten ihn durchaus von sich ab, weil ihre Staaten sie nicht geschickt hätten, die Beobachtung der Artikel zu beschwören, sondern nur, sie verlesen zu hören. So ging die ganze Versammlung mißvergnügt auseinander, obwohl die Thebaner sich alle Mühe gegeben hatten, theils durch Schmeicheleyen, theils durch Drohung sie zur Bestätigung des Vergleichs zu bringen. Die Corinther erklärten, sie sähen nicht, wozu ein Vergleich nöthig wäre, und die übrigen Staaten, die ihrer Meinung beitraten, faßten einmüthig den Schluß, sich der wachsenden Macht der Thebaner von nun an aus allen Kräften zu widersetzen. Artaxerxes weigerte sich ferner um seine neuen Bundesverwandten sich zu bekümmern, denn er konnte sich nicht in diesen Streit mischen, ohne sich alle die übrigen griechischen Staaten zu Feinden zu machen, die ohnehin sämtlich geneigt waren, sich wider ihn und die Thebaner zu verbinden.

Durch alle diese Hindernisse ließ sich Theben nicht abschrecken, seine Oberherrschaft zu behaupten, obwohl ihre alten Bundsgenossen, die Arcadier, Argiver, und andere im Peloponnes sich weigerten, länger mit ihnen verbunden zu seyn. Ihr Ansehen zu be-

haupten, schickten sie den Epaminondas mit einem Heer nach dem Peloponnes; dieser brachte die Achäer dahin, mit ihm sich zu vereinigen, wodurch auch die Arcadier gezwungen wurden, ihr Bündniß zu erneuern, um gegen Sparta geschützt zu werden. Allein bald nachher entsagten die Arcadier ihrem Bündniß mit Theben abermahl, und vereinigten sich mit Athen, vornehmlich auf Anstiften ihres Feldherrn Lycomedes. Dieser war kaum von Athen zurückgekommen, als er, nebst 200 von seinem Anhange, durch Spartaner ermordet ward, die dieses getroffenen Bündnisses halber in Arcadien einfielen. Um eben die Zeit wurde Corinth mit einem Ueberfall von den Atheniensern bedroht, weshalb dieser Staat einen Frieden mit den Thebanern schloß, dem auch die Phliasier, und andere Staaten unter der Bedingung beitraten, daß jeder das Seinige in Ruhe besitzen sollte. Zuletzt ließ auch Sparta, auf Vermittelung des Königs in Persien, der einen Bevollmächtigten abgeschickt hatte, die Ruhe in Griechenland herzustellen, sich bewegen, diesem Frieden, wenigstens dem äussern Schein nach, beizutreten. Zwar bestanden die Spartaner noch immer darauf, daß Messenien ihnen gehörte, doch wurden sie in so fern mit den übrigen für diesmal dahin eins, sich ruhig zu verhalten; und dieser erzwungene

Friede

Friede sollte nun dem böotischen Kriege, nachdem er, von der Schlacht bei Leuktra an, ohngefähr 5 Jahr gedauert hatte, ein Ende machen.

Sechste Vorlesung.

Der durch innerlichen Zwist so sehr zerrüttete Zustand Griechenlands gab wenig Anschein zu dauerhafter Ruhe; auch brach schon im folgenden Jahre der alte Streit mit größerer Hitze als jemahls aus. Ein kleiner Strich Landes zwischen Elis, und Messenien gab den Anlaß dazu; die Arcadier machten ihn den Eleern streitig, und diese, die in einem Gefecht wider jene vorlohren hatten, suchten Hülfe bey Sparta, da indeß Athen den Arcadiern beystund, und in Elis ihnen einige Städte wegnehmen half.

Das folgende Jahr war für die Eleer noch unglücklicher. Ihre Nachbarn, die Pisäer, maßten sich der Aufsicht über die olympischen Spiele an, und als die von Elis solche angesetzt hatten, zogen sie mit ihrem ganzen Heere wider sie aus, worauf ein hitziges Gefecht an eben dem Orte, wo diese Spiele gehalten wurden, erfolgte. Die Griechen waren alle Zuschauer

dieses Streits, und begleiteten jede tapfre That von einer, oder der andern Seite mit einem lauten Jubel. Endlich siegten die Pisåer, und behaupteten die Aufsicht über diese Spiele; die Eleer aber gaben nie die Rechtmäßigkeit dieser Olympiade zu, führten solche auch nie in ihren Jahrbüchern auf.

Während dieser Vorfälle munterte Epaminondas die Thebaner durch eine kluge Rede zu einem Versuche auf, nach der Herrschaft zur See zu streben; denn er stellte ihnen der Spartaner Beyspiel vor, die zu Xerxes Zeiten blos mit 10 Schiffen ihre Ueberlegenheit über Athen, das deren nicht weniger als 200 besaß, behauptet hätten. Das Volk beschloß sogleich, es solten 100 Galeeren erbauet werden, ernannte auch den Epaminondas zum Gesandten an die von Chios, Rhodus, und Byzanz, um bey ihnen Hülfe zu suchen. Er hatte auch, obwohl ihm die Athenienser, unter ihrem Admiral Laches, eyfrig widerstanden, alles gute Glück zur See; zu Lande aber fand er grössere Hinderniß, indem Athen Mittel fand, die Thebaner in Streitigkeiten, die zwischen ihren Nachbarn obschwebten, zu verwickeln.

Indeß Epaminondas mit seinem Gehülfen Pelopidas abwesend war, suchten die Thebaner einem alten Groll gegen die Stadt Orchomenos Luft zu machen,

und

und zerstöhrten sie. Dreyhundert Reuter aus diesem Orte waren durch einige vertriebene Thebaner überredet worden, ihnen bey einem Ueberfall der Stadt beyztehn zu wollen. Doch einer von den Verschwornen entdeckte den Anschlag, worauf der Senat die 300 Reuter hinrichten, alle Einwohner als Sclaven verkaufen, und den Ort bis auf den Grund schleifen ließ.

Die Thessalier foderten um diese Zeit Hülfe von Theben, wider Alexandern zu Pherä, der sie hart drückte. Pelopidas mußte also mit 7000 Mann dahin gehen, und es war sein ernster Wille, den Tyrannen, so viel immer möglich, zu demüthigen. Unglücklicherweise aber ereignete sich, eben da er seinen Zug antrat, eine Sonnenfinsterniß, die eine so abergläubische Furcht über das Heer verbreitete, daß es nicht weiter gehen wollte. Wider seine Neigung es zu zwingen, trug er Bedenken, und begab sich also mit 300 Freiwilligen zu den Thessaliern, wider die Warnung der Wahrsager, die da besorgten, diese schlimme Vorbedeutung könnte hauptsächlich ihm gelten. Zwar munterte ihn zu diesem Schritt sowohl persönliche Feindseligkeit wider Alexandern, als auch die Hoffnung auf, viel Unordnung und Zwietracht an seinem Hofe zu finden; allein hauptsächlich ging doch sein

Ehrgeitz auf das rühmliche dieser Unternehmung selbst. Er wünschte, den Griechen zu zeigen, daß, zu einer Zeit, da die Spartaner dem Tyrannen von Sicilien, Dionys, knechtisch schmeichelten, die Athenienser aber in Alexanders Sold standen, und ihm, als ihrem Wolthäter, eine eherne Bildsäule errichteten, Theben der einzige Staat wäre, der die Vertheidigung der Freiheit auf sich nähme, und alle Unterdrücker derselben bekriegte. Bei Pharsalus sammelte er sein Heer, und zog damit dem Tyrannen entgegen, der nichts eifriger suchte, als ihm ein Treffen zu liefern, weil er gehört hatte, daß Pelopidas nur einen kleinen Haufen Thebaner bei sich hätte, und sein Heer dem thessalischen an Fußvolk mehr denn zweimahl überlegen war. Der thebanische Held war eben so begierig, seinem Feind die Spitze zu bieten, und als man ihm sagte, daß jener mit einem gewaltigen Heer sich nähere, gab er zur Antwort: desto besser, wir werden dann ihrer um so viel mehr schlagen. Das Treffen fiel in einer Ebene vor, die mit zwei steilen Anhöhen eingefaßt war, welche den Namen der Hundsköpfe führte. Diese Anhöhen bemühten sich beide Theile, mit ihrem Fußvolke, zu besetzen. Pelopidas befahl unterdeß seiner Reuterey, die feindliche anzugreifen, die auch sogleich von ihr geschlagen wurde. Alexander bemächtigte sich

vor

vor allen Dingen der Anhöhen, und drang darauf mit so großem Ungestüm und Vortheil in die Thessalier ein, daß diese zurückweichen mußten. Kaum ward Pelopidas solches gewahr, so rief er seine Reuterey vom nachsetzen zurück, ergriff sein Schild, und führte sein Fußvolk an, welches dadurch mit solchem Muthe erfüllt ward, daß die Feinde glaubten, es thäte den zweiten Angriff mit ganz neuen Kräften, und daher schleunig zurückwichen.

Pelopidas hatte sich nun zum Meister von den Anhöhen gemacht, und sahe sich von da aller Orten nach Alexandern um. Kaum erblickte er ihn auf dem rechten Flügel, wie er seine in Sold genommene Truppen wieder zusammenbrachte, und ihnen Muth einsprach, als er sich nicht länger zurückhalten konnte, sondern eilig auf ihn losging, und ihn aufforderte, die Schlacht durch einen Zweikampf zu entscheiden. Der Tyrann, dem der Muth schon gesunken war, wartete nicht, bis jener herankam, sondern trat zurück, und verbarg sich hinter seiner Leibwache. Diese griff Pelopidas mit größter Wuth an, und suchte sich bis zu Alexandern durchzuschlagen, aber vergebens; zwar erlegte er viel von denen, die wider ihn stritten, doch andere, die in der Ferne fochten, verwundeten ihn mit ihren Pfeilen und Wurfspiessen. Als sie seine Rü-

stung durchschossen sahen, kamen einige, mit Lanzen bewafnet, näher hinzu, und stachen sie ihm durch die Brust; die Thessalier eilten zwar, als sie ihn in solcher Gefahr sahen, ihm zu Hülfe, ehe sie aber ankommen konnten, war er bereits todt niedergesunken. Betrübniß und Verzweifelung über diesen Verlust trieb ihre Erbitterung gegen den Feind zum äussersten Grade der Wuth, so daß sie ihn mit Verlust von mehr als 3000 Mann aus dem Felde schlugen.

Nach der Schlacht wetteiferten die Thebaner und Thessalier in der Trauer um ihren geliebten Feldherrn. Die ersten nannten ihn ihren Vater, ihren Lehrer und Retter, in allem, was groß und rühmlich wäre. Sowohl Befehlshaber, als Untergebene legten ihre Rüstung nicht ab, zäumten ihre Pferde nicht los, und verbanden nicht ihre Wunden, sondern versammelten sich alle um seinen Leichnam, und häuften rund um ihn her die feindliche Beute auf. Sie schnitten sich ihr Haar, und ihren Pferden die Mähnen ab; die welche sich in ihre Zelte begaben, zündeten kein Feuer an, und nahmen keine Erfrischung zu sich. Durchs ganze Heer herrschte ein so tiefes Stillschweigen, und allgemeine Trauer, daß es gar nicht schien, als ob sie einen rühmlichen Sieg erfochten hätten, sondern vielmehr, als wären sie von dem Tyrannen überwunden, und zu

Sclaven

Sclaven gemacht. In allen Städten, durch welche seine Leiche geführt ward; kamen ihr die obrigkeitlichen Personen, Priester und Jünglinge mit Siegszeichen und Kränzen entgegen, die Thessalier aber hielten dringend um die Ehre an, ihn begraben zu dürfen. Einer von ihnen redete die Thebaner also an: ruhmwürdige Freunde und Bundsgenossen! wir bitten euch um eine Gunst, die uns zu sonderlicher Ehre, und zugleich bei diesem großen Unfall zum Troste gereichen wird. Es ist nicht der lebendige Pelopidas, der das, was ihm geschicht, empfinden kann, dem die Thessalier eine seinem Verdienst schuldige Ehre zu erzeigen wünschen. Nein, der todte Pelopidas ist gegenwärtig ihr Wunsch; vergönnet uns, seine Leiche zu waschen und auszuschmücken, um ihm die letzte Ehre zu erweisen, so werdet ihr uns überzeugen, daß ihr glaubet, dieser gemeinschaftliche Unfall treffe uns noch stärker, als euch. Wahr ists, ihr habt einen vortreflichen Feldherrn verlohren, wir aber verliehren zugleich mit diesem Anführer alle Hofnung der Freiheit; denn wie sollten wir uns unterfangen, euch um einen andern zu bitten, da wir euch den Pelopidas nicht wiedergeben können? Die Thebaner bewilligten ihnen nicht nur diese Bitte, sondern schickten auch ein Heer von 7000 zu Fuß, und 700 Reutern, unter Anführung zweier Feldherrn,

welche

welche Alexandern unvermuthet angriffen, und ihn so sehr in die Enge trieben, daß er gezwungen ward, die den Thessaliern abgenommenen Städte wieder herauszugeben, und den Thebanern immerwährenden Gehorsam zu geloben.

Der König in Persien schickte kurz vor des Pelopidas Tode einen Gesandten an die griechischen Staaten, um ihnen den Eid, zur Bestätigung des Bündnisses, das damals erneuert ward, abzunehmen, wobei er ausdrücklich verlangte, daß die Thebaner mit in diesem Bunde begriffen seyn sollten. Allein die Abgeordneten der griechischen Staaten, die in Theben zusammen kamen, weigerten sich schlechterdings, die Thebaner auf eben die Art, wie die Spartaner, mit in den Vergleich einzuschliessen. Die Zusammenkunft zerschlug sich deswegen, weil der Gesandte darauf bestand, und jeder lieber nach Hause zurückkehren, als einen solchen Vertrag unterzeichnen wollte. Ein Jahr nach Pelopidas Tode brach ein Krieg zwischen den Tegäern und Mantinäern aus, wobei die ersteren von Theben, die letzteren aber von Athen und Sparta Hülfe suchten. Die Mantinäer, und ihre Bundsgenossen waren so sehr vor einem neuen Einfall der Thebaner in den Peloponnes besorgt, daß sie einig wurden, jeder Staat sollte in seinem eigenen Gebiete zu befehlen haben;

ben; ein Recht, welches Sparta und Athen den Arcadiern noch nie zugestanden hatte. Epaminondas war damals an der Spitze der Böotier im Anzuge; dem Heer der gegen ihn verbundenen Staaten aber war der Sammelplatz zu Mantinäa angewiesen, weil man vermuthete, dieser Staat würde zuerst angegriffen werden. Epaminondas urtheilte, weil alles sich auf diese Seite zog, Sparta würde ohne Vertheidigung hinter dem Heer geblieben seyn; deshalb brach er von Nemea, wo er einige Zeit über sein Lager gehabt, in aller Stille auf, und marschierte die ganze Nacht hindurch, in Hofnung Sparta zu überfallen. Allein Agesilaus war von ohngefähr hinter seinen Anschlag gekommen, und vereitelte solchen dadurch, daß er ungesäumt Nachricht davon nach Sparta gab. Epaminondas dachte hierauf, die Stadt Mantinea zu überfallen, von der er vermuthete, sie würde wegen des Zuges, den Agesilaus zum Entsatz von Sparta gethan hatte, unbedeckt geblieben seyn. Hierinn irrte er auch nicht, denn der Ort war nicht nur von Kriegern, sondern auch von Einwohnern leer, welche letzteren der Erndte wegen auf dem Felde zerstreut waren. Weil aber an eben dem Tage, als er vor der Stadt ankam, 6000 Athenienser sich hinein geworfen hatten, schlug ihm auch hier sein Vorhaben fehl.

Diese

Diese zweimalige Vereitlung seines Unternehmens entflammte seine Begierde nur desto mehr, seinem Ruhm durch irgend eine wichtige That wieder aufzuhelfen. Die Zeit, da er Befehlshaber war, eilte zu Ende, und er sahe sich dem allgemeinen Tadel ausgesetzt, wofern er nichts für die Sicherheit der Bundsgenossen von Theben gethan hätte. Er ließ also sein Heer sich zu einem Treffen bereit halten, welches auch bald darauf zu Mantinea vorfiel. Die Thebaner waren mit ihren Verbündeten dem Feinde an Zahl überlegen, auch wußte Epaminondas am Tage der Schlacht den Feind durch seine Züge so lange hinzuhalten, bis er sein Heer in die schicklichste Ordnung gestellt hatte. Er that hierauf den Angriff an der Spitze seines linken Flügels, der dem Kern des spartanischen Fußvolks gegenüber stand. Beide Völker fochten mit unglaublicher Hitze, und waren entschlossen, lieber zu sterben, als ihren Gegnern den Sieg zu überlassen. Doch behielt zuletzt der tapfere Muth der Thebaner die Oberhand, den das Beispiel des Epaminondas anfeuerte, welcher mit dem ersten Spieß, den er warf, den spartanischen Feldherrn verwundete. Allein er selbst setzte seine Person zu vieler Gefahr aus, und empfing mehrere Wunden, worunter eine tödtlich war: er fiel also zu Boden, und ward sprachlos weggetragen. Die Thebaner verdop-

pelten

pelten bei diesem Fall ihre Hitze, und schlugen den Feind. Indeß war Epaminondas wieder zu sich gekommen, und frug seine Freunde, die um ihn stunden, was aus seinem Schilde geworden wäre? Man sagte ihm, es sey in Sicherheit, worauf er es holen ließ, und es küßte. Er fragte hierauf: auf wessen Seite der Sieg sey, und als ihm die Antwort ward; auf Seiten Thebens, sprach er: alles ist denn gut! Seine Freunde bedauerten seinen frühzeitigen Tod, und daß er ohne Kinder aus der Welt ginge, worauf er sagte: ich sterbe nicht kinderlos, denn ich verlasse zween Söhne, den Sieg bei Leuktra, und diesen bei Mantinea, die mein Andenken gewiß auf die Nachwelt bringen werden. Er zog hierauf die Spitze des Wurfspiesses, der ihm die tödliche Wunde gemacht hatte, aus dem Leibe, und verschied gleichsam in den Armen des Sieges.

Mit diesem großen Mann, den Cicero allen berühmten Griechen ohne Ausnahme vorzieht, starb zugleich die Macht und der Ruhm Thebens. Man zweifelte, ob er ein größerer Feldherr, oder ein rechtschaffnerer Bürger gewesen sey; denn er war so viel entfernt, um die Gunst und den Beifall des gemeinen Haufens zu buhlen, daß ihm alle seine großen Aemter gewissermaßen mußten aufgedrungen werden. Nächst der Liebe zum Vaterlande war seine herrschende Neigung,

von

von der frühesten Jugend her, das Studiren. Er war sehr gelehrt, und im Ruf, daß er einer der besten Redner seiner Zeit sey; allein so weit entfernt, sich damit zu brüsten, oder darauf auszugehn, seine Beredsamkeit zu zeigen, daß man von ihm zu sagen pflegte: niemand wisse mehr, und spräche doch weniger, als er.

Der Verlust der Thebaner blieb immer, dieses einzigen Mannes wegen, unersetzlich, obgleich sie übrigens den Sieg, den ihnen zwar anfangs die Spartaner streitig machen wolten, sich mit Recht zueignen konten, da, nach Verlauf einiger Tage, die Spartaner bei ihnen um Erlaubniß anhielten, ihre Todten zu begraben. Es kam zwar, weil alle Partheyen des Krieges müde waren, ein Friede jezt zu Stande; allein die Messenier waren mit darinn begriffen, und also wollte auch Sparta ihm nicht beitreten.

Nicht nur seiner Nation, sondern ganz Griechenland gereichte übrigens der Tod Epaminondas zum Unglück. Denn da man nun, nach hergestellter Ruhe, die Thebaner nicht länger als furchtbar betrachtete, versanken sie, so wie die übrigen griechischen Staaten, in eine so schändliche Weichlichkeit, daß sie zu keinem edlen Unternehmen mehr taugten, und nur für Schauspiele, schwelgerische Mahlzeiten, und wollüstigen Genuß Sinn, und Gefühl hatten.

Dies munterte die Macedonier, ein bißher unbekanntes, aber wildes, und muthiges Volk, auf, einen kühnen, und glücklichen Anfall auf die Freyheit Griechenlands zu wagen.

Ein Beispiel, wie sehr ihr Ansehen sich dem Falle zuneige, gaben die Thebaner bey einem innerlichen Zwiste, der unter den Einwohnern von Euböa entstand. Die eine Parthey suchte Beystand von ihnen, zu dem sie auch sogleich willig waren, und dadurch einigermaassen festen Fuß auf der Insel faßten, die andre Parthey wandte sich an Athen, und der Vortheil dieses Staats erforderte es allerdings, keinem andern den Eintritt dort zu verstatten, weil er beträchtliche Einkünfte von dieser Insel zog. Indeß widersetzte man sich anfangs nicht gleich so eyfrig, als wohl nöthig gewesen wäre, weil es Athen schon Mühe kostete, seinen Einfluß an andern Orten zu behaupten. Endlich aber weckte sie Timotheus, ihr tapferer Feldherr durch seine kraftvolle Beredsamkeit, aus ihrem Schlummer: „Wie! sprach er, die Thebaner sind in „Euböa, und ihr seyd noch hier? Sie schreiten zu „Thätlichkeiten; und ihr bedenkt euch noch? Ihr habt „noch nicht die See mit euern Schiffen bedeckt! ihr „lauft nicht sogleich nach dem Piräeus! ihr seyd noch „nicht unter Segel gegangen!“ Durch diese nachdrück-

liche Rede beschämte er seine Landsleute so sehr, daß sie innerhalb fünf Tagen alle erforderliche Zurüstung machten, und bald darauf die Thebaner aus Euböa verjagten.

Wahrscheinlich ist dies der letzte Fall gewesen, da man bey Theben Schutz suchte, oder dieser Staat noch einiges Ansehen über die Griechen behauptete. In dem sogenannten heiligen Kriege nahmen sie Parthei gegen die Phocier, und stiessen zu den Locriern wurden aber von Philomelus, der das Heer der Phocier anführte, geschlagen. Zwar hielten sie in der Folge, da sie sich ansehnlich verstärkt hatten, ihm aufs neue Obstatt, gewannen auch in einer waldigten Gegend ein Treffen wider ihn, in dem er nebst vielen von seinem Volke blieb. Man hielt nun zu Theben den phocischen Krieg so gut, als geendigt, und zog daher die Truppen zurück. Allein Onomarchus, des Philomelus Bruder, stellte sich an die Spitze der Phocier, fieng den Streit wider Theben, und Locris aufs neue an, und nahm ihnen einige Plätze weg. Es kostete ihnen Mühe, so viel Mannschaft aufzubringen, daß sie ihm einigen Widerstand thun konnten, weil sie schon 5000 Mann abgeschickt hatten, dem Artabaz in Asien beyzustehen. Allein Philipp von Macedonien befreyete sie bald nachher von diesem Gegner, denn

er schlug ihn, bekam ihn auch nebst vielen andern in seine Gewalt, und ließ sie alle als Kirchenräuber hinrichten. Zwar trat dessen Bruder Phayllus hierauf an die Spitze der Phocier; allein er litt in dreyen Gefechten wider die Thebaner solchen Verlust, daß er für gut befand, Böotien zu verlassen, und seine Waffen gegen die Locrier kehrte. Der Krieg verwandelte sich von nun an in kleine Gefechte, und gegenseitige Plünderungen, wodurch indeß die Thebaner so sehr erschöpft, und in die Enge getrieben wurden, daß sie zum Könige von Persien ihre Zuflucht nehmen musten, der sie mit 300 Talenten unterstützte.

Eben dieser Geldmangel war auch schuld, daß sie bei Philipp von Macedonien Hülfe, und Schutz suchten. Dieser ehrsüchtige Monarch hatte längst Absichten auf die Freyheit Griechenlandes gehabt, und deswegen kam es ihm gelegen, daß die Thebaner jetzt gezwungen wurden, dem Bündnisse beizutreten, was er mit den Thessaliern errichtet hatte. Ihrem Beyspiele folgten noch verschiedne andre griechische Staaten, die sich, von ihrem Nachbarn gedrängt, ihm in die Arme warfen, welches ihm denn immer mehr Muth machte, seine ehrgeitzigen Entwürfe, die Griechen zu unterjochen, der Ausführung näher zu bringen. Sein erster Versuch, durch die Enge Thermopylae zu drin-

gen, setzte zwar die Griechen in große Unruhe; allein die Athenienser konnten doch durch die ganze Macht der Beredsamkeit Demosthens nicht ermuntert werden, wider ihn auf ihrer Hut zu seyn, sondern schlossen lieber mit ihm einen Frieden auf unrühmliche Bedingungen, deren Erfüllung er doch verzögerte. Er bediente sich indeß dieses Friedens zu Verfolgung seiner ehrgeitzigen Absichten, bemächtigte sich der Erdenge, und rückte, mit den Thebanern, und Thessaliern verbunden, mit einem zahlreichen Heere in Phocis ein, wo er dem sogenannten heiligen Kriege sehr bald ein Ende machte.

Den griechischen Staaten, besonders dem von Athen, ward nunmehr Philipps Ueberlegenheit so sichtbar und gefährlich, daß man vorschlug, ein Bündniß wider ihn zu errichten. Die Thebaner, als die beträchtlichsten seiner bisherigen Anhänger, suchte man vor allen andern von ihm abwendig zu machen, und Demosthenes ward auf sein eigenes Verlangen in der Absicht nach Theben geschickt, diesen Staat aufzufordern, dem Bündnisse der Griechen beizutreten. Allein zu gleicher Zeit kamen Abgeordnete von Philipp, der stets überaus wachsam war, seine Vortheile zu behaupten, daselbst an. Man vergönnte den Abgeordneten des Königs, zu allererst ihren Vortrag zu thun; diese stellten den Thebanern die grösten Vortheile vor Augen, die

ihr

ihr Staat bisher aus dem Bündnisse mit Philipp gezogen hätte, und erinnerten sie zugleich, wie oft sie von den Atheniensern wären beleidigt, und zum Zorne gereitzt worden. Sie führten ihnen zu Gemüthe, wie sehr sie sich schaden würden, wenn sie mit Athen ein Bündniß schlössen, weil denn ihr eigenes Land der Schauplatz des Krieges seyn würde, da sie hingegen, wenn sie ihres Königs Freunde blieben, sich durch die Beute aus Attika zu bereichern hoffen könnten.

Man empfand zu Theben das Gewicht dieser Gründe eben so stark, als man die Gefahr ahndete, welcher der Staat ausgesetzt seyn würde, er möchte sich nun auf die eine, oder andere Seite erklären, denn zur Gegenwehr war um so weniger Anschein, da Theben die im phocischen Kriege empfangenen Wunden noch nicht verschmerzt hatte. Der Staat bezeigte daher anfangs so wenig Neigung, irgend einer von beiden Partheyen beizutreten, daß nichts geringeres, als eines Demosthenes Beredsamkeit ihn bewogen haben könnte, alle Klugheit, Dankbarkeit, und Furcht so sehr aus den Augen zu setzen, um sich unter diesen Umständen der Gefahr eines neuen Krieges blos zu stellen. Als der Redner von Athen alle Stärke seiner Beredsamkeit aufbot, ihnen Philipps Absichten aufs lebhafteste zu schildern, aus der Art, wie dieser König

nig sich nun vor kurzem gegen die Stadt Platäa betragen hatte, sie muthmaßen ließ, daß er mit Theben und Böotien nicht um ein Haar besser verfahren würde, wofern es ihm iemals glücken sollte, Attika zu erobern, und wie nöthig es daher sey, daß auch sie gegen ihn, den gemeinschaftlichen Feind Griechenlandes, aufträten, wurden die Thebaner von ihrer eigenen, und der allgemeinen Gefahr so stark gerührt, daß sie sogleich wider ihren eigenen bisherigen Beschützer sich erklärten, und dem angetragenen Bündnisse beitraten.

Kaum war dieses geschlossen, so rückte Philipp mit einem starken Heer in Griechenland ein, und trug bei Chäronea einen entscheidenden Sieg über die Thebaner und Athenienser davon. Zwar fochten jene mit ihrer gewöhnlichen Tapferkeit in diesem Treffen, und behaupteten lange sich auf dem linken Flügel; allein Alexander, der Sohn Philipps, that zuletzt einen so verzweifelten Angriff auf ihre heilige Schaar, daß er sie gänzlich niederhieb, worauf die Unordnung und völlige Niederlage des übrigen Theils von diesem Flügel erfolgte. Gegen die Athenienser zeigte der Sieger nach diesem Treffen große Mäßigung, gegen die Thebaner aber, weil sie bundbrüchig wider ihn geworden waren, einen solchen Grad von Empfindlichkeit, daß er ihnen, als wären sie vorher seine eigenen Unterthanen gewesen,

sen, wie Verräthern und Verbrechern begegnete. Zwar wandten sie jetzt alles an, das Bündniß mit ihm wieder zu erneuern, allein er ließ sie nicht nur seine Einwilligung dazu, sondern auch ihre Gefangenen, und die Erlaubniß, ihre Todten zu begraben, sehr theuer erkaufen. Bald nachher wußte er auch, theils durch das Schwerdt, theils durch Verbannung, unerschwingliche Geldstrafen, und ähnliche Grausamkeiten, die Stadt und das Gebiet von Theben derjenigen Männer zu berauben, die wider ihn am eifrigsten Parthey genommen hatten, und den größten Theil ihres Vermögens sich zuzueignen. Dadurch setzte er die übrigen so sehr in Furcht, daß sie mehrentheils seine getreuesten Anhänger wurden; auch rufte er die zurück, die man darum verwiesen hatte, weil sie ihr Vaterland seinem Nutzen aufgeopfert, beförderte sie zu den höchsten Stellen in der Regierung, und gab ihnen die Macht über Leben und Tod derer, die das meiste zu ihrer Verbannung beigetragen hatten. In die Festung von Theben legte er Macedonier zur Sicherheit, und schloß hierauf den Frieden mit ihnen, so wie mit Athen. Zwei Jahr hernach ward Pihlipp ermordet, und die Thebaner ergriffen diese Gelegenheit mit Freuden, das schwere Joch der Macedonier abzuwerfen. Sie überfielen die zween Befehlshaber der Besatzung, und brachten sie

um; auch munterten sie, indeß sie alle Anstalt machten, die Festung zu belagern, die übrigen griechischen Staaten auf, sich der Herrschaft der Macedonier zu entziehen. Doch Alexander kam, ehe sie sich dessen versahen, vor die Mauern Thebens, mit 30000 Mann zu Fuß, und 3000 zu Pferde. Hierdurch vereitelte er alle ihre Anschläge, und schreckte die übrigen Staaten ab, sich wider ihn zu erklären. Einen gütlichen Vergleich mit ihm zu treffen, weigerten sich die Thebaner schlechterdings: er eroberte also ihre Stadt mit Sturm, schleifte sie bis auf den Grund, und verkaufte die Einwohner als Sclaven.

Siebente Vorlesung.

Wir kommen jetzt zur Geschichte der Römer, des berühmtesten Volks nach den Griechen, aus der alten Welt; eines Volks, das auch noch in der neuern Weltgeschichte, oder nach dem Ursprunge des Christenthums, sich noch lange genug durch merkwürdige Thaten ausgezeichnet hat. Es sind noch nicht viel über 300 Jahr verflossen, daß das römische Reich, nachdem es länger als 2000 Jahr sich, unter mancherley Abwech-

wechselungen, doch noch immer behauptet hatte, erst gänzlich zerstört worden ist. Zwar verdanken die Römer fast alles, wodurch sie ein wohl eingerichteter und berühmter Staat geworden sind, den Griechen, auch sind sie diesen ihren Vorgängern in Künsten und Wissenschaften nie völlig gleich gekommen. Aber nächst diesen haben sie sich doch unter allen alten Völkern am meisten, und durch sehr vielfache Verdienste, bekannt gemacht. Auch ist unter allen berühmten Reichen der alten Welt keins auf eine so tiefe Staats-Klugheit gegründet, und eben darum auch so dauerhaft gewesen, als das ihrige, dessen Umfang, die schönsten Länder von drey Welttheilen in sich begriff. Der Hauptsitz dieses Reichs, Rom, war eine der größten und prächtigsten Städte alter Zeit, und ist es gewissermaßen noch immer. Eine unüberwindliche Tapferkeit, und ein brennender Eifer für Freiheit und Vaterland, so wie eine Liebe zu allem, was groß, edel und rühmlich ist, waren die Nationaltugenden, wodurch sich die Römer besonders ausgezeichnet, und eine Menge vortreflicher Männer in jeder Art unter sich aufgestellt haben. Auch ist ihre Sprache eine von denen, welche am besten ist ausgebildet, und, wegen ihrer weitläuftigen Eroberungen, über einen großen Theil der bewohnten Welt ausgebreitet worden; die einzige von allen veralteten Spra-

chen, deren man sich noch oft zum Bücherschreiben, und reden bedient, und eine Mutter vieler noch jetzt lebendigen Sprachen der mächtigsten Völker Europens. Ihre Gesetze haben zum Theil noch Kraft und Gültigkeit, obwohl der Staat, für den sie eigentlich gegeben wurden, längst untergegangen ist; so wie auch viele ihrer Kunstwerke noch übrig sind, und von ihrer Größe Zeugniß geben.

Dies Volk entstand, und setzte sich in einem Lande fest, das gleichsam von Natur zum Sitz einer freien Nation, und eines mächtigen Reichs bestimmt zu seyn schiene, nemlich in Italien. Lange zuvor, ehe der römische Staat sich daselbst bildete, wohnten in diesem Lande viele Völkerschaften: einheimische und griechische. Denn von den Pelasgern, die, wie im vorigen gemeldet, die ersten Bewohner Griechenlands waren, gingen nach und nach in verschiedenen Zeitpunkten starke Colonien in dieses nur durch das Meer von ihnen getrennte Land. Die Hetruscer waren Nachkommen derselben, und das berühmteste, so wie das mächtigste Volk vor den Zeiten der Römer, bei dem auch Handlung, Schiffarth und Künste, ja selbst einige Gelehrsamkeit blühte. In der Folge gab ein Anführer einer neuen Colonie aus Griechenland, Italus, Anlaß, daß das ganze Land Italien genannt wurde.

Ohn-

Ohngefähr 60 Jahr vor dem trojanischen Krieg kam Evander, der aus dem Peloponnes war verbannet worden, mit seinen Arcadiern in Italien an. Faunus, der Beherrscher von einem kleinen Strich dieses Landes, welcher damals Latium hieß, gab diesen Vertriebenen, deren nur eine kleine Zahl war, so viel Land, als sie zu ihrem Wohnplatz bedurften, und sie bauten darauf eine kleine Stadt, die sie Palantium nannten. Er machte sich durch manche vorzügliche Kenntnisse, sonderlich die Kunst zu schreiben, bei den Einwohnern Latiums, geehrt und gefürchtet, nichts aber erwarb ihm so sehr die Ehrfurcht dieses unaufgeklärten Volks, als der Ruf seiner Mutter Carmenta, die für eine Göttinn gehalten, und unter den Griechen Themis genannt war.

Einige Jahre nach Evanders Ankunft landete Herkules mit einem starken Gefolge an den Küsten Italiens, um dies Land zu erobern, so wie er bereits Iberien bezwungen hatte. Evander, so bald er von seiner Ankunft hörte, gab vor, er hätte vor langer Zeit von seiner Mutter, die als das Orackel dieser Völker verehrt ward, vernommen, daß ein gewisser Herkules, des Jupiters und der Alcmene Sohn, von Schicksal bestimmt wäre, ein Gott zu werden. Um sich seinem Schutze zu empfehlen war er der erste, der ihm einen

Altar

Altar errichtete, und einen jungen Stier opferte, auch das Orackel ihm bekannt machte. Auf Herkules Verlangen, und mit Zustimmung des ganzen Volks mußte dies Opfer in Zukunft jährlich nach griechischen Gebräuchen, die er sie selbst lehrte, gefeiert werden. Auch ließ Herkules, als er wieder aus Italien ging, einige seiner Begleiter zurück, die sich mit den Etruscern, und ursprünglichen Einwohnern dieses Landes, vereinigten, auch mit ihnen in einer Stadt, so friedlich bei einander lebten, daß man sie bald für einerlei Volk ansahe.

In dieses Reichs Latium kam nun Aeneas, ein trojanischer Prinz, mit einem Haufen seiner Landsleute, die aus dem zerstörten Troja vertrieben waren, nach vielen ausgestandenen Gefahren zur See. Die Einwohner versammelten sich sogleich, unter Anführung ihres Königs Latinus, um sich diesen Ankömmlingen zu widersetzen. Als aber Latinus nach der Ursach fragte, warum sie in seinem Gebiet ans Land gestiegen wären? und die Antwort erhielt: sie wären Trojaner, die unter Anführung des Aeneas, eines Sohns des Anchises und der Venus, einen Ort suchten, wo sie sich niederlassen, und eine Stadt anlegen könnten, betrachtete er mit Ehrfurcht und Erstaunen dieses berühmte Volk, so wie den Helden, der es anführte, und

reichte

reichte dem Aeneas zum Zeichen der Freundschaft die Hand, bereit zum Frieden, mehr noch, als er vorher zum Krieg gewesen war. Beide Heere wünschten hierauf einander zu ihrer Vereinigung Glück; Latinus nahm den Aeneas in seine Wohnung auf, und gab ihm, ihr Bündniß zu befestigen, seine Tochter Lavinia zur Gemahlinn. Aeneas legte eine Stadt an, und nannte sie, zu Ehren seiner neuen Gattinn, von der er bald darauf einen Sohn, Namens Ascanius, erhielt, Lavinium.

Turnus, König der Rutuler, der die Gegenden an der See beherrschte, die jetzt Campagna di Roma heissen, an den Lavinia zuvor war versprochen gewesen, kündigte, da er sich durch einen Fremden ausgestochen sah, den Trojanern, und dem ehemaligen Volke, das dies Gebiet bewohnte, Krieg an. Er lieferte ihnen ein Treffen, das für beide Theile unglücklich ausfiel; denn die Rutuler wurden zwar geschlagen, aber die Sieger verlohren den Latinus, der selbst sein Heer angeführt hatte. Turnus und seine Anhänger, die ihre Schwäche fühlten, hielten bei den Etruriern um Beistand an. Mezenz, der Oberherr dieses blühenden Staats, der zu Cerä, einer ansehnlichen Stadt der damaligen Zeit, Hof hielt, hatte bisher die trojanische Colonie mit Eifersucht angesehen, und weil er von

diesem

diesem neuen Staat für die Macht der benachbarten Beherrscher viel Unheil ahndete, schloß er willig ein Bündniß mit den Rutulern gegen sie.

Aeneas, der jetzt gar sehr der Freundschaft des Volks, unter dem er sich niedergelassen, bedurfte, um seinen Feinden die Spitze bieten zu können, erklärte, daß sein Volk, und dieses, künftig nur eins seyn, und nach einerley Gesetzen, unter dem Namen der Lateiner, regiert werden solte. Dadurch gewann er dessen Zuneigung so sehr, daß es eben so sehr ihm ergeben war, als die Trojaner. Versichert von der Treue seiner Unterthanen, gieng er nun seinen furchtbaren Feinden kühn entgegen, und erfocht für die Lateiner einen zweyten Sieg, der aber zugleich seinem Leben auf eine rühmliche Art ein Ende machte. Sein Sohn Ascanius war noch nicht fähig zu regieren, allein das Reich ward indessen von Lavinien, einer Prinzeßinn von grosser Einsicht, so glücklich verwaltet, daß sie dem jungen Könige es in eben dem Stande, worinn sie es empfangen, übergeben konnte. Zur Erkenntlichkeit dafür ließ Ascanius seine Mutter noch ferner über Lavinium regieren, das durch ihre Sorgfalt so blühend geworden war, als damahls nur irgend eine Stadt seyn konnte; er selbst aber legte eine andre Stadt auf einem Berge an, die er Alba nannte, und von der sein Reich den Na-

men

men des albanischen erhielt. Dies Reich bestund von Aeneas Ankunft in Italien bis auf die Grundlegung Roms 430 Jahre. Zwischen Laviniums, und Alba's Erbauung war kaum ein Raum von 30 Jahr, und doch war in so kurzer Zeit der Lateiner Macht so gewachsen, daß kein benachbarter Fürst es nun mehr wagte, sie anzugreifen.

Ascanius hatte zum Nachfolger seinen Sohn Sylvius, ein Nahme, der ihm gegeben ward, weil er durch einen Zufall im Walde gebohren war, und der ein Beynahme aller folgenden albanischen Könige blieb. Einer derselben Tiberinus ertrank im Flusse Albula, der die Gränze zwischen den Hetruskern, und Lateinern machte, wodurch derselbe von nun an den Namen Tiber erhielt. Ums Jahr der Welt 3210 hinterließ ein König der Albanier, Proca, zween Söhne, Numitor, und Amulius, von denen er den erstern, zu seinem Nachfolger bestimmte. Allein Amulius kehrte sich weder an seines Vaters letzten Willen, noch an das Recht seines ältern Bruders. Nicht zufrieden, den Thron an sich zu reissen, ließ er auch seinen Neffen Aegest ermorden, nnd setzte dessen Schwester Rhea Sylvia unter die Vestalinnen, eine Anzahl Jungfrauen, die im Tempel der Vesta das heilige Feuer beständig unterhalten, und darum unverheyrathet bleiben musten.

sten. Er hofte durch diese Verfügung, die das Ansehn einer grossen Ehrenbezeigung hatte, vorgebeugt zu haben, daß sie keine Kinder bekäme? allein sie vereitelte seine Vorsicht, und ward Mutter von Zwillingen, die Romulus, und Remus genannt wurden. Sie gab vor, an einem Brunnen, wo sie zum Dienst des Tempels Wasser holen müssen, vom Kriegsgott Mars überfallen, und geschwängert zu seyn; durch diesen Vorwand meinte sie der Todesstrafe zu entgehen, die darauf gesetzt war, wenn eine Vestalinn sich entweihen ließ, indem sie es auf einen Gott schob, woran vermuthlich ein Mann von dem Stande schuld war, der dem schönen Geschlechte von je her so gefährlich gewesen. Allein weder Götter, noch Menschen konnten sie, wie ein alter Schriftsteller sagt, gegen Amulius Grausamkeit schützen, er ließ sie in engen Verhaft bringen, ihre Kinder aber in die Tiber werfen.

Zum Glück war der Fluß damahls eben so sehr ausgetreten, daß man nicht zu seinem eigentlichen Bette kommen konnte; sie wurden also von den Leuten, die den Auftrag hatten, sie zu ersäufen, ins ausgetretene Gewässer ausgesetzt, und, da dies bald wieder zurückgieng, auf dem trocknen gelassen, mithin gerettet.

Ein Schäfer des Königs, Faustulus, fand sie von ohngefähr, und brachte sie seiner Frau, Laurente, zu stillen, ob aber diese, wegen ihrer ausschweifenden Lebensart, bey den Hirten den Eckelnahmen Lupa, d. i. Wölfinn getragen, und daraus die Fabel entstanden sey, die Kinder wären von einer Wölfinn gesäuget worden? oder was sonst zu dieser Sage Anlaß gegeben, ist ungewiß.

Man nahm an diesen Fündlingen, von Kindheit an, eine edle Bildung wahr, die von ihrer vornehmen Herkunft zu zeugen schien. Sie wuchsen unter den Hirten auf, gewöhnten sich an das unstätte, müßige Leben, und nährten sich von der Jagd in den umher gelegenen Wäldern. Diese Uebung machte sie stark, und unerschrocken; sie schlugen sich endlich mit andern solchen kühnen Leuten, wie sie selber waren, herum, griffen die Räuber an, nahmen ihnen das gestohlene Gut ab, und theilten es unter die Hirten. Dadurch reizten sie diese, daß sie eines Tages von ihnen bey der Feyer eines Festes überfallen wurden. Zwar entkam Romulus ihren Händen, Remus aber ward gefangen, und vor den König Amulius gebracht. Hier klärte sich durch verschiedne zusammentreffende Umstände das Geheimniß ihrer Geburt auf. Faustulus hatte immer geglaubt, seine Zöglinge wären von königlichem Ge-

blüte, weil er wuste, daß um die Zeit, da er sie gefunden, Amulius die Söhne der Rhea auf die Tiber habe aussetzen lassen. Bißher hatte er noch immer auf eine günstige Gelegenheit gewartet, seine Vermuthung zu entdecken: jetzt aber nöthigte ihn die Gefahr, worinn der gefangene Remus sich befand, die Sache dem Romulus zu offenbaren.

Remus war indeß zu Numitorn, seinem Grosvater, geschickt worden, weil ihm, und seinem Bruder von den Räubern schuld gegeben ward, sie hätten an Numitors Feldern Räubereyen verübet. Diesen überzeugte der Umstand, daß Remus einen Zwillingsbruder hätte, das Alter von beyden, und die Fragen, die er an ihn thät, völlig, daß diese Brüder seine Enkel wären.

Romulus dachte, von der Zeit an, auf nichts, als wie er den Tyrannen Amulius aus dem Wege schaffen, und seinen Großvater wieder auf den Thron verhelfen wollte. Es gelang ihm endlich durch eine List, da er nicht Leute genug hatte, mit offenbahrer Gewalt es zu unternehmen. Er befahl seinem Anhange, zu einer gesetzten Stunde, auf verschiedenen Wegen, vor dem Pallaste Amulius mit ihm zusammen zu treffen; da sie dies thaten, griff er, von seines Grosvaters Numitors Leuten unterstützt, den Amulius an, und tödtete ihn.

Numi-

Numitor brachte, sobald der Lerm entstand, geflissentlich ein Gerücht aus: der Feind habe die Stadt überrumpelt, und den Pallast eingenommen. Durch diese List lockte er alle wehrhafte Leute zu Alba in die Citadelle, als den Ort, wo sie sich gegen den Feind halten konnten. Sobald er aber die Verschwornen mit einer sieghaften Miene zu ihm kommen sah, versammlete er die Albaner, erinnerte sie an das von seinem Bruder ihm zugefügte Unrecht, erzehlte die Herkunft, und Schicksale seiner Enkel, ihre Erziehung, und die Art, wie er sie hätte kennen lernen. Zuletzt machte er ihnen des Tyrannen Todt bekannt, und daß er daran schuld sey; Romulus, und Remus aber traten nun sammt ihren Anhängern mitten in der Versammlung auf, und riefen ihren Großvater zum Könige aus, dem einmüthig die ganze versammlete Menge beytrat.

Die beyden Brüder überliessen ihrem Großvater die Stadt Alba, und wurden eins, an dem nehmlichen Ort eine Stadt zu bauen, wo sie waren ausgesetzt, und erzogen worden. Zu ihnen schlugen sich eine Menge Hirten, auch aus Alba und Latium kein geringer Haufe, so daß die Zahl der neuen Bewohner ihrer Stadt in kurzem ansehnlicher ward, als ihre Auswahl.

Bald aber nahm die Herrschsucht, das erbliche Laster ihres Hauses, die Seelen dieser Brüder wider

einander ein, und da bey Zwillingen kein vorzügliches Recht der Geburt galt, mithin keiner dem andern den Rang lassen wollte, so wurden sie eins, den Flug der Vögel zu Rathe zu ziehen, um zu erfahren, wem die Ehre vorbehalten sey, der neuen Stadt den Namen zu geben, und sie zu beherrschen. Romulus stellte sich zu dem Ende auf den palatinischen, Remus aber auf den aventinischen Berg. Remus entdeckte zuerst sechs Geyer; kaum aber hatte er es gesagt, so sah Romulus ihrer zwölffe. Hierüber entstand ein Zwist; eine Parthey erklärte sich für den, der die ersten, die andre für den, der die meisten Geyer gesehen hatte. Die Gemüther erhitzten sich, der Streit ward blutig, und Remus kam darinn um. Andre zwar schreiben dessen Todt einer Spötterey zu, die er über den Graben vorgebracht, den sein Bruder um die Mauern der neuen Stadt zog, wobey er zugleich verächtlich über den Graben gesprungen sey, seinen Bruder lächerlich zu machen, über welche Beschimpfung Romulus erbittert worden, und ihn erschlagen habe.

Genug, dieser blieb nun der einzige Herr dieser neuen Stadt, die an Bewohnern in kurzem sehr zahlreich ward. Zwar bestunden diese aus rohen zusammen gelaufnen Leuten, die in öftere Mißhelligkeiten mit einander geriethen, wodurch viele aufgerieben wurden,

andre

andre aber sich weg begaben. Noch fehlte es dieser Colonie an bürgerlicher Einrichtung, Obrigkeiten, und Gesetzen, welches, bey der Verschiedenheit ihrer Einwohner, zu häufigem Zwiespalt, und Gährungen Anlaß gab. Allein dies war die anfängliche Beschaffenheit der meisten kleinen Staaten Italiens, und selbst vieler griechischen Pflanzstädte; daher man sich nicht wundern muß, daß Rom, die nachmahlige Beherrscherinn der Welt, von einem so geringen Anfange zu einer solchen Höhe der Macht gestiegen ist. Man setzt gemeiniglich ihre Grundlegung ins 3253 Jahr der Welt, oder 751 Jahr vor Christi Geburt.

Achte Vorlesung.

Sobald Romulus Gebäude zur Nothdurft für sein Volk hatte, was nun schon zu 3300 Menschen angewachsen war, ließ er es zusammen kommen, und wählen, welche Regierung ihnen am besten gefiele. Sie willigten darein, daß er ihr König und Schutzherr, ihr oberster Richter und Anführer im Kriege seyn sollte. Er und seine Unterthanen kamen darinn überein, daß von den übrigen Einwohnern hundert, durch Recht-

schaffenheit und Klugheit bekannte Männer sollten als Räthe dem König, und zugleich als Beschützer ihrer Mitbürger gewählt werden. Man gab ihnen den ehrwürdigen Namen: Väter des Volks; und weil sie auch schon von etwas höherem Alter waren, wurden sie Senatoren genannt. Ausser dem behielten aber die übrigen Bürger Roms noch das Recht, über wichtige Angelegenheiten des Vaterlandes zu Rath gezogen zu werden, und ihre Meinung zu sagen. Sie wurden in drei gleiche Zünfte getheilt, und jede erhielt, unter der Aufsicht eines Vorstehers oder Tribuns, einen Theil der neuen Stadt zu bewohnen. Von diesen Zünften war wieder jede in 10 Curien getheilt, d. i. in Gesellschaften von hundert Mann, unter der Aufsicht eines Centurio. Um Mißhelligkeiten vorzubeugen, die dieser Unterschied zwischen Patriciern uud gemeinen Bürgern hätte veranlassen können, ward jedem Bürger erlaubt, sich aus den Patriciern einen Patron oder Beschützer zu wählen, der verbunden war, ihm mit Rath und That beizustehen. Dagegen mußte der Client oder Schutzverwandte in jeglichem Fall den Vortheil seines Patrons als seinen eigenen befördern, auch ihm, wenns nöthig war, mit Geld Beistand leisten. Beide durften einander nie verklagen, oder zu entgegengesetzten Partheyen übertreten; auch ward jede Uebertretung

dieses

dieses Vertrags als eine Treulosigkeit angesehen, durch die der, so sich ihrer schuldig machte, völlig ehrlos ward, so daß jeder ihn ungestraft tödten konnte.

Der neue Beherrscher dieses Staats, der damals kaum 20 Jahr alt war, suchte in der Religion ein anders eben so wirksames Mittel, sein Ansehen zu befestigen, und die Bürger seines Staats mit einander zu verbinden. Ihm, als dem Oberhaupte kam es zu, den Gottesdienst einzurichten, der Aufseher über die Gebräuche bei demselben zu seyn, und die Art zu bestimmen, wie der Wille der Götter bei wichtigen Vorfällen erforscht werden sollte. Die Religion dieser rohen Zeiten bestund hauptsächlich aus Ceremonien, und betrügerischen Wahrsagungen, aus dem Fluge und Fressen der Vögel, aus dem Eingeweide geschlachteter Thiere, und aus gewissen Zeichen am Himmel. Ehe die Priester nicht auf ein, oder die andere Art den Willen der Götter erforscht hatten, durfte nichts von Wichtigkeit vorgenommen werden; allein man weiß auch, daß es bei den Beherrschern stand, diese Vorbedeutungen nach ihren jedesmaligen Absichten zu lenken und zu deuten. Auch glaubten sie selbst, die Priester, so wenig als die, welche sich ihrer bedienten, an die Zuverläßigkeit dieser Zeichen, welche nur Blendwerke für das gemeine Volk waren. Unter den besonderen Ge-

setzen des Romulus schien dies das härteste zu seyn, daß er den Eltern völlige Gewalt ertheilte, ihren Kindern das Leben nehmen, oder sie verkaufen zu dürfen; vielleicht aber wollte er dadurch nur desto mehr die Kinder zur Ehrfurcht und pflichtmäßigen Aufführung gegen ihre Eltern verbinden, und glaubte, es dem Naturtriebe der Eltern für ihre Kinder sicher überlassen zu dürfen, daß sie dies Recht nicht zur Härte oder Grausamkeit misbrauchen würden.

Die neue Colonie wuchs dadurch an Einwohnern in kurzer Zeit merklich, daß Romulus eine Freistadt für Schuldner, Verbannete, und Verbrecher von allen Arten eröfnete. Anfangs wurde zwar diese zusammengelaufene Menge nicht innerhalb der Mauern aufgenommen, sondern der Hügel Saturnius, nachher Capitolinus genannt, ihnen zur Wohnung angewiesen. Als aber Romulus in der Folge seine Stadt erweiterte, kam auch diese Freistätte mit in den Bezirk der Mauern, und ihre Bewohner wurden römische Bürger. Sie mußten alle ohne Ausnahme die Waffen tragen, und Krieger vorstellen, wodurch denn dieser neue Staat sehr bald den Nachbarn furchtbar zu werden anfing. Um aber seine Dauer sicher zu stellen, fehlte es noch an Weibern, daher schickte Romulus Abgeordnete an die Sabiner, und andere benachbarte Völker, und

ließ sie ersuchen, daß sie sich mit seinen Bürgern durch Heirath verbinden möchten. Allein dieser Vorschlag ward mit Verachtung verworfen, und die Sabiner sonderlich gaben zur Antwort: warum errichtet nicht euer König auch eine Freistadt für herumstreichende Weiber, und entlaufene Sclavinnen, wie er es für die Männer gethan hat? Er könnte dann Ehen stiften, bei denen kein Theil dem andern etwas vorwerfen dürfte.

Aufgebracht über diese verächtliche Antwort, beschloß Romulus, mit Gewalt zu nehmen, was er nicht durch gelinde Mittel erhalten konnte. Er ließ deswegen bekannt machen, daß zu Rom ein großes Fest sollte gefeiert werden, bei dem viele Kampfspiele, und andere Lustbarkeiten vorfallen sollten. Diese zu sehen, und zugleich die neue Stadt kennen zu lernen, kam ein großer Haufe Volks aus der Nachbarschaft zusammen, worunter auch Weiber und Jungfrauen genug waren; sonderlich erschienen die Sabiner, welche Rom am nächsten wohnten, in großer Anzahl. Mitten unter den Lustbarkeiten drangen die Römer, auf ein vom Romulus gegebenes Zeichen, mit dem Schwerdt in der Hand unter sie, nahmen gegen 700 der jüngsten von den Unverheiratheten mit Gewalt weg, und führten sie in ihre Häuser. Am folgenden Tage las Romulus eben

so viel junge Mannspersonen aus, und zwang sie, ihre Ehegatten zu werden.

Es war natürlich, daß diese Gewaltthätigkeit von den benachbarten Völkern sehr hoch empfunden ward, auch zog sie einen Krieg nach sich, der sieben Jahr dauerte. Die Cäninenser waren die ersten, welche, diese Treulosigkeit zu ahnden, die Waffen ergriffen, und ins römische Gebiet einfielen. Romulus lieferte ihnen ein Treffen, worinn er ihren König Acron mit eigener Hand erlegte, nachher ihre Stadt einnahm, sie zerstörte, und alle Einwohner nach Rom schickte, wo man ihnen gleiche Freiheiten mit den ältesten Bürgern zugestand. Die Antemnaten und Crustuminer hatten kein besseres Glück, als jene, sie wurden ebenfalls überwunden, und ihre Städte eingenommen, diese aber wollte Romulus nicht schleifen, sondern, da ihre Länder fruchtbar waren, bediente er sich ihrer zu Pflanzstädten, und Vormauern wider die Einbrüche anderer Feinde. Die Einwohner versetzte er nach Rom, und gab ihnen alle Rechte römischer Bürger; hierdurch erlangte er einen solchen Ruf von Huld sowohl als Tapferkeit, daß verschiedene etruscische Städte sich ihm von freien Stücken unterwarfen. Coelius, ein etrurischer Feldherr, führte alle seine Truppen nach Rom, und ließ sich auf einem Hügel bei der Stadt nieder,

der

der von ihm der Berg Coelius genannt ward. Endlich rückte Tatius, König der Sabiner gegen sie an, der furchtbarste Feind, wegen der Anzahl sowohl, als Tapferkeit dieses Volks, das auch durch jenen Raub am meisten gelitten hatte. Er drang in Rom selbst ein, bis auf den Markt, und beide Völker fochten daselbst mit der äussersten Wuth gegen einander. Der Sieg war lange zweifelhaft, bis plötzlich die Sabinerinnen, welche nun römische Ehemänner, und fast alle bereits von ihnen Kinder hatten, mitten unter die Fechtenden und ihre Schwerdter liefen. Durch bittendes Geschrei und Thränen thaten sie ihrer Hitze Einhalt, und riefen hier ihren Männern, dort ihren Völkern und Anverwandten zu: sie sollten ihre Waffen gegen sie allein kehren, weil blos sie die Ursach ihrer Feindschaft wären, und sie allein unglücklich werden müßten, es möchte siegen, wer da wollte. Römer und Sabiner erstaunten über diesen Anblick, liessen sich aber bald durch die Thränen und Bitten von Personen, die ihnen so lieb waren, rühren, und schlossen einen Vergleich mit einander. Beide Völker vereinigten sich zu einem einzigen, Romulus aber, der im Gefecht war verwundet worden, mußte dem Tatius gleichen Antheil an der königlichen Würde einräumen, und hundert der vornehmsten seiner Untertha-

terthanen in den Senat, mit gleichen Rechten, als die Römer, aufnehmen. Beide Könige regierten fünf Jahr lang gemeinschaftlich, und mit großer Eintracht; Romulus wohnte auf dem palatinischen, Tatius aber auf dem tarpejischen Hügel, der Raum aber zwischen beiden ward ein gemeinschaftlicher Marktplatz für Römer und Sabiner, unter dem Namen Forum. Die Vereinigung beider Völker brachte in kurzem eine Vermischung der Sitten und Religionsgebräuche hervor. Sie stifteten einmüthig das Fest, Matronalia genannt, zum Andenken des Friedens, der auf Vermittelung der Sabinerinnen war geschlossen worden, auch wurden diesen besondere Vorzüge und Freiheiten, auch ihren Kindern eine unterscheidende Kleidung zugestanden, die in einem Rock, Praetexta genannt, und einem goldenen runden Knopf bestand, der ihnen im Nacken herabhing.

Beide Könige eroberten gemeinschaftlich Cameria, eine Stadt in der Nähe von Rom, schickten eine Colonie von römischen Bürgern dahin, und versetzten statt dessen 4000 ihrer Einwohner nach Rom. Im sechsten Jahr ihrer gemeinschaftlichen Herrschaft ward Tatius von den Laviniern, die er wider sich aufgebracht hatte, vor dem Altar ermordet, gerade da er mit Romulus in der Stadt Lavinium ein Opfer brachte. Man hat-

te

te diesen, der nie gern seines gleichen an Macht neben sich litt, in Verdacht, daß er an dieser Sache Antheil hätte. Indessen führte er seinen Leichnam nach Rom ab, und begrub ihn mit vielen Feierlichkeiten auf dem aventinischen Berge. Von der Zeit an regierte er allein, und führte noch einen dritten Krieg gegen die Cameriner, die das römische Joch abzuwerfen suchten, mit vielem Glücke. Er erlegte 6000 von ihnen, und zog triumphirend in Rom ein. Eben so viel Glück hatte er wider die Fidenaten, er eroberte ihre Stadt, und machte sie zu einer römischen Colonie. Die Vejenter foderten Fidenä zurück, als eine Stadt, die unter ihrer Gerichtsbarkeit stünde, und belagerten es. Allein sie wurden in zwei Treffen geschlagen, und mußten, um einen hundertjährigen Stillstand zu erhalten, sieben kleine Städte an der Tiber abtreten, und funfzig ihrer vornehmsten Bürger nach Rom schicken, die dort als Geisseln aufbehalten wurden. Dieser Krieg erwarb dem Romulus die Ehre eines dritten Triumpfs, und war der letzte, den er führte, den übrigen Theil seines Lebens brachte er damit zu, seinem Staate durch Anordnungen und Gesetze Festigkeit zu geben. Er hatte zuletzt 47000 Unterthanen, die er als Soldaten gebrauchen konnte; gleichwohl begriff sein Reich nicht mehr als 5 oder 6 Meilen in sich. Gegen das Ende

seiner

seiner Regierung machte ihn das anhaltende Glück, das er in seinen Kriegen hatte, allmählig stolz und übermüthig, so daß er sich an den Senat und die Gesetze wenig mehr kehrte. Zwar versammelte er ihn noch zuweilen, aber blos zum Schein, und um seine Befehle zu bestätigen. Dieser beschloß also, aus Besorgniß, er möchte noch immer eigenmächtiger, und zuletzt gar despotisch werden, ihn heimlich aus dem Wege zu räumen. Als er daher einst seine Truppen auf einer Ebene vor der Stadt musterte, begleitete ihn der Senat dahin; indem nun Romulus eine Rede an das Volk hielt, zerstreute ein plötzlicher Sturm das Heer, die Senatoren blieben allein beym Könige, und dieser ward nachher nicht wiedergesehen. Dem Volk allen Verdacht wegen des, was vorgegangen war, zu benehmen, brachte der Senat das Gerücht aus, Romulus sey mitten im Sturme von einer Flamme umgeben, und in den Himmel hinauf entrückt worden. Julius Proculus, ein Patricier von großem Ansehen, versammelte die Zünfte, bekräftigte ihnen eidlich die Wahrheit dieses Vorfalls, und daß Romulus ihm erschienen sey, um seine Unterthanen wissen zu lassen: es habe den Göttern gefallen, ihn wieder in den Himmel aufzunehmen, aus dem er gekommen sey, er würde aber allezeit unter dem Namen Quirinus ihr Schutzgott seyn. Sein

Tod

Tod erfolgte im 37sten Jahre seiner Regierung, da er 55, oder wie etliche sagen, 60 Jahr alt war. Er war unstreitig einer der größten Helden des Alterthums, der aus einer Rotte zusammengelaufener Leute in kurzer Zeit ein Volk machte, das in der Folge eben so sehr durch Tugenden, als durch Klugheit und Tapferkeit berühmt ward; er selbst bewies in der Gründung dieses Reichs die größte Klugheit und Herzhaftigkeit, allein seiner gewaltsamen Todesart wegen kann man ihn nur wenig bedauern, wenn man bedenkt, daß er selbst seinen Bruder auf gleiche Art aus der Welt geschafft hatte.

Durch Romulus Tod, der ohne Erben starb, kam die höchste Gewalt an die Senatoren, welche sie unter sich theilten. Jeder regierte, nach der Reihe, fünf Tage, mit dem Titel als Interrex, und genoß alle Ehre der Oberherrschaft. Diese Regierungsart dauerte etwas über ein Jahr, da es das Volk müde ward, so viel Herren zu haben, und auf eine Veränderung bestand. Der Senat ließ ihm die Wahl, entweder einen König, oder Obrigkeiten, die jährlich abwechseln sollten, zu wählen. Das Volk stellte aus Ehrerbietung die Wahl dem Senat heim. Nun waren wohl verschiedene im Senat, die gern die Macht in Händen behalten wollten, geneigt, eine republikanische Regie=

Regierung festzusetzen; allein die Vornehmsten, die ins geheim nach der Krone strebten, brachten es dahin, daß das Volk für eine monarchische Regierung entschied, man berief das Volk zusammen, und derjenige aus dem Rath, der zuletzt als Interrex regiert hatte, sagte zu ihnen: wählet euch einen König, ihr Römer, der Senat willigt darein; und wenn ihr einen Fürsten aussuchet, der es werth ist, Romulus Nachfolger zu seyn, so wird ihn der Senat in dieser höchsten Würde bestätigen.

Der Senat bestand aus zwo Gattungen von Rathsgliedern; den Alten, und denen, die unter des Tatius Regierung hinzugekommen, mithin gebohrne Sabiner waren. Die ersten verlangten einen Römer, die andern einen aus ihrem eigenen Vaterlande. Nach großem Streit verglich man sich dahin, daß die alten Rathsglieder zwar den König von Rom ernennen, ihn aber aus den Sabinern wählen sollten. Ihre Wahl fiel auf den Numa Pompilius, einen Mann von großer Klugheit, Mäßigung und Billigkeit, aber keinesweges einem kriegerischen Fürsten. Daher gewöhnte er seinen Unterthanen ihre kriegerische Neigung zu Raub und Plünderungen ab, lehrte sie die Künste des Friedens, und das Glück eines ruhigen, bürgerlichen Lebens kennen, unterrichtete sie in den großen Pflichten der Religion, und in den Gesetzen der Gerechtigkeit und Menschenliebe.

Er verschaffte der Religion viel mehr äusserliches Ansehen, indem er ihre Pracht, Gebräuche und Diener vermehrte. Den Ackerbau beförderte er auf alle Weise, indem er diejenigen durch Belohnungen aufmunterte, welche ihn mit Eifer trieben, auch die vom Romulus ererbten Ländereyen unter seine ärmeren Unterthanen austheilte. Den Unterschied zwischen Römern und Sabinern hob er auf, weil daraus bisher nur Zwist entstanden war, führte aber einen neuen, nach den verschiedenen Gewerben ein, und verbesserte den Calender. Bei seinen Gesetzen richtete er besonders sein Augenmerk auf die Erhaltung der Sittsamkeit des weiblichen Geschlechts; auch nahm er den Eltern die uneingeschränkte Gewalt über ihre Kinder, vermöge welcher sie sogar ihre verheiratheten Söhne hatten verkaufen können, weil er es für ungerecht ansahe, daß eine Frau, die einen freien Mann geheirathet hatte, nachgehends gezwungen seyn sollte, bei einem Slaven zu leben. Seine Leibwache schafte er ab, denn er sagte: es wäre ihm unanständig, über ein Volk zu herrschen, dem er nicht traute, oder einem Volke nicht zu trauen, nachdem es ihn einmal zum König gewählt hätte. Seine Regierung, die 43 Jahr dauerte, war die glücklichste Zeit die Rom jemals, von seinem Anfange an, bis zum Ende seiner

Herrschaft gehabt hat. Selbst die benachbarten Völker, ehrten ihn, und enthielten sich, so friedsame und wohlgesittete Leute, als die Römer unter ihm geworden waren, anzugreifen. Er starb im 82sten Jahre seines Alters, von allen seinen Unterthanen aufrichtig bedauert, die ihn als ihren Vater und Freund geliebt hatten. Er hinterließ nur eine Tochter, Pompilia, die an den Numa Marcius vermählt ward, und die Mutter des nachherigen vierten Königs zu Rom, Ancus Marcius, war.

Der folgende König der Römer, Tullus Hostilius, war wieder ein großer Liebhaber vom Kriege, und entschlossen, seinen Staat durch eben die Mittel zu erhalten, durch die er war gegründet worden. Er trat seine Regierung mit einer edeln Handlung an, die ihm die Herzen aller seiner Unterthanen erwarb; denn da sein eigenes Vermögen groß war, so theilte er die Felder, die zu des Königs Aufwande bestimmt waren, unter die aus, welche keine eigene Aecker hatten. Der Friede hatte unter ihm sehr bald ein Ende. Das Oberhaupt der Albaner, Coelius, ward auf Roms anwachsende Macht, eifersüchtig, und stiftete heimlich einige seiner Unterthanen an, das römische Gebiet zu verwüsten. Die Römer fielen fast zu eben der Zeit in das Land der Albaner ein, und raubten darinn;

hier=

hieraus erfolgte, wie Cölius erwartet hatte, ein Streit zwischen beiden Völkern; sie rückten gegen einander, und waren eben im Begriff, sich eine Schlacht zu liefern, als der albanische Feldherr, der sich entweder vor dem Ausgang des Treffens fürchtete, oder vielleicht auch menschlicher dachte, den Römern vorschlug, das Schicksal beider Völker auf den Kampf einiger wenigen ankommen zu lassen. Sein Vorschlag ward angenommen, daß drei Brüder von jedem Kriegsheer mit einander fechten sollten, und welche Parthey den Sieg erhalten würde, deren Nation sollte künftig über die andere herrschen. Die Römer wählten drei Brüder, die Horatier genannt, und die Albaner drei andere, welche die Curiatier hiessen. Beide Kriegsheere, nebst ihren Königen, waren Zuschauer von diesem wichtigen Gefechte, und der Sieg schien lange zweifelhaft. Endlich fing es an, für die Römer übel auszuschlagen, denn zween Horatier waren schon todt, und die drei Curiatier lebten noch alle, worüber ihre gegenwärtigen Landsleute in ein Freudengeschrei ausbrachen. Aber die drei albanischen Brüder waren verwundet, der noch lebende Römer aber war unverletzt und munter. Weil er indeß allen drei Brüdern zusammen nicht gewachsen zu seyn glaubte, nahm er seine Zuflucht zur List, um sie zu trennen. Er that nemlich, als ob er die Flucht

ergreifen wollte, und da sie ihm wegen ihrer Wunden nur langsam, einer von dem andern entfernt, nachsetzten, kehrte er sich plötzlich um, und erlegte einen nach dem andern, ehe ihm die übrigen zu Hülfe kommen konnten. So erwarb Horatius den Römern die Oberherrschaft über die Albaner; allein er schändete gleich darauf seine tapfere That durch eine abscheuliche Handlung. Denn als er, begleitet von seinen frohlockenden Mitbürgern, und mit der Rüstung seiner Feinde beladen, nach Rom zurückkehrte, begegnete ihm seine Schwester im Thor, die an einen der Curiatier verlobt gewesen. Da diese den Kriegsrock ihres Bräutigams, den sie selbst gemacht hatte, in den Händen ihres Bruders erblickte, brach sie in einen Strom von Thränen aus, raufte sich das Haar, und rief dem Todten, der ihr so lieb gewesen war, bei seinem Namen. Er, der von seinem Siege erhitzt war, gerieth durch diesen Kummer, in eine so unvernünftige Leidenschaft, daß er seiner Schwester das Schwerdt in die Brust stach, und sagte: so gehe denn hin zu deinem Liebhaber, und nimm deine unzeitige Liebe mit, die dich bewegt, über den todten Feind deines Vaterlandes zu trauern. Jedermann empfand bei dieser That Widerwillen und Abscheu gegen den Mörder, der sogleich für die Richter gestellt ward, welche ihn zum Tode verurtheilten. Sein

Vater

Vater aber, und der König selbst suchten ihn zu retten; auf ihren Rath überließ man die Sache dem Ausspruch des Volks, welches, vielmehr aus Bewunderung seiner Herzhaftigkeit, die ihm einen so wichtigen Vortheil erworben hatte, als wegen der Gerechtigkeit seiner Sache, ihm das Leben schenkte. Damit indeß sein Verbrechen nicht ganz ungestraft bleiben möchte, ward ihm zuerkannt, unter dem Joche durch zugehen, welches ein Schimpf war, den die Kriegsgefangenen leiden mußten, die zaghaft ihre Waffen an den Feind übergeben hatten.

Während des Kriegs mit den Albanern hatten die Fidenaten sich der Treulosigkeit verdächtig gemacht, weshalb sie Tullus vor den römischen Senat foderte, um wegen ihres Betragens Rechenschaft zu geben. Sie aber, die sich, ihrer Verschuldung bewußt, und in geheimen Verständniß mit Fuffetius, dem Oberhaupte der Albaner, waren, welche gern das römische Joch abwerfen wollten, weigerten sich zu gehorchen, und gingen, mit den Vejentern vereinigt, zu Felde. Fuffetius, der seine Verrätherei zu verbergen suchte, stieß mit den albanischen Truppen zu dem Tullus; am Tage vor der Schlacht aber machte er seinen vornehmsten Befehlshabern seine Absicht bekannt, nehmlich so lange neutral zu bleiben, bis sich das Glück für einen von bei-

den Theilen erklärt hätte, und alsdenn sich zu dem Sieger zu schlagen. Indem also die Heere in Bewegung waren, um zu fechten, zog sich Fuffetius mit den seinigen auf eine Anhöhe zurück, um da den Ausgang der Schlacht abzuwarten. Die Fidenaten und Vejenter wurden von den Römern aufs Haupt geschlagen, worauf denn Fuffetius von seinem Hügel herunter kam, und ihre zerstreuten Ueberbleibsel anfiel.

Tullus wuste sich so zu verstellen, als ob ihm von des Fuffetius Verrätherey, die er doch schon vor der Schlacht erfahren hatte, gar nichts bekannt geworden wäre. Heimlich begab er sich des Nachts nach Rom, den Senat zu Rathe zu ziehen, und kehrte mit Tages Anbruch nach dem Lager zurück. Darauf schickte er Horazen, den Ueberwinder der drei Albaner, mit einer auserlesenen Anzahl Truppen ab, Alba zu schleifen; unterdeß gab er an die römischen, und albanischen Völker Befehl, sich unbewafnet vor ihm zu stellen, doch erhielten die Römer insgeheim Anweisung, ihre Schwerdter unter ihren Kleidern zu verstecken. Da sie zusammen waren, meldete er ihnen des Fuffetius Verrätherey, und ließ ihn durch Pferde zerreissen, auch alle, die mit darum wusten niederhauen. Die übrigen albanischen Soldaten wurden nebst den Bürgern nach Rom geführt; die vornehmsten darunter in

den Senat aufgenommen, andre zu Rittern gemacht, allen aber ohne Ausnahme die Freyheiten römischer Bürger zugestanden. Dies war das Ende der volkreichen Stadt Alba, der Mutter Roms.

Tullus muste ietzt, da Rom an Bewohnern so ansehnlich zugenommen, den Umfang der Stadt erweitern. Er zog den Berg Coelius mit hinein, und bauete sich selbst einen Pallast darauf. Die Fidenaten schlug er im folgenden Jahre, und machte sie von Rom abhängig. Er kehrte hierauf seine Waffen gegen die bisher noch unbezwungnen Sabiner, die, nach zweyjährigem hartnäckigem Widerstande, in zwo grossen Schlachten überwunden wurden, und auf des Siegers eigene Bedingungen sich Frieden anzunehmen musten gefallen lassen. Zwar empörten sie sich nach wenig Jahren wieder, allein Rom unterwarf sie sich bald aufs neue. Auch ließ es die übrigen von Alba abhängig gewesenen Städte seine Ueberlegenheit empfinden, und eine Aufforderung an sie ergehen, sich den römischen Gesetzen zu unterwerfen. Da sie sich dessen weigerten, ward ihre Erndte verheert, ihr Land verwüstet; ihre Hauptstadt Medullia eingenommen, und auf viele Jahre außer Stand gesetzt, sich zu vertheidigen.

Die Art, wie Tullus aus der Welt geschafft worden, ist ungewiß. Nach einiger Bericht soll er nebst

seiner Gemahlin, Kindern, und ganzem Hause vom Blitze getödtet seyn; andre sagen, sein Nachfolger Ancus Martius habe ihn, und seine ganze Familie, bey einem häußlichen Opfer, getödtet, und, um die That zu verbergen, den Pallast angesteckt. Er hatte 33 Jahre regiert, und die Stadt Rom sehr erweitert, auch zweymahl der Ehre eines öffentlichen Triumphs genossen.

Neunte Vorlesung.

Die Wahl des versammleten Volks bestimmte Ancus Marcius, des Numa Enkel, zum Nachfolger des Tullus, und der Senat bestätigte solche. Dieser fieng seine Regierung damit an, daß er die gottesdienstlichen Gebräuche wieder herstellte, die unter seinem Vorgänger waren verabsäumt worden, den Feldbau wieder in Aufnahme brachte, und die Künste des Friedens übte, wodurch er sich die Liebe seiner Unterthanen bald erwarb. Er kam indeß nicht lange nachher in den Fall, sich auch von einer andern Seite zu zeigen, denn seine Nachbarn, sonderlich die von Latium, fiengen an ihn wegen seiner friedlichen Gesinnungen zu verachten,

und Streifereyen ins römische Gebiet vorzunehmen. Weil sie sich zu keiner Genugthuung, dieser Gewaltthat wegen, verstehen wolten, zog Ancus wider sie zu Felde, nahm verschiedene Städte von Latium ein, und schickte ihre Einwohner nach Rom, wo er ihnen den aventinischen Hügel zum Wohnplatz einräumte. Die Lateiner sammleten ein so großes Heer, als sie nur vermochten, wurden aber geschlagen, und Ancus hielt wegen dieses Siegs zu Rom einen Triumph. Mit eben so glücklichem Erfolge bestritt er andre nachbarliche Völker, die sich gegen die anwachsende Macht der Römer empört hatten. Die letztern Jahre seiner Regierung beschäftigte er sich mit Vergrösserung der Stadt, und Verbesserung des Wohlstandes ihrer Einwohner. Er starb, nachdem er 24 Jahr regiert hatte, und hinterließ zween Söhne, davon der eine ein Kind, der andre erst ohngefähr 15 Jahre alt war. Beyde stunden unter der Vormundschaft Tarquins des ältern, der, ob er wohl ein Fremdling war, und nur erst kürzlich zu Rom sich niedergelassen hatte, doch sich durch herzhaften Muth, und Freygebigkeit so beym Volke beliebt zu machen wuste, daß er, mit Zurücksetzung der Kinder des Ancus, zum Könige erwählt ward.

Mit den Lateinern muste Tarquin zuerst Krieg führen. Er schlug sie dreymahl, und nahm ihnen ver-

schiedene Städte ab, daher ihm auch, als er nach Rom zurück kam, die Ehre eines Triumphs zugestanden ward. Die Beute von den eroberten Städten wandte er an, einen Rennplatz für die römischen Spiele zu bauen. Kaum war dieser Krieg zu Ende, so vereinigte sich ganz Hetrurien wider Tarquin, und schloß einen Vergleich, der alle Städte, bey Verlust aller Rechte der Bundsgenossenschaft verband, an diesem Kriege Theil zu nehmen. Dadurch brachten die Hetruscer ein beträchtliches Heer zusammen, verheerten das römische Gebiet, und nahmen Fidenä, mittelst Verrätherei einiger Bewohner des Orts, ein. Den ersten Feldzug that der König nicht selbst wider sie; im folgenden Jahr aber bewafnete er alle seine Legionen, forderte seine Bundsgenossen auf, theilte mit angehendem Feldzuge sein Heer in zwey Theile, stellte sich selbst an die Spitze der Römer, die Bundsgenossen aber ließ er von seinem Vetter Colladin anführen. Dieser zog nun zwar den kürzern; er selbst aber schlug die Hetruscer zweymahl, und nahm Fidenä wieder ein. Durch einen dritten Sieg, der völlig entscheidend war, demüthigte er sie so gänzlich, daß sie die Oberherrschaft Roms erkandten, und um Friede baten, der ihnen auch zugestanden ward.

Auf diesen Krieg, der neun Jahr gedauert hatte, folgte eine ruhigere Zeit, die Tarquin zur Verschönerung, und Befestigung Roms anwand. Er erbauete die Mauern der Stadt von neuem aus gehauenen Steinen, ließ auch die berufnen Wasserleitungen anlegen, die man unter die Wunder der Welt gezählt hat, und wovon noch Ueberbleibsel vorhanden sind. Auch versah er den Markt rund umher mit Bogengängen, worinn Läden für Handwerker waren, errichtete Schulen für die Jugend beyderley Geschlechts, und bauete Tempel und Säle für öffentliche Rechtspflege.

Kaum waren diese Werke zu Stande gekommen, so fingen die Römer einen Krieg wider die Sabiner an, weil diese den Hetruscern Hülfe geleistet haben solten. Beyde Heere fochten mit einander an der sabinischen Grenze. Die Schlacht dauerte einen ganzen Tag mit gleichem Glücke auf beyden Seiten, so daß die Feldherrn, deren jeder den andern fürchtete, sich in ihre Läger zurück zogen, und den übrigen Feldzug nichts weiter vornahmen. Den Winter brachte Tarquin mit Zurüstungen auf das folgende Jahr hin. Er wollte noch einige neue Schaaren Ritter, zu denen die Romulus errichtet hatte, hinzufügen; allein man sahe dies als eine Neuerung an, und die Augurs, die in diesem abergläubigem Staate bey allem, was vorgenommen wer-

werden solte, zu Rath gezogen wurden, brachten es dahin, daß keine neue Schaar von Rittern errichtet, wohl aber jede schon vorhandene vermehret wurde, so daß nun die ganze römische Reuterey in allem 1800 Mann ausmachte.

Als Tarquin mit angehendem Frühjahr zu Felde gieng, fand er, daß die Sabiner, aus Hetrurien ansehnlich verstärkt, ihm bereits zuvorgekommen waren, und sich an der Mündung des Anio, und der Tiber gelagert hatten. Die Hetruscer standen an der einen Seite der Tiber, die Sabiner an der andern, und beyde hatten mit einander Gemeinschaft durch eine Schiffbrücke. Diese steckte Tarquin, der sich auf einem Hügel am Flusse Anio gelagert hatte, in Brand, indem er flache Boote den Strohm hinab schickte, die mit brennenden Materien angefüllt waren. Die Sabiner eilten den Brand zu dämpfen, und liessen bey der Eile ihr Lager unbesetzt; dieser Gelegenheit bediente sich Tarquin, griff es an, und eroberte es. Unterdeß fiel ein Haufe Römer, der des Nachts über die Tiber gegangen war, das Lager der Hetruscer plötzlich an. Da die Feinde sich so auf beyden Seiten angegriffen sahen, nahmen sie in solcher Verwirrung die Flucht, daß die meisten von ihnen im Brande, durchs Schwerdt, oder im Wasser umkamen. Ihre Waffen, die den Strohm

hinab schwommen, brachten die Nachricht von dem Siege eher nach Rom, als die vom Könige abgefertigten Boten dort ankommen konnten.

Tarquin wuste sich der durch diesen Sieg erhaltnen Vortheile so gut zu bedienen, daß die Sabiner um Friede bitten musten. Man verwilligte ihnen aber bloß einen Stillstand, und als sie, nach dessen Verlauf, neue Streifereyen ins Gebiet der Römer thaten, wurden sie zum zweytenmahle geschlagen, und zwey Jahr nachher endlich, in einem dritten entscheidenden Treffen, so gänzlich überwunden, daß sie den Römern alle ihre festen Plätze einräumen musten, um Friede zu erlangen. Tarquin zog, als er von diesen Feldzügen siegreich zurückkam, triumphirend in Rom ein.

Biß daher waren die Söhne des Ancus Marcius unter Tarquins Regierung ruhig gewesen, weil sie die Hofnung hatten, nach ihm zur Herrschaft zu gelangen. Als sie aber merkten, daß er darauf ausgieng, die Krone bey seiner Familie erblich zu machen, und sie ihnen, die darauf das nächste Recht zu haben meinten, aus den Händen zu winden, so kannte auch ihre Rachgier keine Grenzen. Sie dingten zween junge Leute, die sich als Holzhauer verkleideten, Aexte auf den Schultern trugen, zum Scheine Streit mit einander im Pallaste anfiengen, und darauf bestanden, sie müsten

vom

vom Könige verhört werden. Tarquin ließ sie vor sich bringen: indem er nun aufmerksam zuhörte, was der eine sagte, gab ihm der andre mit der Axt einen starken Hieb in den Kopf, ließ solche in der Wunde stecken, und entfloh mit seinem Gefährten. Man hohlte sie aber ein, und da sie auf die Folter gebracht wurden, bekannten sie, daß sie von den Söhnen des Ancus zu dieser That angestiftet wären. Diese flüchteten sogleich zu den Volsciern, einem benachbarten Volke; Tarquins Todt aber ward von seiner Wittwe Tanaquill so lange verborgen gehalten, bis diese ihren Schwiegersohn Servius Tullius auf den Thron setzen konnte.

Servius Tullius war von Geburt ein Sclave, seine Verdienste aber hatten ihn zum Range eines Patriciers, und Senators erhoben. Tarquin schätzte ihn sehr, und vermählte ihn zuerst mit einer edlen Römerinn, Gegania genannt, nach deren Tode aber gab er ihm seine Tochter Tarquinia. Der Anfang seiner Regierung war nicht ruhig, denn des Ancus Söhne hatten unter den Patriciern einen starken Anhang; diese stellten es daher als schimpflich vor, von einem Manne beherrscht zu werden, der in der Sclaverey gebohren war, und die höchste Gewalt, ohne Einwilligung des Volks, erlangt hatte. Die Rathsglieder wurden demnach unter sich eins, den neuen König, sobald sie

sich zum erstenmahle versammlen würden, zu zwingen, daß er seine Macht niederlegte, und in die Hände des Volks übergäbe, alsdenn aber zur freyen Wahl eines andern Königs zu schreiten. Bey diesen Umständen blieb Servius kein andrer Ausweg übrig, als das Volk zu gewinnen, und sich seiner Stimmen gegen den Senat zu versichern. Es gelang ihm darinn, denn er versprach dem Volke, sie wider die Patricier zu schützen, ihre Schulden zu tilgen, und die dem Feinde abgenommenen Ländereyen unter sie zu theilen, welches er auch alles treulich erfüllete.

Servius war zwar mehr ein friedliebender, als kriegerischer Fürst, indeß muste er sich doch in einen langwierigen Krieg mit den Vejentern, und übrigen Völkern Hetruriens einlassen, denn diese wollten den Römern nun nicht ferner unterwürfig seyn: und meinten, die Verbindlichkeit darzu habe mit Tarquins Tode aufgehört. Servius besiegte sie in kurzem aufs neue, beraubte sie ihrer Aecker, und theilte solche unter die römischen Bürger, die noch keine hatten. Für diesen Sieg gestand ihm das Volk, trotz dem Senate, die Ehre eines Triumphs zu.

Servius war nun sicher, die Gunst des Volkes sich so eigen gemacht zu haben, daß er es wohl wagen durfte, sich seiner zu bedienen, um sein Recht an den

Thron

Thron geltend zu machen, und sich auf demselben fest zu setzen. Er ließ die Bürger zusammen kommen, und beschwerte sich in einer beweglichen Rede über die Patricier, die den Entschluß gefaßt hätten, ihm das Leben zu nehmen, und die Söhne des Ancus zurück zu rufen. Er schloß seine Rede damit, daß er die Krone ihrer Willkühr überließ, und sie bat, zwischen ihm, und den Söhnen des Tarquins, wie auch den andern Mitbewerbern, den Ausspruch zu thun. Das Volk rief sogleich einmüthig: die Zünfte solten sich versammeln, damit sie den Servius zu ihrem Könige wählen könten. Dies geschahe auch an einem bestimmten Tage, wo Servius mit grösserer Einstimmigkeit, als irgend einer von seinen Vorgängern, zum Könige gewählt ward.

Der auf seinem Throne nun bestätigte König unternahm bald hierauf einen zweyten Kriegszug wider die aufrührischen Hetruscer, besiegte sie, erhielt auch die Ehre eines zweyten Triumphs deswegen. Nach diesem Siege richtete er seine Gedanken auf die Verschönerung, und Erweiterung von Rom. Er machte auch mancherley Einrichtungen im Staate, die alle dahin abzielten, die Zahl der jedesmaligen Volksmenge genau wissen, um hiernach eine gewisse Ordnung im Kriegswesen, und den öffentlichen Abgaben einführen zu können.

Er zeigte sich darinn als einen Meister in der Staatskunst, daß er eine solche Einrichtung zu machen wuste, durch welche die zu grosse Macht des Volks nachdrücklich im Zaume gehalten, und unter allen Gliedern des Staats eine gewisse Verbindung getroffen ward, die sie zu einem unter sich übereinstimmigen Staatscörper machte. Bißher waren die dürftigsten Bürger, in Betracht der öffentlichen Abgaben, den Reichsten gleich geachtet, und daher, eben so wie diese, gehalten gewesen, auf empfangnen Befehl zu Felde zu gehen. Die Folge hiervon war, daß sie bei den öffentlichen Versammlungen gleiches Ansehn mit jenen verlangten, und, da ihrer die meisten waren, sich mithin die Wahl der Könige, und Obrigkeiten, die Beschließung des Kriegs, und Friedens, auch die Verurtheilung der Verbrecher, in den Händen eines unbändigen, und unwissenden Pöbels befand. Diesen Uebeln abzuhelfen, und die höchste Gewalt in die Hände der Patricier zu bringen, von denen sich richtigere Einsichten in das Wohl des Staats, und ruhigere Ueberlegung der deßhalb zu nehmenden Maaßregeln erwarten liessen, machte Servius ein Gesetz, wodurch allen Häuptern der Familien bey schwerer Strafe anbefohlen ward, einen richtigen Betrag ihrer Güter, nebst ihren Namen, und Wohnungen, eydlich anzugeben. Als er dies erlangt, und dadurch aus-

gefunden hatte, daß damahls das römische Gebiet 14000 Bürger in sich fassete, welche die Waffen tragen konnten, unternahm er es, eine Ordnung festzusetzen, bey welcher die Aermern Erleichterung der Abgaben, die Reichern aber Vergrösserung ihrer Macht finden sollten.

Er theilte deshalb das römische Volk in sechs Classen, nach der Verschiedenheit des Vermögens; hieraus entstand das gute, daß die römischen Kriegsheere meistens aus den reichsten Bürgern der Stadt zusammen kamen, die, für ihre Aecker, und Güter, mit gröster Entschlossenheit fochten, und den Aufwand eines Feldzugs füglich bestreiten konnten. Um auch dieser klugen Einrichtung eine immerwährende Dauer zu verschaffen, beschloß Servius, sie feyerlicher durch eine öffentliche Religionshandlung zu machen. Er befahl nemlich, daß alle Bürger an einem gewissen Tage in dem Gefilde des Mars erscheinen sollten, auf einer grossen Ebene zwischen der Stadt, und Tiber, die Romulus dem Kriegsgotte geweihet hatte. Die Centurien wurden hier, wie in Schlachtordnung, gestellt, und im Namen des ganzen Volkes ein feyerliches Opfer gebracht, das aus einem Schaafe, einem Stier, und einer Sau bestand. Diese Feyerlichkeit ward Lustrum genannt, und sollte alle fünf Jahre wiederholet, dabey

aber

aber jedesmahl eine neue Schätzung der Bürger vorgenommen werden, weil zu vermuthen war, daß alle fünf Jahre im Vermögen der Privatpersonen wohl Veränderungen vorfallen würden, die einige zum hinaufrücken in eine höhere Ordnung berechtigen könnten. Von da fiengen die Römer an, ihre Zeit nach dem Lustrum, d. i. nach der Zahl von fünf Jahren zu berechnen.

Servius hatte jetzt Muth genug, selbst in Ansehung der königlichen Gewalt Verbesserungen vorzunehmen, und wider seinen eignen Vortheil, die Hälfte der königlichen Macht dem gemeinen Besten aufzuopfern. Er übertrug dem Senat die Entscheidung der gewöhnlichen Rechtshändel, und behielt sich blos die Erkenntniß über Staatsverbrechen vor, weil er fand, daß der Pflichten, die bißher mit der königlichen Würde verbunden waren, zu viel wären, als daß eine einzige Person ihnen allen genügen könne.

Servius war nun alt geworden, und hatte seit einiger Zeit seine beyden Töchter an seine zween Mündel, den Lucius Tarquinius, und Aruns, welches Enkel des vorigen Königs Tarquin waren, verheirathet; hierdurch glaubte er sich ihrer Treue versichert zu haben. Die älteste Tullia, die sanfter Gemüthsart war, hatte den Tarquin, einen stolzen, und ungestümen Mann,

zum Gemahl bekommen; die jüngste, Tullia, lasterhaft und heftig von Natur, war an Aruns verheirathet, der von leutseligem, und friedlichem Charackter war. Bey so ungleichen Sitten, und Neigungen konnten beyde Paare sich nicht lange glücklich finden; dagegen erzeugte die Uebereinstimmung der Gesinnungen sehr bald eine innige Vertraulichkeit zwischen Tarquin, und der Gemahlinn seines Bruders Aruns. Diese schlug endlich ihrem Liebhaber Tarquin vor: sie wollten ihren Vater, ihre Schwester, und ihren Gemahl aus dem Wege räumen, damit sie beyde sich verbinden, und mit einander den Thron besteigen könnten. Die Ausführung dieser schrecklichen That ward nicht lange hinausgesetzt; Tarquin vergab seine Gemahlin, und Tullia ihren Gemahl Aruns mit Gifte.

Nun kam die Reihe auch an den Vater. Es ward zuerst ein Versuch gemacht, ihn abzusetzen, indem man eine Cabale unter den Patriciern anspann; aber dies schlug fehl, denn das Volk, das den König liebte, verhinderte solches. Tarquin legte nun alle Verstellung ab, und bekleidete sich ohne weitere Umstände mit dem königlichen Gewande, ließ sich durch seine Bedienten die Fasces vortragen, gieng über den Markt in den Tempel, wo der Senat gewöhnlich zusammen kam, und setzte sich auf den Thron. Wer

ihm ergeben war, befand sich schon dort, die übrigen wurden in des Königs Tarquin Namen eingeladen, und erschienen ungesäumt, weil sie glaubten, Servius sey gestorben, sonst würde Tarquin ja nicht den Namen eines Königs annehmen. Als sie zusammen waren, hielt Tarquin eine lange Rede, worinn er auf seinen Schwiegervater schalt, und ihn einen Sclaven des Pöbels, einen Feind aber des Senats, und der Patricier nannte.

Servius erschien selbst, da er noch redete, und ließ sich von seinem Muthe hinreissen, zum Throne zu treten, und seinen Mitbuhler herunter zu stossen. Allein Tarquin, der stärker und mehr bey Kräften war, als der alte König, faßte ihn bey der Hüfte, zog ihn durch den Tempel, und stürzte ihn von der obersten Stuffe auf den Markt herunter. Zween oder drey vom Volke, denn alle Grossen hatten ihn verlassen, hoben ihn auf, und wollten ihn nach seinem Pallaste tragen, als die unmenschliche Tullia auf dem Markte erschien, ihren Gemahl auf der obersten Stuffe des Tempels erblickte, und die erste war, die ihn als König begrüßte. Nicht zufrieden damit, zog sie noch ihren Gemahl bey Seite, und gab ihm zu verstehen, er würde nie sicher seyn, so lange Servius am Leben bliebe. Tarquin schickte darauf sogleich einige Be-

dienten fort, dem unglücklichen Könige das Leben vollends zu nehmen.

Kaum war der Befehl zu diesem unnatürlichen Vatermorde gegeben, als Tullia ihren Wagen mit triumphirender Miene wieder bestieg, um nach Hause zu fahren. Ihr Weg führte sie durch eine Strasse, die man die cyprische, oder die gute nannte. Dort hatten die Mörder den König liegen lassen, der noch immer athmete. Der Kutscher ward bey diesem Anblicke von Schrecken gerührt, und hielt stille. Was hält dich auf? rief Tullia ihm zu. Ach! es ist der Leichnam des Königs ihres Vaters, versetzte er, indem er sich umwandte. Sie aber, die alles natürliche Gefühl in sich erstickt hatte, ergriff bey diesen Worte eine Banke, aus dem Wagen, warf sie ihm an den Kopf, und schrie: Fahrt zu, und scheut euch nicht, über einen todten Körper zu fahren! Der Kutscher muste gehorchen, und man sagt, das Blut des Vaters habe die Räder des Wagens, und sogar die Kleider seiner unmenschlichen Tochter besprützt. Man gab dieser Strasse nachmahls den Namen der schändlichen Gasse.

Ein so trauriges Ende nahm Servius Tullius, nachdem er 74 Jahr alt geworden, und 44 geherrschet hatte. Ausnehmende Gerechtigkeitsliebe, und Mässigung machten ihn dem Volke beliebt, und bey den

Pa-

Patriciern hochgeachtet, so daß er, ausser seiner eignen Familie, schwerlich einen Feind hatte. Rom ward unter ihm durch einen Frieden von 20 Jahren den Nachbarn furchtbarer, als es durch viele Siege seiner Vorgänger geworden war. Weil sein grausamer Nachfolger nicht gestatten wollte, daß man seine Leiche mit der gewöhnlichen Pracht begrübe, so brachte Tarquinia ihren Gemahl des Nachts heimlich zu Grabe, und starb in der nächsten Nacht selbst: ob vor Gram, oder durch ihre eigne Hände, oder durch Tulliens Gewaltthat, das ist ungewiß.

Eben so eigenmächtig, wie Tarquin bey Besteigung des Throns verfahren hatte, war auch seine Regierung, daher ihm auch von Anfange her der Beynahme gegeben ward: der Stolze. Ohne die geringste Förmlichkeit einer Wahl, ohne Senat, und Volk darum zu fragen, hatte er den Thron in Besitz genommen; auch behandelte er beyde mit unerträglicher Verachtung, gab nach Willkühr Gesetze, und schaffte andre ab, verurtheilte in Geldstrafen, verbannete, und richtete hin, wen er nur wollte. Nur des Heeres suchte er sich durch ausnehmende Freygebigkeit zu versichern, um die natürliche Folge der Tyranney, eine Empörung, zu verhüten, und immer hatte er eine star-

starke Wache um sich, die meistens von Fremden, welche ihm gänzlich ergeben waren, gesammlet war.

Seine Habsucht war nicht geringer, als seine Grausamkeit. Reich seyn, und Verdienste besitzen, war bey ihm unverzeihlich. Bloß um sich ihres Vermögens zu bemächtigen, brachte er nebst vielen andern, den Marcus Junius, einen vornehmen Römer, der ihm nahe verwandt war, wie auch einen von dessen Söhnen um. Der andre Lucius Junius, der in der Folge ein Anführer von denen ward, welche die Monarchie umstürzten, entgieng nur dadurch dem gleichen Schicksale, daß er sich sinnloß stellte, weßhalb er auch den Beynamen Brutus bekam. Die verdientesten Männer im Senat verbanneten sich selbst, und nun ward das Volk, das anfangs sich gefreuet hatte, den Senat gedemüthigt zu sehen, eben so gemißhandelt, wie jener. Sowohl in der Stadt, als auf dem Lande, ward ihnen untersagt, zusammen zu kommen, und überall waren Aufpasser bestellt, die eines jeden Worte, und Bezeigen beobachten mussten.

Allgemeiner Haß war die natürliche Folge einer solchen despotischen Regierung. Um sich dagegen einigermaaßen zu schützen, verheirathete er seine Tochter an den Octavius Mamilius, einen Mann von grossem Ansehen unter den Lateinern, lud auch diese zu einer

Natio-

National-Versammlung nach Ferentinum ein, wo er einen Vergleich mit ihnen schloß, und sich zum Feldherrn über ihre Truppen ernennen ließ. Er wußte es dahin zu bringen, daß 47 Städte in Latium mit einander ein Bündniß trafen, und dies trug in der Folge mehr zum Wachsthum der römischen Macht bey, als das ganze übrige Italien.

Von denen mit Tarquins Regierung mißvergnügten Patriciern hatten sich viele nach Gabii, einer Stadt in Latium geflüchtet, und die Einwohner zum Kriege gegen ihn überredet. Dieser dauerte sieben Jahr, mit abwechselndem Glücke. Endlich bekam Tarquin die Stadt durch Verrätherey in seine Hände, und machte seinen Sohn Sextus zum Könige über sie. Dieser Prinz, auf dem der gewaltthätige Geist seines Vaters ruhete, gab Anlaß zum Umsturz der königlichen Macht, und des Ansehens seines väterlichen Hauses. Tarquin hatte die Rutuler angegriffen, und ihre Stadt Ardea belagert. Indeß das Heer noch vor diesem Orte lag, gab einst Sextus seinem Bruder, und seinem Vetter Collatin, ein Gastmaal. Das Gespräch fiel dabey auf ihre Gemahlinnen, und jeder rühmte die Tugenden, und Verdienste der seinigen. Zu entscheiden, welche deren am meisten besässe, wurden sie eins, zu Pferde zu steigen, und ihre Gemahlinnen unverhoft

zu überraschen; wobey sie der den Vorzug an weiblicher Tugend zu erkennen wollten, die sie am anständigsten für ihr Geschlecht beschäftigt finden würden. Sie trafen, da sie zu Rom ankamen, des Königs Schwiegertöchter bey einem Gastmaale, Lucretien aber, Collatins Gemahlin, mitten unter ihren Mägden spinnend, obwohl es schon tief in die Nacht war. Ihr ward deßhalb der Vorzug einmüthig zuerkannt, und so kehrten sie des folgenden Tages ins Lager zurück.

Allein Sextus, der von ihren Reitzen entzündet war, fand in kurzem einen Vorwand, wieder nach Collatins Hause zurück zu kehren, und Lucretia nahm ihn, in Abwesenheit ihres Gemahls, mit Höflichkeit, und Ehrerbietung auf. Um Mitternacht fand er Mittel in ihre Schlafkammer zu kommen, trat mit gezognem Schwerdte vor ihr Bette, und drohte, sie den Augenblick umzubringen, wo sie sich regen, oder Lerm machen wollte. Er erklärte ihr seine Liebe, und mischte Drohungen unter seine Bitten, um sie seinen Wünschen geneigt zu machen. Da er fand, daß alles umsonst war, und selbst die Furcht vorm Tode sie nicht zu seinem Willen bewegen konnte, drohte er ihr, daß er sie erst umbringen, denn aber einen ermordeten Sclaven zu ihr ins Bette legen, und es darauf aller Welt sagen wolle: er habe sie beyde so gefunden, und, Collatins

latins gekränkte Ehre zu rächen, sie umgebracht. Die Furcht für einer solchen Beschimpfung überwand endlich Lucretiens standhafte Tugend; er erreichte seine schändliche Absicht, und kehrte den Morgen drauf ins Lager zurück.

Allein Lucretia fand das Leben, nach dem sie ihre Ehre verlohren hatte, unerträglich; sie schrieb deswegen an ihren Gemahl, er sollte in ihres Vaters Haus zu ihr kommen. Publius Valerius befand sich bey ihrem Vater Lucretius, mit ihrem Gemahle aber kamen Lucius Junius Brutus, und viel andre vornehme Römer san, denn Lucretia hatte das, was sie zu entdecken hatte, als eine Sache von der äussersten Wichtigkeit angekündigt.

Vor dieser zahlreichen Versammlung nun eröfnete sie die ganze Sache mit wenig Worten, erklärte, sie sey entschlossen, ihrem Leben ein Ende zu machen, und beschwor sie, des Sextus Verbrechen nicht ungeahndet zu lassen. Sie umarmte hierauf ihren Vater, und Gemahl mit einem Strohme von Thränen, stach sich einen Dolch, den sie unter dem Kleide verborgen gehalten hatte, durch die Brust, und fiel todt vor ihre Füsse.

Dieser Anblick durchdrang die Gemüther aller Anwesenden mit Bestürzung, und Kummer. Brutus aber

aber hob den blutigen Dolch auf, wieß ihn der Versammlung, und sagte: „Ich schwöre bey diesem Blute, „das ehemahls so rein war, und das nur die abscheu„liche Niederträchtigkeit Tarquins beflecken konnte, „daß ich, Tarquinius den stolzen, und sein ganzes „Haus, mit Feuer, und Schwerdt verfolgen, und „nicht zugeben will, daß je einer von diesem Stamme, „oder irgend ein anderer zu Rom herrsche. Euch, Göt„ter! ruf ich hierüber zu Zeugen an!“ Mit diesen Worten überreichte er den Dolch dem Collatin, Valer, Lucretz, und bewog alle Anwesenden, eben diesen Schwur zu thun. Jeder erstaunte über die Rede eines Mannes, der bißher für blödsinnig war gehalten worden, hielt ihn für begeistert, und folgte dem, was er rieth.

Man versammlete augenblicklich den Senat, und faßte eine Verordnung ab, kraft welcher der König mit allen seinen Nachkommen verwiesen, und jeder, der ihn wieder einzusetzen versuchen würde, mit allgemeinem Fluche belegt ward. Das Volk, nach Freyheit begierig, bekräftigte diese Verordnung gern, und griff zu den Waffen, auch das Heer that ein gleiches. Lucretz ward so lange die Regierung übertragen, bis eine neue Form derselben könnte festgesetzt werden.

Brutus, und der Senat, hatten solche bereits entworfen, und die bißherige Allein-Herrschaft in einen Freystaat zu verwandeln beschlossen. Jährlich sollten zwo Personen gewählt werden, die mit gleicher Macht regieren, und den bescheidnen Titel der Consuln führen sollten. Bey einer Versammlung im Mars-Felde schlug Lucrez dem Volke darzu den Junius Brutus, den Anführer der Verschwörung, und Lucreziens Gemahl, Tarquinius Collatinus vor, die auch sogleich einstimmig als Consuln ausgerufen wurden.

Tarquin kam, auf das Gerücht, daß Brutus Unruhen wider ihn errege, mit einem kleinen Gefolge, eiligst nach Rom, weil er sichs nicht einfallen ließ, daß jemand, den er als einen Blödsinnigen verachtete, was ernstliches gegen ihn unternehmen könne. Zu seinem Erstaunen aber fand er die Thore verschlossen, und das Volk auf den Mauern in Waffen wider sich; und als er ins Lager zurückkam, weigerte auch das Heer sich, ihm ferner zu gehorchen; er sahe sich daher, von aller Hülfe verlassen, gedrungen, mit seiner Familie nach Hetrurien zu flüchten.

So endigte sich die königliche Herrschaft zu Rom, nachdem die Stadt 242, oder, nach andrer Meinung, 244 Jahr so bestanden hatte, und die neue Regierungs-

rungsart ward eingeführt, die bis auf die Zeit der römischen Kayser fortdauerte.

Zehnte Vorlesung.

Ein sehr trauriger, und in der Geschichte Roms merkwürdiger Auftritt bezeichnete den Anfang der Regierung der Consuln. Die Söhne Tarquins, obwohl er selbst allen Ständen des Volks verhaßt war, hatten doch eine Menge junger Wollüstlinge auf ihrer Seite. Diese suchten die Tarquinier, durch heimliche Unterhändler, die sie aus Hetrurien schickten, zu einer Verschwörung zu bereden, und erhielten auch schriftliche Versicherungen durch sie, daß sie das äusserste dran setzen wollten, die Consuls zu stürzen, und den König wieder auf den Thron zu bringen. Zwey Söhne des Brutus, und drey Neffen Collatins waren die Häupter dieser Verschwörung. Ein Sclave, Vinder genannt, gieng hin zum Valerius, und entdeckte, was vorgieng; diesem befahl Valer, in seinem Hause zu bleiben, da indeß er mit seinen Freunden, und Schutzverwandten in das Haus der Aquilier gieng, wo die Verschwornen sich heimlich versammleten. Einen

nen Theil von seinem Gefolge ließ er unter Anführung seines Bruders an der Thüre; mit den übrigen drang er in das Zimmer, wo die Gesandten vom Tarquinius wohnten, und nahm die Briefe weg, welche die Verräther den Abend vorher geschrieben hatten. Als er heraus kam, begegneten ihm die Aquilier, die er, samt dem Rädelsführern der Verschwörung, gefangen nahm.

Auf Brutus, und seines Amtsgenossen Geheiß kam das Volk gleich am folgenden Morgen zusammen. Jene bestiegen den Richtstuhl, die Gefangenen aber wurden mit den Händen aufn Rücken gebunden herbey gebracht, und an Pfähle geschnürt. Brutus fieng das Verhör mit seinen eignen Söhnen an, Vinder ward gegen sie aufgestellt, und sein Zeugniß unbeantwortlich gefunden. Noch stärker kam ihre Verschuldung durch ihre eigenhändigen Briefe an die Tarquinier an den Tag; diese wurden vorgelesen, und sie hatten nichts überall zu ihrer Vertheidigung als Thränen. "Hast du, Titus, oder du, Tiberius, etwas zu deiner Verantwortung vorzubringen?„ so redete sie Brutus an, ohne sie Söhne zu nennen. Dreymahl forderte er sie auf, sich zu vertheidigen; aber Thränen waren noch immer ihre ganze Antwort. Die Senatoren wurden vom Mitleiden gerührt, und es erhob

erhob sich unter ihnen ein verworrenes Geflüster: Man verweise sie, man verweise sie! Collatin weinte, und Valer, so streng er auch war, ließ sich nicht ein einzig Wort entfallen, die ganze Versammlung zitterte, und erwartete mit banger Furcht die Entscheidung.

Brutus stand endlich auf, das Urtheil zu sprechen. Es erfolgte ein tiefes Stillschweigen, indeß er mit gesetzter Stimme, die auch nicht durch einen einzigen Seufzer unterbrochen ward, zu den Licktoren sagte: ich übergebe sie euch, vollziehet an ihnen, was die Gesetze erheischen! Bei diesen Worten erhob die Versammlung ein lautes Geschrei, tiefer Kummer bildete sich auf jedem Gesicht ab, und die Blicke des Volks flehten um Erbarmung. Wir geben sie ihrem Vaterlande, und ihrer Familie wieder! rief die ganze Versammlung einhellig aus. Allein weder dies vereinte Bitten, noch die wehmüthigen Klagen der jungen Leute, die ihrem Vater mit den rührendsten Worten fleheten, waren im Stande, den unerbittlichen Richter zu besänftigen. Nicht einmal dahin konnte er gebracht werden, das mindeste von der Strafe nachzulassen, die für die größten Verbrecher gesetzt war. Die Liktores ergriffen sie, zogen sie nackend aus, banden ihnen die Hände auf den Rücken, schlugen sie zuerst mit Stäben, und enthaupteten sie darauf.

Brutus sah dem schrecklichen Auftritte mit standhaften Muth, ohne eine Miene zu verändern, zu; als die Hinrichtung vorbei war, stieg er vom Richterstuhl herunter, ging aus der Versammlung, und überließ die anderen Verbrecher der Willkühr seiner Amtsgenossen.

Collatinus wünschte, das Leben seiner Neffen zu schonen, er gab ihnen daher einen Tag Frist, sich zu verantworten, und befahl sogar, Vindex sollte aus den Händen der Kläger genommen, und seinem Herrn übergeben werden. Dies brachte Valeren auf, der ihn zu schützen versprochen hatte; die Liktores versuchten es umsonst, diesen wichtigen Zeugen von ihm wegzureissen. Das Volk rief nach Brutus, und bestand darauf, er sollte wieder in die Versammlung kommen. Der unglückliche Vater hatte nur wenige Minuten Zeit gehabt, sich zu fassen, und im stillen den Unfall seines Hauses zu beweinen; auch erschien er sogleich wieder, mit eben dem gesetzten Muth, den er zuvor geäussert hatte, bestieg den Richtstuhl, und sagte zum Volke: was er vorhin gethan hätte, wäre Kraft seiner väterlichen Gewalt über seine Söhne geschehen. Ihnen stünde es nun frei, das Schicksal der übrigen Verbrecher zu entscheiden, und entweder seine Strenge durch ihre Gelindigkeit zu mißbilligen, oder seiner Standhaftigkeit durch einen ähnlichen Ausspruch Beifall zu geben.

Der Entscheidung des Volks blieb es also überlassen, was für eine Strafe die übrigen Verbanneten, und auch die Unterhändler Tarquins verdient hätten, ingleichen, welche Belohnung dem Entdecker dieser Verschwörung zu ertheilen wäre. Man ward eins, die Verschworenen sollten ohne Ausnahme hingerichtet, die Gesandten aber, aus Achtung für das Völkerrecht, verschont werden; Vindex sollte die Freiheit zum Lohne haben, die er den Römern versichert hätte, und, nebst allen Rechten eines römischen Bürgers, 25000 Asses Ertz aus dem öffentlichen Schatze empfangen.

Die Schwäche, welche Collatin bei dieser Sache bewiesen hatte, machte das Volk argwöhnisch wider ihn, und zog ihm seinen Haß zu. Brutus, voll Eifers für das allgemeine Beste, drang bei einer zahlreichen Versammlung auf Collatins Absetzung; wo nicht, so wollte er selbst sein Consulat niederlegen. Collatin wollte ihm antworten, allein niemand wollte ihn hören, und er stand in Gefahr, schimpflich abgesetzt, und verwiesen zu werden, als Lucretius, sein Schwiegervater, sich ins Mittel schlug, und dem Collatin öffentlich den Rath gab: freiwillig die Macht in die Hände des Volks zurückzugeben, die er von demselben empfangen hätte. Dieser Vorschlag fand Beifall, Collatin

latin legte sein Amt nieder, und Brutus, um zu zeigen, daß er keine persönliche Feindschaft gegen ihn hätte, bewirkte ihm ein Geschenk von 20 Talenten, und that noch fünf Talente aus seinen eignen Mitteln hinzu, worauf Collatin sich nach Lavinium begab.

Brutus versammelte sogleich das Volk zur Wahl eines neuen Consuls, die auf Publius Valerius, einen ausnehmend rechtschaffenen und beredten Mann, fiel. Das erste, was diese beiden an Gesinnungen einstimmigen Consuls thaten, war eine allgemeine Vergebung denen zu bewilligen, die mit Tarquin aus Rom gegangen waren, dafern sie innerhalb 20 Tagen zurückkämen. Hierdurch entzogen sie dem verwiesenen König eine große Menge Freunde und Verfechter seiner Sache, Rom aber wandten sie viel verdienstvolle Personen wieder zu.

Noch immer indeß hoffte Tarquin, durch Gewalt das zu erlangen, was er nicht mit List hatte erhalten können. Er wandte sich an die Vejenter, Roms alte Feinde, und brachte sie dahin, daß sie, nebst den Tarquiniern, seine Sache zu verfechten übernahmen. Die Consuls rückten ihnen entgegen, Brutus aber und Aruns, der Sohn Tarquins, wurden einander, da eben das Treffen anging, gewahr, und rannten mit solchem Ungestüm auf einander los, daß jeder den

andern durch den Leib stach. Der Sieg blieb streitig, bis zu einbrechender Nacht, da die Hetruscer auseinander gingen, und nach ihrem Vaterlande zurückkehrten; der übriggebliebene Consul aber hielt bei seiner Rückkunft nach Rom wegen dieses Sieges Triumph.

Lucretiens Vater ward einmüthig zum Nachfolger des Brutus gewählt; er starb aber wenig Tage nach seiner Wahl, so daß Valer abermahls allein am Regiment blieb. Die vielen Beweise, die er dem Volke von seinem Eifer für ihr Bestes gab, erwarben ihm den Beinamen Poplicola, den Freund des Volks; denn er gab verschiedene Gesetze zum Vortheil desselben, unter andern das, welches jedem Bürger erlaubte, sich von den Entscheidungen des Senats auf die Versammlung des Volks zu berufen. Die Wahl eines neuen Consuls, die er anstellte, fiel auf den Horatius Pulvillus; er selbst aber ward, da bald hierauf das erste Jahr der Regierung der Consuln zu Ende ging, abermals gewählt, und neben ihm Lucretius, der Bruder der berufenen Lucretia. Unter diesen neuen Consuln fiel wieder ein Lustrum, oder eine Schätzung des Volks ein, wobei in Rom 130000 Mann, die in dem mannbaren Alter, oder darüber waren, gefunden wurden.

Er ward, da sein zweites Consulat zu Ende ging, zum drittenmal, nebst dem Horatius Pulvillus gewählt, der bereits zuvor wenige Monate neben ihm Consul gewesen war. Unter ihrer Regierung nahm sich Porsenna, König der Clusinier, des verjagten Tarquins an, und rückte mit einem erstaunlichen Heer bis an die Ufer der Tiber. Er griff die Festung Janiculum an, und zwang die Römer, sich über die Brücke in die Stadt zu ziehn, wohin er ihnen auch nachgefolgt seyn würde, wenn nicht der tapfere Horatius Cocles, nebst zwei andern, sein ganzes Heer an einem engen Zugange aufgehalten hätte, bis die Brücke abgebrochen ward. Als nur noch wenige Bretter übrig waren, rieth Horatius seinen Gefährten darüber zu gehen, indeß er allein den Angriff des Feindes aufhielt. Endlich, da er in den Schenkel verwundet war, sprang er, auf erhaltenes Zeichen, daß die Brücke völlig abgetragen sey, in den Fluß, und erreichte mitten unter einer Menge Pfeile das jenseitige Ufer. So ward durch den Heldenmuth eines einzigen Mannes die Stadt von einer nahen Gefahr gerettet. Seine Mitbürger sahen dieß so wohl ein, daß sie ihm im Tempel Vulcans eine eherne Bildsäule errichteten, und der Senat schenkte ihm so viel Feld, als in einem Tage mit einer Creislinie umpflügt wer-

den konnte. Rom ward jetzt, da sich die Feinde des platten Landes an beiden Seiten der Tiber bemächtiget hatten, durch Hunger sehr in die Enge getrieben. Porsenna, der ihre Noth wußte, ließ ihnen sagen, er wollte solcher angenblicklich abhelfen, wenn sie ihre alten Herren wieder annehmen wollten. Die Römer aber antworteten: der Hunger wäre noch ein geringeres Uebel, als Sclaverey und Unterdrückung.

Als die Belagerung nun schon lange gedauert, und Rom beinahe ermüdet hatte, faßte Mucius Cordus, ein junger, vornehmer Römer, einen Anschlag, der den Beifall der Consuln und des Senats erhielt. Er ging über die Tiber nach dem Lager des Feindes, als ein Etruscer verkleidet, und gerade nach des Königs Gezelt. Des Porsennas Geheimschreiber saß in prächtiger Kleidung auf eben demselben Richtstuhl mit dem Könige. Mucius hielt ihn für den König selbst, sprang auf den Richtstuhl, und legte ihn mit einem Stoß des Dolchs, den er unter dem Kleide verborgen hatte, todt vor des Königs Füße. Jedermann erstaunte über diese verwegene That; Mucius ward ergriffen, und der König rief ihm zu: abscheulicher Mörder, wer bist du? wo kömmst du her? wer sind deine Mitschuldigen? Mucius, der weniger erschrocken war, als sein Richter, gab zur Antwort: ich bin ein Römer. Mucius

Cor-

Cordus ist mein Name, und meine Absicht war, Rom von seinem grausamsten Feinde zu befreien. Laß also nur immerhin alle deine Wuth an mir aus; meinen Muth hast du gesehen, versuche nun auch meine Standhaftigkeit durch Martern, und du wirst gestehen müssen, daß die römische Tapferkeit mich fähig gemacht hat, sowohl das zu versuchen, was nur ein Mensch versuchen kann, als auch das zu leiden, was die Menschlichkeit nur immer auszustehen vermag. Mit diesen Worten, und einem Blick, der seinen Unmuth über das Verfehlen seines Streichs verrieth, stieß er seine Hand in eine Pfanne voll glühender Kohlen, und ließ sie lange Zeit darinn, ohne das geringste Zeichen des Schmerzes zu äussern. Jetzt verwandelte sich der Grimm des Porsenna in Erstaunen, er schenkte ihm das Leben und die Freiheit, gab ihm auch sogar den Dolch wieder, mit dem er ihn hatte tödten wollen. Mucius, der den Gebrauch seiner rechten Hand nun verlohren hatte, ergriff ihn mit der linken, und hieß von der Zeit an Scävola d. h. linkhändig.

Porsenna, gerührt durch diesen Beweiß des römischen Muthes, und unwillig über die Tarquinier, entsagte von nun an seinem Bündniß mit dieser tyrannischen Familie, machte Frieden mit Rom, und kehrte nach Clusium zurück. Zugleich überließ er den Rö-

Römern, deren Mangel an Lebensmitteln ihm bekannt war, die er aber zu beleidigen fürchtete, wenn er ihnen unmittelbar Hülfe leistete, sein Lager mit allem darinn befindlichem Vorrath. Dies Zeichen seiner Achtung, und Freundschaft rührte sie so sehr, daß ihm der Senat zum Dank dafür eine Bildsäule errichtete, und eine Gesandschaft mit königlichen Geschenken an ihn schickte.

Das nächste Jahr, welches für die Römer friedlich war, wurden die beiden, die nebst dem Horatius Cocles die Brücke so muthig wider den Porsenna vertheidigt hatten, nemlich Lartius und Herminius, zu Consuln ernannt. Er selbst, der diese Würde sonst vor andern verdient hätte, konnte, weil er nur ein Auge hatte, und überdieß wegen der Wunde im Schenkel lahm blieb, nicht dazu gelangen. Auf sie folgten Valerius, des Poplicola Bruder, und Posthumius, deren Regierung durch zween große Siege über die Sabiner merkwürdig ward, worüber man ihnen auch einen Triumph zuerkannte, den sie auf einem Triumphwagen beide hielten.

Im folgenden Jahr war Poplicola zum viertenmale Consul, und der Krieg mit den Sabinern ward wieder angefangen. Zwar widersetzte sich Attius Clausus, der wegen seines Reichthums, Muthes nnd Bered-

redsamkeit unter den Sabinern der angesehenste war, dem Vorhaben seiner Mitbürger, den Krieg wieder zu erneuern, so lange er konnte; da er sie aber fest entschlossen fand, ging er mit 5000 Familien seiner Freunde und Anhänger zu den Römern über. Er veränderte seinen Namen in Appius Claudus, ward sogleich zum Patricier erklärt, und in den römischen Senat aufgenommen, seinen Freunden aber, gleich ihm, Land zum Eigenthum, nebst allen Rechten römischer Bürger verliehen. Die Claudier wurden in der Folge eins der angesehensten Häuser zu Rom.

Die Sabiner, noch mehr entrüstet, daß Clausus sie verließ, griffen die Römer mit einem starken Heer an, welches sie in zwei Haufen theilten, wovon der eine zu Fidenä blieb, um die Stadt zu vertheidigen, und im Nothfall den Rückzug zu decken. Die Römer schlugen sie unter Anführung des Poplicola und Lucretius, nahmen Fidenä weg, und besetzten es. Poplicola durfte, als er nach Rom zurückkam, dieses Sieges wegen einen Triumph halten; er starb aber bald darauf, und ward auf öffentliche Kosten begraben, weil er zu arm war, aus eigenen Mitteln bestattet zu werden. Auch errichteten ihm die Römer ein Grabmal unweit vom Markte. Er war der tugendhafteste Bürger, der größte Freund des Volks, und zugleich der

größte Feldherr, den Rom je gehabt hat. Er hatte stets einfach und sparsam gelebt, und mehr dafür gesorgt, seine Tugenden auf seine Kinder fortzupflanzen, als sie durch Glücksgüter zu bereichern.

Sobald die Sabiner seinen Tod vernahmen, rückten sie zahlreicher, als je zuvor, plötzlich bis vor die Thore von Rom. Posthumius, der damals mit Menenius Agrippa regierte, that einen Ausfall wider sie, ihre Freiheit zu bestrafen. Sie nahmen ihre Zuflucht nach einem nahen Walde, wo der größte Theil ihres Heeres versteckt lag. Posthumius verfolgte sie, wagte sich aber zu weit, verlohr viele von seinen Leuten, und ward vom Feinde so umzingelt, daß er den Rückzug nicht frei hatte. In diesem Zustande brachte er die Nacht zu, sein Amtsgenosse aber eilte ihm des folgenden Morgens an der Spitze der tapfersten römischen Jünglinge zu Hülfe, worauf sich die Sabiner in ihr Land zurückzogen. Bald nachher aber kam es zwischen ihnen zu einem Treffen, worinn Posthumius und sein Amtsgehülfe einen völligen Sieg davon trugen.

Tarquinius vermochte nach einiger Zeit die Lateiner dahin, sich seiner anzunehmen; diese errichteten deshalb ein Verständniß mit einigen Einwohnern von Fidenä, und bemächtigten sich ihrer Stadt. Manius

nius Tullius, der mit dem Sulpitius Consul war, zog wider die Aufrührer aus, belagerte den Ort, und trieb ihn sehr in die Enge. In dieser Noth forderten die Belagerten den Beistand der Lateiner, die denn auch in einer allgemeinen Versammlung beschlossen, Gesandte an die Römer zu schicken, und ihnen Krieg anzukündigen, dafern sie nicht die Tarquinier wieder aufnehmen, und die Belagerung von Fidenä aufheben würden. Man gab ihnen ein Jahr Zeit, sich hierüber zu bedenken; Tarquins vornehmste Absicht aber ging dahin, durch diese Gesandten Aufruhr in der Stadt anzuspinnen. Er gab ihnen deswegen zwei seiner eigenen Anhänger mit, die bei ihrer Ankunft zu Rom zwo Arten von Leute sehr leicht zu ihren Absichten gewannen, nemlich die Sclaven, und die geringern Bürger. Mit diesen ward eine Verschwörung angezettelt, wobei die Bürger angewiesen wurden, sich zu einer bestimmten Stunde der Nacht der Wälle und Thore von Rom zu bemächtigen, darauf aber ein Freudengeschrei zu erheben, welches den Sclaven zum Zeichen dienen sollte, in diesem Augenblick ihre Herren zu ermorden.

Eben war die Verschwörung an dem, ausgeführt zu werden, als Tarquins vornehmste Unterhändler, Publius und Marcus, die beide seinen Namen führten,

sichs

sichs gereuen liessen, oder auch vielleicht besorgten, die That möchte durch andere entdeckt werden; daher gingen sie zu dem einzigen damals in Rom befindlichem Consul Sulpitius, und offenbarten ihm den ganzen Handel. Da dieser fand, daß ihre Aussage Grund hätte, versammelte er den Senat, und verabschiedete die Gesandten der Lateiner mit dem Bedeuten: die Römer könnten weder die Tarquinier wieder aufnehmen, noch die Belagerung von Fidenä aufheben. Darauf eröfnete er der Versammlung den Anschlag der ihnen Schrecken erregte, zugleich aber sie in Verlegenheit sezte, was sie dabei zu thun hätten, weil die beiden Angeber Fremde waren, und folglich die Verschworenen als Römer wider die Wahrheit, ihrer Aussage Einwendung machen konnten. Doch er dachte auf ein Mittel, der Verschworenen habhaft zu werden, denn er brachte die beiden Angeber dahin, daß sie solche um Mitternacht auf dem Markte versammelten, als ob sie die lezte Abrede mit ihnen wegen Ausführung ihres Anschlags nehmen wollten. Als sie beisammen waren, ließ er den Markt so stark umzingeln, und alle Zugänge so besetzen, daß nicht ein einziger von ihnen entkommen konnte. Bei Tages Anbruch erschienen die Consuls mit einer starken Wache umgeben auf dem Richtstuhl, das Volk ward versammelt,

und

und ihm die Verschwörung bekannt gemacht; da nun die Beklagten nichts zu antworten wußten, wurden sie durch ein Urtheil des Senats, welches das Volk sogleich bestätigte, den Soldaten übergeben, die sie alle niederhieben, die Angeber aber erhielten alle Freiheiten römischer Bürger.

Fidenä hielt sich noch das folgende Jahr, ward aber das Jahr darauf vom Lartius eingenommen. Ueber diesen Verlust erbittert, und vom Tarquin angereitzt, schlossen die Lateiner wider Rom ein allgemeines Bündniß unter allen ihren Städten, deren 24 waren. Die Lateiner waren sonach den Römern an Stärke sehr überlegen; auch versagten ihnen, zur Vergrößerung ihrer Noth, nicht nur ihre Nachbaren allen Beistand, sondern es weigerte sich auch die niedrige Classe ihrer eigenen Bürger schlechterdings, im Kriege zu dienen, wofern sie nicht von ihren Schulden losgezählt, und von der Bedrückung ihrer Gläubiger befreit würden. Der Senat, der einen allgemeinen Aufstand besorgte, verordnete, diese innerliche Gährung zu stillen, daß alle Schulden bis zu Ende des Krieges ungültig seyn sollten. Die Schuldner aber sahen dies blos für eine Galgenfrist an, und erklärten sich, sie müßten entweder von ihren Schulden gänzlich losgezählt werden, oder sie wollten es den Reichen

und Großen allein überlassen, für den Krieg zu sorgen, und eine Stadt zu vertheidigen, in der für sie nichts, als Elend übrig wäre. Der Senat hätte nun zwar die Rädelsführer des Aufruhrs vor Gericht stellen können: allein das Gesetz des Poplicola, welches ihnen vergönnete, auf die Versammlung des Volks sich zu berufen, gereichte den Aufrührern zum Schutz, weil sie sicher waren, von diesem, als Mitschuldigen ihrer Empörung, losgesprochen zu werden.

Der Senat beschloß, um der Wirkung eines Gesetzes, das seine Macht so sehr einschränkte, auszuweichen, eine obrigkeitliche Person, unter dem Namen Dictator, zu bestellen, die auf gewisse Zeit uneingeschränkte Gewalt haben sollte. Hierzu mußte man indeß die Einwilligung des Volks haben, und, diese zu erhalten, trug man ihm in einer öffentlichen Versammlung vor, daß es bei gegenwärtigen Umständen nöthig sey, ein einziges Oberhaupt im Staat zu haben, dessen Macht noch über die der Consuln, und der Gesetze ginge, und der gleichsam der Vater des Vaterlandes wäre; damit er indeß sein Ansehen nicht misbrauchte, müßte man ihm dies Amt nicht länger, als sechs Monat anvertrauen. Das Volk sahe nicht die Folge dieser Veränderung voraus, und bewilligte solche ohne Bedenken; Lartius ward zum

Dictator ausgerufen, und dieser ernannte sogleich den Cassius, der nicht lange zuvor als Consul einen Triumph gehalten, zum Feldherrn der römischen Reuterey. Er ließ hierauf das Volk zählen, und man fand in Rom 150,700 Mann, die über das mannbare Alter, mithin die Waffen zu tragen fähig waren. Aus diesen machte er 4 Armeen, wovon drei gegen den Feind ausrückten, die vierte aber zum Schutz der Stadt in Rom zurückbleiben sollte. Durch diese Zurüstungen erschreckt, baten die Lateiner um Friede, es ward ihnen aber nur ein Stillstand auf ein Jahr verwilligt, und Lartius legte seine Würde noch vor der bestimmten Zeit nieder, sobald er die Ruhe des Staats wieder hergestellt sahe.

Als der Stillstand nach Jahr und Tag, unter den Consuln Posthumius und Virginius sein Ende erreichte, und die Lateiner zum Kriege sich rüsteten, gab der Senat beiden Consuln die Macht, einen neuen Dictator zu ernennen, und Virginius trat diese Würde seinem Amtsgehülfen, weil er mehr Kriegserfahrung hatte, willig ab. Posthumius rückte mit drei Haufen dem Feinde entgegen, und beide Armeen lieferten einander am See Regill ein Treffen. Es dauerte mit großer Hitze den ganzen Tag, zuletzt aber wurden die Lateiner, obwohl sie noch um eins so zahlreich wa-

waren, als die Römer, aufs Haupt geschlagen, und mußten ihr Lager verlassen. Sie baten um Friede, und der alte Vergleich zwischen beiden Völkern ward wieder erneuert. Tarquin, der nunmehr von allem Schutz entblößt war, flüchtete nach Campanien, wo er im neunzigsten Jahr seines Alters, und im vierzehnten nach seiner Verjagung aus Rom, starb.

Eilfte Vorlesung.

Posthumius legte jetzt, da die Freiheit des römischen Staats durch Tarquins Tod völlig gesichert, und der Krieg zu Ende war, seine Würde nieder, die Gerichtshöfe wurden wieder geöfnet, und die Gläubiger fingen an, ihre Schuldner härter als jemahls zu drängen. Das Murren der niedrigen Stände ward dadurch aufs neue erregt, der Senat aber, um mehrerer Unruhe vorzubeugen, machte den Appius Claudius, der sich allezeit den Forderungen des Volks eifrig widersetzt hatte, zum Consul. Damit er indeß nicht zu strenge regieren möchte, ward ihm Servilius zum Amtsgenossen gegeben, ein sanftmüthiger und leutseliger Mann, der sehr beliebt beim Volke war.

Dieser rieth, man sollte der Strenge der Gläubiger Einhalt thun, und dem Volke Erleichterung schaffen; Appius aber war dawider, und obwohl der Senat täglich zusammen kam, konnte doch in der Sache kein Schluß gefaßt werden. Das Volk versammelte sich des Nachts in geheim, und schien geneigt, eine bürgerliche Empörung anzufangen. Diese Unruhen machten sich die Volscier zu Nutz, und rückten gegen Rom an. Die Consuln wollten mit einem Heer ihnen entgegen, allein die römische Jugend wollte durchaus keine Kriegsdienste thun, bis erst der Senat wegen ihrer Schulden einen Schluß gefaßt haben würde. Servilius sahe sich demnach gezwungen, blos mit denen wider den Feind auszurücken, die aus persönlicher Neigung unter ihm dienen wollten. Als indeß die Volscier sich in ihrer Erwartung, Rom ganz wehrlos zu finden, betrogen sahen, baten sie um Friede, anstatt zu fechten, und Servil verwilligte ihnen solchen, unter dem Beding, daß sie seine Truppen mit Lebensmitteln und Kleidung versorgen, auch 300 Geisseln aus ihren besten Häusern stellen sollten.

Servilius war kaum wieder nach Rom zurück, als der Senat von neuem hörte, daß die Volscier sich zum Kriege rüsteten, auch die Hercinier und Sabiner vermogt hätten, sich mit ihnen zu verbinden, und

in eben der Absicht Gesandte an die Lateiner geschickt hätten. Die von Latium lieferten diese Abgeordnete an den Senat aus, der darüber so aufgebracht ward, daß augenblicklich der Krieg gegen die treulosen Volscier erklärt ward. Indem aber der Senat noch bei einander war, erschien einer aus dem gemeinen Volke, mit Ketten belastet, auf öffentlichem Markt. Er war schon bei Jahren, lang, hager und blaß, hatte tief eingesunkene Augen, einen langen Bart, und ein ungekämmtes Haar. Das Volk drängte sich um ihn, und jedermann betrachtete ihn mit großer Aufmerksamkeit, bis zuletzt ihn verschiedene erkannten, und sich erinnerten, daß sie im Kriege mit ihm gedient, und ihn an der Spitze der Legionen oft mit ungemeinem Muth fechten gesehen hatten. Schon sein Anblick erregte das Mitleiden des ganzen Haufens, als man ihn aber seine Unfälle erzählen hörte, ward jedermann mit Unwillen und Wuth erfüllt. Er sagte ihnen, er wäre frei gebohren, hätte sein Leben für das Beste des Vaterlandes in 28 Treffen gewagt, und sey im letzteren Kriege mit den Sabinern nicht nur verhindert worden, sein kleines Erbgut anzubauen, sondern die Feinde hätten auch bei einer Streiferei sein Haus geplündert und angesteckt. Die Nothwendigkeiten des Lebens, und die Steuern, die er, seines

erlittenen Unglücks ungeachtet, hätte bezahlen müssen, wären Ursach, daß er in Schulden gerathen, und da die Zinsen nach und nach zu einer übermäßigen Höhe angewachsen, sey er gezwungen worden, sein Erbgut hinzugeben, um einen Theil davon zu bezahlen; allein der harte Gläubiger, der noch nicht völlig befriedigt war, hätte ihn, nebst zweien seiner Kinder in das Gefängniß geschleppt, und, um ihn zur Bezahlung des Rückstandes anzutreiben, ihm unbarmherzigerweise von seinen Sclaven den Leib zerschlagen lassen. Zugleich warf er sein Kleid ab, und zeigte seinen zerfleischten Rücken, auf der Brust aber die Narben rühmlicher Wunden, die er im Streit fürs Vaterland empfangen hatte.

Bey diesem Anblick stieß das Volk, das ohnehin zum Aufstande geneigt war, tausend Flüche wider die Patricier aus, und erhob ein solch Geschrei, daß der Senat, der damals eben beisammen war, darüber erschrack. Der Lärm drang im Augenblick durch die ganze Stadt, und das Volk lief von allen Seiten schaarweise auf den Markt; die, welche ein gleiches Unglück in Fesseln gebracht hatte, entsprangen dem Gefängniß, und ihr gräßlicher Anblick erregte zugleich Mitleiden und Unwillen. Der erbitterte Pöbel drang sogleich durch die ganze Stadt, und wer da versuchte,

ihn aufzuhalten, der ward auf der Stelle nieder gemacht. Da der Consul Appius sahe, daß ihre Wuth auf ihn zu fallen drohete, verließ er den Senat, und kam im Getümmel des Auflaufs sicher in seinem eigenen Hause an. Servil warf die Kleidung eines Consuls von sich, lief unter den dicksten Haufen, umarmte einige, liebkosete andere, bezeigte allen großes Mitleiden, und beschwor sie mit Thränen, sie möchten den Auflauf zu stillen suchen. Alles aber half nichts, bis er versprach, der Senat wolle ihren Beschwerden abhelfen, und durch einen Herold ausrufen ließ, es solle niemand einen Bürger Schulden halber beunruhigen, bis der Senat desfalls einen Schluß gefaßt hätte.

Servil stellte am folgenden Tage dem versammelten Senat die Nothwendigkeit vor, bei diesen Umständen etwas von der Strenge der Gesetze nachzulassen. Appius hingegen, der allezeit steif auf seinem Sinne blieb, widersetzte sich ihm heftig, und schalt ihn einen Schmeichler und Sclaven des Pöbels, mußte aber vom Servil sich dafür seinen Stolz, Steifsinn und Haß gegen das Volk vorwerfen lassen. Der Senat war zwischen ihnen getheilt, und der Streit war in der größten Hitze, als einige Reuter aufs eiligste mit der Nachricht ankamen: die Volscier wären im Anzuge, Rom

zu belagern. Der Pöbel freute sich, den Staat in einer so dringenden Gefahr zu sehen, und als man ihn ermahnte, die Waffen zur Vertheidigung der Freiheit des Vaterlandes zu ergreifen, wiesen die Schuldner auf ihre Ketten, und frugen mit einem trotzigen Hohnlächeln: ob es wohl der Mühe verlohne, sein Leben zu wagen, um solches Geschmeide zu vertheidigen?

Rom war in einer solchen Gährung, die eine große Revolution im Staate anzukündigen schien, die Consuls waren entzweit, das Volk aufsätzig gegen die Obrigkeit, und der Feind vor den Thoren der Stadt; etwas mußte daher nothwendig gethan werden, das Volk zu besänftigen, und dahin zu bringen, daß es seinen Beistand nicht ganz verweigerte. Bei dem allen blieb Appius unbeugsam, Servil aber ließ sich bewegen, dem Volk im Namen des Senats zu versprechen, wenn der Krieg zu Ende wäre, sollten alle ihre Schulden erlassen seyn. Es ward zugleich eine Verordnung abgelesen, wodurch allen Gläubigern untersagt wurde, einen römischen Bürger, der willig zu Kriegsdiensten wäre, Schulden halber zu verfolgen, oder sich seiner Kinder und Güter zu bemächtigen; dagegen aber ward ihnen ausdrücklich anbefohlen, alle die Schuldner mit der größten Strenge zu behandeln, die sich entweder

der Kriegsdienste weigern, oder nach der Anwerbung durchgehen würden.

Diesem weisen Gesetz hatte Rom seine Erhaltung zu danken, denn das Heer war fast im Augenblick vollzählich. Servil rückte den Feinden entgegen, schlug sie aufs Haupt, und überließ seinen Soldaten zur Belohnung die ganze Beute, damit sie in den Stand kämen, ihre Schulden zu bezahlen. Er belagerte hierauf der Volscier Hauptstadt Suessa Pometia, nahm sie mit Sturm ein, und hieb alle wehrhafte Einwohner nieder. Auch diese reiche Stadt gab er seinen Soldaten Preis, ohne, wie es sonst Sitte war, einen Theil der Beute dem öffentlichen Schatze vorzubehalten. Appius, der zu Rom geblieben war, ließ indeß die 300 Geisseln enthaupten, welche die Volscier den Römern nach Servils erstem Feldzuge gegeben hatten.

Ein so rühmlicher Feldzug verdiente billig dem Sieger einen Triumph; allein Appius hatte den Senat überredet, ihm solchen zu verweigern, unter dem Vorwande, daß er zu sehr nach der Gunst des Volks strebte. Servil, dem dies ungerechte Verfahren empfindlich war, wagte einen kühnen Schritt, der in der Folge ein schädlich Beispiel im römischen Staat ward. Denn als er vor Rom angekommen war, versammelte er das

Volk ausserhalb der Mauer, weil niemand in die Stadt sich begeben durfte, der auf einen Triumph Anspruch machte. Hier trug er ihm seine Beschwerden vor, und als das Volk ihm zurief, er möchte thun, was er wollte, erkannte er sich selbst einen Triumph zu, und zog mit der gewöhnlichen Pracht, von seinem Heer, so wie vom ganzen Volke begleitet, auf das Capitolium.

Das Volk meinte jetzt mit Recht vom Senate fodern zu können, daß er Servils Versprechen hielte, und eine völlige Aufhebung aller Schulden bewilligte. Allein der unerbittliche Appius war, wo möglich, noch strenger gegen die unglücklichen Schuldner, und ließ die, welche während des Kriegs frei gegeben waren, wieder in die Gefängnisse ihrer Gläubiger schicken. Vergebens beriefen sie sich auf den Servil, hielten ihm sein vor dem Feldzuge gegebenes Wort, und ihre gethanen Kriegsdienste vor, und drangen in ihn, er sollte entweder als Consul seine Mitbürger vertheidigen, oder als Feldherr seine Untergebenen nicht im Stiche lassen. Er, der von zaghafter Gemüthsart war, und alles versucht hatte, den Senat dazu zu bewegen, konnte es jetzt nicht von sich erlangen, sich wider die Patricier zu erklären, und, indem er es mit beiden Par-

theien halten wollte, verdarb er es mit beiden, so daß die eine ihn haßte, und die andere ihn verachtete.

Das Volk, was sich vom Servil nun ganz verlassen, vom Appius aber unterdrückt sah, rottete sich nunmehr zusammen, und faßte den Entschluß, sich mit Gewalt der Tyrannei zu widersetzen, und seine Ketten durch eigene Kraft zu zerbrechen. Die von ihren Gläubigern verfolgten Schuldner flüchteten auf den Markt, und fanden unter dem Volke sichern Schutz; denn dies trieb die Gläubiger zurück, und erregte einen solchen Lerm, daß man die von den Richtern gesprochenen Urtheile nicht verstehen konnte.

Durch diesen inneren Zwist liessen die Sabiner sich zu abermaliger Empörung aufmuntern, brachten auch die römische Pflanzstadt Medullia auf ihre Seite. Zwar beriefen die beiden Consuln Virginius und Veturius, Männer von geringen Ansehn, das Volk zusammen, allein es weigerte sich durchaus, Dienste zu nehmen, wofern es nicht zuvor von Schulden frei gemacht würde. Zu gleicher Zeit langten von den Lateinern und Crustuminern Boten an, die über die von den Aequiern und Sabinern verübten Feindseligkeiten Beschwerde führten, auch Gesandte der Volscier, welche die Ländereien zurückfoderten, die ihnen im letzten Kriege waren abgenommen worden. Alles dies erfüllte die Rei-

chen

chen mit Schrecken, die Armen hingegen frohlockten darüber. Der Senat versammelte sich, und gab den Volsciern zur Antwort: die Ehre des Staats würde darunter leiden, wenn man ihre Forderungen eingehen wollte. Die Lateiner und Crustuminer erhielten Versicherung, man wollte ihnen Hülfe leisten. Da aber Rom weder seine Bundsgenossen beschützen, noch seine Feinde zurück treiben konnte, ehe nicht die Ruhe im Staat wieder hergestellt war, versammelte sich der Senat des folgenden Tages wieder, um Mittel dazu auszufinden.

Nach mancherlei Ueberlegungen, ward man zuletzt einig, einen Dicktator zu setzen. Marcus Valerius, des berühmten Poplicola Bruder, erhielt dies wichtige Amt, und er ernannte sogleich den Quintus Servilius, des vorigen Consuls Bruder, zum Feldherrn der Reuterey, versprach auch dem Volke, wenn es jetzt dem Vaterlande seinen Beistand nicht entzöge, ihm vom Senate alle billige Nachsicht, die sie nur erwarten könnten, zu verschaffen. Während meiner Regierung, setzte er hinzu, verordne ich, daß niemand in Verhaft gezogen, noch seiner Güter beraubt werden soll. Das Volk verließ sich auf diese Zusage, und griff mit Vergnügen zu den Waffen. Es wurden in kurzem zehn Legionen aufgebracht, davon jedem Con-

ſul drei gegeben, und vier dem Dicktator vorbehalten wurden. Veturius erhielt Befehl wider die Aequier, Virgin aber wider die Volſcier auszurücken, und der Dicktator ſelbſt führte ſeine Legionen wider die Sabiner. Der Feind ward aller Orten geſchlagen, und Valerius erhielt die Ehre eines Triumphs.

Er verlangte nunmehr vom Senat, daß derſelbe ſein dem Volke gethanes Verſprechen erfüllen ſollte; allein die Wucherer unter den Patriciern hatten während ſeiner Abweſenheit ſich einen ſo ſtarken Anhang gemacht, daß nicht nur die Rathsglieder ſich weigerten, ſeine Forderuug einzugehen, ſondern ihm auch den Vorwurf machten, er gäbe den Vortheil des Senats auf, aus angeerbter Neigung ſeines Hauſes für das Volk. Dieſe Begegnung brachte ihn ſo ſehr auf, daß er plötzlich den Senat verließ, und zu den Mitgliedern ſagte: es würde ihnen vielleicht in kurzem an einen Fürſprecher bei eben bieſem Volke fehlen, das ſie jetzt verachteten. Er verſammelte hierauf das Volk, dankte ihm für ſeine kürzlich geleiſteten Dienſte, beſchwerte ſich zugleich über die Unredlichkeit des Senats gegen ſie beide, und erklärte, daß er ſich entweder in den Privatſtand zu begeben, oder auch ihrer Rache auszuliefern entſchloſſen ſey, wenn ſie argwohnten, daß er treulos gegen ſie gehandelt habe. Er begab ſich hierauf

ſeines

seines Amtes, und legte feierlich vor dem Volk alle Zeichen seiner Würde nieder; das Volk hörte ihn mit Ehrfurcht an, und führte ihn mit lautem Zuruf in sein Haus. Der Senat fürchtete sich vor den Folgen, die dieser Vorgang haben könnte, und befahl deswegen den beiden Consuln, das Heer, was von seinem Eide noch nicht entbunden war, sogleich wieder zu Felde zu führen, unter dem Vorwande, die Aequier und Sabiner rüsteten sich aufs neue. Die Krieger sahen diesen Kunstgriff ein, und gingen in solcher Erbitterung aus Rom, daß einige von ihnen willens waren, die Consuln zu ermorden, um sich von ihrem Eide loszumachen. Dies verhinderten indeß die andern, und zuletzt beschlossen sie, alle kriegerische Ehrenzeichen und Fahnen ohne Vorwissen ihrer Befehlshaber mitzunehmen, und ein besonderes Lager auf einem Hügel, ungefähr drei Meilen weit von Rom, jenseit des Flusses Anio, aufzuschlagen. Hier wählten sie sich einen Feldherrn aus dem gemeinen Volke, Sicinnius Bellutus, der sie bei dieser Entweichung, wie sie nachgehends genannt ward, anführte. Sie verschanzten sich stark, verübten aber keine Feindseligkeiten. Die Consuln ermahnten sie, zurückzukommen, allein sie gehorchten nicht. Der Senat, über diese allgemeine Empörung, die als der Anfang eines bürgerlichen Kriegs aussah,

beunruhigt, schickte zween Abgeordnete an die Mißvergnügten, bot ihnen Begnadigung an, und ermahnte sie, nach Rom zurückzukehren. Allein sie gaben zur Antwort: die Patricier sollten in kurzem inne werden, mit welchen Feinden sie zu schaffen hätten, wodurch die Unruhe in der Stadt nur noch größer ward.

Indeß versammelten die beiden Consuls, das Volk zur Wahl ihrer Nachfolger. Niemand wollte gleichwohl bei so mißlichen Umständen sich zu dieser Würde angeben, und zuletzt mußten Cominius und Cassius Viscellinus, die beide schon Consuln gewesen waren, und bei dem Volke, und den Patriciern gleich beliebt waren, gezwungen werden, das Consulat anzunehmen.

Ihre erste Sorge war, mit dem Senat auf Mittel zu denken, wie der Friede im Staat am geschwindesten wieder herzustellen sey. Es erhob sich ein hitziger Streit, Menenius Agrippa, und der vorige Dictator Valerius redeten nachdrücklich zum Besten des Volks, und schlugen vor, man sollte Abgeordnete, die bei ihm in Gunst stünden, an solches schicken, mit völliger Macht, die Sache, so gut sie nur könnten, beizulegen. Appius aber, und alle die jungen Senatoren widersetzten sich diesem Vorschlage mit Geschrei und Heftigkeit, und bestanden darauf, daß es für die

Würde

Würde des Senats verkleinerlich seyn würde, sich überhaupt mit den Aufrührern in Unterhandlung einzulassen, so lange sie die Waffen nicht niedergelegt hätten. Doch endlich wurden noch alle, den Appius ausgenommen, dahin eins, Bevollmächtigte zu schicken, man ernannte ihrer zehen, darunter Lartius, Agrippa und Valerius waren, die alle drei bei dem Volk in großer Achtung standen. Sie reisten nach dem Lager ab, und ihre bloße Gegenwart würde hingereicht haben, die aufsätzigen Köpfe zurückzubringen, wenn es nicht Sicinius Bellutus, und ein anderer gemeiner Mann von gleichem Schlage gehindert hätten, der, weil von ungefähr sein Name Lucius Junius hieß, sich auch den Beinamen Brutus anmaßte, und sagte: er sey bestimmt, das Volk von der Tyranney des Senats zu retten, so wie jener berühmte Brutus Rom von der Unterdrückung der Könige befreit hätte. Diese beiden, die von den Mißvergnügten ernannt waren, mit den Abgeordneten des Senats in Unterhandlung zu treten, schlugen vor, sie wollten, ausser der Vernichtung aller Schuldverschreibungen, die ihnen Menenius bereits zugesagt hatte, auch noch zu ihrer künftigen Sicherheit das Recht haben, jährlich aus dem Mittel des Volks zwo obrigkeitliche Personen, zu wählen, die keine andere Macht in Rom hätten, als sie zu schü-

gen, und sich allen Verordnungen oder Urtheilen, welche dem Volke zur Last werden könnten, entgegen zu stellen. Wenn ihr anders, fuhren sie fort, ehrlicherweise, Ruhe und Eintracht zu befördern, hieher gekommen seyd, so könnt ihr einen so billigen Vorschlag nicht verwerfen. Ueber dies Ansinnen waren die Abgeordneten befremdet, als über etwas, das die Gränzen ihrer Vollmacht überschritte, sandten aber sogleich den Valerius, nebst einigen andern, nach Rom, dem Senat davon Bericht zu erstatten. Valerius berief den Senat zu Rom eiligst zusammen, und setzte, dem Appius zum Trotz, der immer noch unbeugsam blieb, eine Verordnung durch, worinn dem Volk diese neuen Obrigkeiten, die man Tribunen des Volks nannte, zugestanden wurden. Zugleich ward eine Aufhebung aller Schulden beschlossen, womit denn die Abgeordneten, als einem Siegel des Friedens, ins Lager zurückkehrten. Nun war das Volk geneigt, nach Rom zurückzukommen; allein die Häupter des Aufruhrs wollten dies nicht eher geschehen lassen, als bis die neuen Obrigkeiten gewählt wären. Demnach wurden Lucius Junius, und Bellutus dazu bestellt, und diese ernannten sich sogleich drei Amtsgehülfen. Durch ein anderes Gesetz, was, ehe sie aus dem Lager gingen, gemacht wurde, erklärte man die Personen der Tribunen für un-

unverletzlich, und alle Römer wurden genöthigt, für sich und ihre Nachkommen zu schwören, daß dies Gesetz beständig seine Kraft behalten sollte. Das Volk errichtete nunmehr an dem Ort seiner Entweichung, der, von der Zeit an, der heilige Berg genannt ward, einen Altar für Jupiter den schrecklichen, und kehrte mit den Abgeordneten des Senats wieder nach Rom zurück.

Zwölfte Vorlesung.

Da Rom jetzt der inneren Ruhe wieder genoß, so zog der Consul Cominius sogleich gegen die Volscier aus, schlug sie, und nahm hierauf ihre Hauptstadt Corioli ein, gewann auch an eben dem Tage ein Treffen gegen die von Antium. In beiden Gefechten behauptete indeß Cajus Marcius, ein junger Patricier, den größten Ruhm; denn als die Römer von den Belagerten, die einen muthigen Ausfall gethan, geschlagen, und in Unordnung nach ihrem verschanzten Lager zurückgetrieben wurden, brachte er die Flüchtigen durch sein Zureden und Beispiel von neuem zum Angriffe, zwang die Feinde, sich in die Stadt zurück-

zuziehen, drang zugleich mit ihnen hinein, und machte sich Meister von derselben. Seinen Soldaten vergönnte er nicht, sich mit plündern aufzuhalten, sondern eilte zu dem Heer des Consuls, das im Begriff stand, mit den Antiaten zu fechten, und stritt auch hier mit so ausserordentlichem Muthe, daß der Sieg vornehmlich ihm zu verdanken war. Auch stattete ihm der Consul des anderen Tages an der Spitze des Heers öffentlich Dank ab, setzte ihm eine goldene Krone auf, gab ihm im Namen des Staats den zehnten Theil von der Beute, nebst einem schönen Pferde mit prächtigem Sattel und Zeuge, vergönnte ihm, so viel Geld zu nehmen, als er wegtragen könnte, und von den Gefangenen zehn auszulesen, welche er wollte. Allein der junge Held nahm von allen diesen Geschenken nur das Pferd an, verlangte auch nur einen einzigen von den zehn Gefangenen, einen alten Freund seines Hauses, um solchem die Freiheit zu schenken. Durch diese großmüthige Uneigennützigkeit machte er den Neid selbst schweigen, und erhielt wegen seiner edlen Gesinnungen eben so viel Ehre, als wegen seiner Tapferkeit; der Consul aber, um das Andenken davon bleibend zu machen, legte ihm den Beinamen Coriolanus, und hiermit die ganze Ehre der Eroberung von Corioli bei.

Die übrigen Feinde Roms, durch diese Niederlage der Volscier abgeschreckt, blieben nun ruhig zu Hause. Der Consul ließ das Heer aus einander gehen, und erneuerte das alte Bündniß mit den Lateinern. Menenius Agrippa starb dieses Jahr in eben so großer Armuth, als Poplicola; seine Verwandten wollten ihn heimlich begraben, das Volk aber legte sich von freien Stücken eine Schatzung auf, ihm eine ehrenvolle Bestattung zu verschaffen. Der Senat hielt sichs für schimpflich, daß ein so vornehmer Patricier auf Kosten des Volks sollte begraben werden, und verordnete deshalb, daß aus dem öffentlichen Schatze eine Summe zu seinem Leichenbegängniß genommen werden sollte. Allein das Volk wollte sein Geld doch nicht zurück nehmen, sondern befahl nun, das es den Kindern des Verstorbenen gegeben würde.

Unter den neuen Consuln Geganius und Minutius fiel eine Hungersnoth ein, und diese machte den bürgerlichen Zwist von neuem rege. Der Senat, um der Stadt Erleichterung zu verschaffen, schickte viel Volks weg, Pflanzstädte zu Velitrá und Norba anzulegen. Die Antiaten machten sich Roms Bedrängniß zu Nutze, und streiften bis an die Thore der Stadt. Diesen Schimpf konnte Coriolan nicht ertragen, und, da die Tribunen nicht zugeben wollten, eine orden-

tliche Werbung vorzunehmen, stellte er sich an die Spitze einer Schaar Freiwilliger, drang in der Feinde Land ein, schlug sie in verschiedenen Gefechten, und kehrte mit einer reichen Beute an Korn, Vieh und Sclaven zurück. Hierüber frohlockten die Patricier, das Volk aber murrte über seine Tribunen, daß sie es nicht hätten in den Krieg ziehen lassen. Diese nährten gern ein Mißverständniß, dem sie ihr ganzes Ansehen zu danken hatten, und gaben deswegen öffentlich die Patricier für die einzigen Urheber der Theurung an. Das Volk glaubte ihnen, und gerieth in die größte Wuth, der Senat aber erschrack über das Ungewitter, das ihn bedrohte, und kam täglich zusammen, Mittel ausfindig zu machen, um es abzuwenden. Einige riethen zur Gelindigkeit, Appius aber, und die größte Anzahl beschloß, man wollte die Tribunen, als Störer der allgemeinen Ruhe, mit den schärfsten Strafen bedrohen, wo sie nicht ihr Verhalten änderten.

Die Consuls wollten hierauf den versammelten Zünften diesen Schluß des Senats bekannt machen, wurden aber von den Tribunen unterbrochen, die da behaupteten, sie hätten kein Recht, in den Volksversammlungen zu reden. Nach einem hitzigen Streit liessen sie auch wirklich vor dem Volke ein Gesetz machen, wodurch es für ein Verbrechen erklärt ward,

wenn

wenn irgend jemand einen Tribun unterbräche, indem er zu dem Volke redete. Die darauf gesetzte Strafe war eine Geldbuße; wenn man sich aber dazu nicht verstehen wollte, der Todt und die Einziehung der Güter. Zwar weigerte sich der Senat, dies Gesetz zu bestätigen, dagegen aber wollte das Volk auch nicht die Verordnungen des Senats annehmen.

Diesmal begnügte sich das Volk damit, die Gewalt seiner Tribunen erweitert zu haben; es ertrug den Hunger noch mit ziemlicher Geduld, und blieb ruhig, bis, unter dem neuen Consulate eines andern Minutius, und Sempronius, eine Menge Getreide aus Sicilien den Tribunen neuen Anlaß gab, Unruhe zu erregen.

Die Rathsglieder, welche dem Volke günstig waren, wollten dies Getreide, das von öffentlichen Geldern war erkauft worden, unter die Armen ausgetheilt wissen: die gegenseitige Parthey aber bestund darauf: der hohe Preis müsse noch immer fortdauern, damit das Volk in Unterwürfigkeit erhalten würde. Sonderlich stritt Coriolan, das Haupt dieser Parthey, laut dawider, daß man dem Volk die geringste Nachsicht erzeigen sollte, ja er schlug vor, man sollte die Tribunen abschaffen, und sich an dem unsinnigen Pöbel wegen seiner vorigen Freiheit rächen. Die meisten

Rathsglieder fielen ihm darinn bei, daß man die alte Staatsverfassung herstellen, den auf dem heiligen Berg geschlossenen Vergleich aber für nichtig erklären sollte. Da die Tribunen den Coriolan also reden hörten, verliessen sie den Senat in größter Erbitterung, liefen zum Volk, und setzten es in solche Wuth, daß es im Begriff war, in die Rathsversammlung zu dringen, und den Coriolan auf der Stelle seiner Rache aufzuopfern.

Die Tribunen indeß, um wenigstens einen Schein von Ordnung bei ihrem Verfahren zu behaupten, thaten dem Volke Einhalt, versammelten die Zünfte, und foderten den Coriolan auf, vor ihnen zu erscheinen. Er aber verachtete solches, weil er sich diesem Richterstuhl nicht unterwürfig erkannte. Die Tribunen suchten hierauf, mit den unruhigsten vom Volke sich seiner zu bemächtigen, indem er aus dem Senate kam; allein die jungen Senatoren trieben sie zurück. Tages darauf versammelten die Tribunen das Volk in aller Frühe, schalten, wie gewöhnlich, auf den ganzen Stand der Patricier, besonders auf Coriolan, stellten sie als Tyrannen vor, und vergrößerten die üble Begegnung, die man ihnen Tages zuvor angethan hatte. Als sie den Coriolan hiedurch noch verhaßter gemacht, und das Volk aufs äusserste wider ihn erbittert hatten,

setzten sie hinzu: wenn jemand vom Senate seine Vertheidigung zu übernehmen sich getraute, der möchte den Richtstuhl besteigen, und zum Volke reden.

Minutius, der älteste Consul, unternahm dies, auch gelang es ihm, das Volk durch einen leutseligen Vortrag, und das Versprechen eines baldigen Ueberflusses an Korn, zu beruhigen. Allein der listige Sicinnius, der itzt zum zweitenmale Tribun des Volks war, dankte erstlich den Consuln für ihre günstige Gesinnung, und ermahnte darauf den Coriolan, die Gnade des Volks anzuflehen, und sein Verhalten zu entschuldigen. Er wußte gar wohl, daß dieser von einem viel zu hohen Geiste sey, sich bis zu Bitten herabzulassen, und zweifelte daher nicht, seine stolze Antwort würde das Volk noch mehr erbittern. Wirklich nahm auch der junge Patricier, statt sich als einen Verbrecher darzustellen, vielmehr die Miene eines Richters an sich. Er läugnete nicht, was er im Senat gesagt hatte, sondern wußte sich damit viel, und weigerte sich, unter irgend einem andern Gericht, als dem der Consuln zu stehen, betheuerte auch mit einem drohenden Blick, er würde sich in keiner andern Absicht dazu verstanden haben, vor einem solchen lärmenden Haufen von Aufrührern zu reden, als, ihnen ihre Verbrechen vorzuhalten, und erklärte zuletzt seinen Haß gegen die

Tribunen, die er das Gift der allgemeinen Wohlfarth nannte. Diese Rede setzte das Volk vollends in solche Wuth, daß es ihn auf der Stelle niedermachen wollte; Sicinnius aber suchte wenigstens den Schein der Gerechtigkeit beizubehalten, und that deshalb ihrer ersten Hitze Einhalt. Er gieng mit seinen Amtsgenossen einen Augenblick bei Seite, einen Schluß zu fassen, und sprach, ohne einmal die Stimmen gesammelt zu haben, hierauf dem Coriolan das Urtheil: er sollte vom tarpejischen Felsen heruntergestürzt werden. Die öffentlichen Baumeister traten auch sogleich mit ihren Beamten hinzu, dies Urtheil zu vollstrecken; allein der Senat, und alle Patricier umringten ihn, und zeigten sich entschlossen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Das Volk glaubte entweder, die Tribunen hätten die Sache zu weit getrieben, oder ward durch die Anwesenheit der Consuln in Ehrfurcht erhalten, und weigerte sich daher, den Aedilen beizustehn. Als die Tribunen sahen, daß es ihnen hierinn fehlschlug, versuchten sie ein anderes Mittel, den Coriolan nemlich nach den Gesetzen zu belangen. Zu dem Ende luden sie das Volk nach Zünften zu seinem Verhör ein, und befahlen ihm, nach siebzehn Tagen vor demselben zu erscheinen. Was die Austheilung des Korns anlangt, setzten sie hinzu, so werden die Tribunen

bunen solche übernehmen, wofern es der Senat nicht thut.

Der Senat suchte indeß auf alle Weise das Volk zu besänftigen; das Korn ward auf den niedrigsten Preis gesetzt, den es je gehabt hatte, und die Consuls brauchten alle Mittel, auch die Tribunen zu beruhigen, die zuletzt sich dazu verstanden, der Senat sollte, wie gewöhnlich, entscheiden, ob das Volk über die Sache des Coriolans erkennen sollte. Zugleich aber bestanden sie auf zwo Bedingungen; erstlich, daß die Tribunen im Senat wegen der Beschwerden, die sie wider den Beklagten vorzubringen hätten, gehört würden; zweitens, daß die Glieder des Raths, nachdem sie sich eidlich dazu anheischig gemacht hätten, ihre Stimmen nach der Ordnung von sich geben, und die Consuln nach der Wahrheit derselben den Ausspruch thun sollten. Da dies vorläufig ausgemacht war, wurden die Tribunen in den Senat geführt. Decius, der jüngste von ihnen, that seinen Vortrag mit vieler Kunst und Beredsamkeit. Er führte des Poplicola Gesetz an, vermöge dessen den Bürgerlichen, wenn ihnen die Patricier übel begegnet hatten, vergönnt war, ihre Klagen vor die Versammlung des Volks zu bringen. Dies, sagte er, sey genau der Fall mit dem Coriolan, zu-

gleich rieth er dem Senat, ihm, als einem stolzen, übermüthigen Manne, seinen Schutz zu entziehen.

Die Consuln frugen, da der Tribun ausgeredet hatte, die Versammlung um ihre Meinung, und fiengen bey den ältesten Mitgliedern des Senats an. Appius, der eine unversöhnliche Feindschaft gegen das Volk hatte, erzählte, als die Reihe an ihn kam, mit vieler Hitze, all' die Eingriffe des Volks, und schrie heftig dawider, daß Coriolan sich nicht so wegwerfen müsse, sich vom Volke verhören zu lassen. Allein Valer, der immer des Volks Parthey hielt, war der gegenseitigen Meinung, und sein Rath behielt die Oberhand. Coriolan ward demnach in die Hände der Tribunen übergeben, die sogleich das Volk versammelten, ihm die Klage wider den Gefangnen vorlasen, und das Verhör darüber auf einen gewissen Tag festsetzten.

Bey der Versammlung des Volks war es, aller Ränke der Tribunen ohngachtet, an dem, daß Coriolan mit Ehren aus der wider ihn erhobnen Klage: als hätte er nach einer tyrannischen Herrschaft über Rom gestrebt, herausgekommen wäre. Denn er trat, mit dem Muthe, den ihm das Bewußtseyn seiner Verdienste verlieh, vor das versammlete Volk, erzählte seine dem Staat geleisteten Dienste, zeigte die vielen Siegscränze, die er dafür zum Lohne davon getragen,

nann=

nannte die Menge von Bürgern, denen er in der Schlacht das Leben gerettet hatte, riß seinen Rock auf, und zeigte seine Brust, mit rühmlichen Narben überdeckt: „Sind das wohl, sagte er mit bescheidner Zuversicht auf seine Unschuld, Handlungen, die zu den verrätherischen Absichten stimmen, welche man mir Schuld giebt? Läßt sichs wohl glauben, daß ein Mann, der nur dadurch die Gunst des Volks zu gewinnen strebte, daß er sein Leben für dasselbe wagte, den Thron an sich zu reissen, suchen sollte?

Auf diese Anrede waren selbst die unruhigsten Köpfe im Begriff, ihn loszusprechen; der Tribun Decius aber, den diese geänderten Gesinnungen des Volks beunruhigten, brachte sogleich eine neue Beschwerde wider ihn an, daß er nemlich den römischen Gesetzen zuwider, die Beute von seinem letzten Feldzuge, während der Hungersnoth, unter seine Soldaten vertheilt hätte. Auf diesen Kunstgriff waren weder Coriolan, noch seine Freunde vorbereitet, die Tribunen aber machten davon sogleich Gebrauch, das Volk aufs neue zu erbittern, und ergriffen diesen Augenblick, die Stimmen zu sammeln, da denn Coriolan zu ewiger Verweisung verurtheilt ward.

Das Volk äusserte nie größere Freude, als jetzt, wegen dieses über den Senat erhaltenen Vortheils,

durch den die ganze Gestalt der Regierung völlig geändert ward. Denn da es bisher von den Patriciern abgehangen hatte, ward es nun sein eigener Richter, und durfte die größten Männer im Staat vor seinen Richtstuhl fodern, ihr Schicksal zu entscheiden. Auch konnte man, da die Versammlung auseinander ging, aus der Betrübniß oder Freude, die deutlich auf den Gesichtern zu sehen war, leicht erkennen: wer ein Patricier sey, oder wer zum Bürgerstande gehöre.

Coriolan allein schien unbekümmert. Er ging sogleich nach Hause, wo er seine Mutter Veturia, und seine Gemahlinn Volumnia in Thränen, und von heftigem Gram überwältigt, antraf. Er ermahnte sie in wenig Worten, sich standhaft dem harten Schicksal, was sie träfe, zu unterwerfen, empfahl ihnen die Sorge für seine Kinder, die noch unerzogen waren, nahm von ihnen Abschied, und ließ sich von niemanden an den Ort seiner Verweisung begleiten, als von drei bis vieren seiner Schutzverwandten. Zwar gingen eine große Anzahl Senatoren, und andere Patricier mit ihm bis an das Thor der Stadt; er aber, der mit Recht über ihr schwaches Betragen unwillig war, sagte ihnen unterwegens kein einziges Wort, und trennte sich mit eben dem bestrafenden Stillschweigen von ihnen.

Der vornehme Verbannete begab sich in ein, nahe bei Rom ihm zugehöriges Haus, wo er einige Tage blieb, und überlegte, was er zu thun hätte. Endlich behielt die Sehnsucht nach Rache die Oberhand, und er beschloß, zu den Volsciern überzugehen, einem kleinen Freistaate, der damals von seinem Feldherrn Attius Tullus beherrscht ward, mit dem Coriolan neuerlich oft Krieg geführt, und allemal gesiegt hatte. Nirgends glaubte er sein Leben sicherer, als bei einem tapferen Manne, der, so wie er selbst, froh seyn würde, wenn er den Stolz der Römer demüthigen könnte. Als er diesen Entschluß gefaßt hatte, verkleidete er sich, und kam des Abends zu Antium, der Hauptstadt der Volscier, an. Hier ging er gerade in des Tullus Haus, setzte sich mit verhülltem Gesicht bei dem Heerde der Hausgötter nieder, einer heiligen Freistätte in den alten heidnischen Wohnungen. Tullus speißte eben in einem inneren Zimmer, als man ihn berichtete: ein Fremder von majestätischem Ansehn sey in sein Haus gekommen, und habe sich, ohne mit jemand zu reden, bei dem Heerde seiner Hausgötter niedergesetzt. Tullus ging sogleich hinaus, und fragte ihn: wer er wäre, und was er verlangte? Dieser sagte: wenn du mich noch nicht kennst, so wisse, ich bin Cajus Marcius; mein Beiname ist Coriolan, der ein-

zige

zige Lohn, den man mir für meine Dienste noch übrig gelassen hat. Durch den Haß des Volks, und die Zaghaftigkeit der Vornehmen, bin ich aus Rom verbannet, und suche Rache. Es steht nun in deiner Gewalt, mein Schwerdt wider meine, und deines Vaterlandes Feinde zu gebrauchen. Verschmäht aber dein Staat meine Dienste, so sey mein Leben deinen Händen überlassen. Tödte immerhin einen alten Feind, der sonst nur wiederkommen, und in deinem Vaterlande größeres Unheil anrichten könnte. Tullus erstaunte über seinen großen Geist, reichte ihm die Hand, und sprach: fürchte nichts, Marcius! dein Zutrauen ist das Pfand deiner Sicherheit. Indem du uns dich selbst bringst, giebst du uns mehr wieder, als du jemals uns abgenommen hast; wir werden Sorge tragen, deine Dienste besser zu erkennen, als deine Mitbürger gethan haben. Er führte ihn hierauf in sein Zimmer, wo sie überlegten, wie der Krieg mit den Römern von neuem anzufangen sey.

Ein Vorwand war sehr bald gefunden, den noch nicht verfloßnen Stillstand zwischen beiden Völkern zu brechen. Die Volscier schickten Gesandte nach Rom, um die Ländereyen und Städte zurückzufodern, die man im letzten Kriege ihnen abgenommen hatte. Man schlug, wie leicht zu erachten war, ihnen solches ab.

Hier-

Hierauf machten sie den Tullus und Coriolanus zu Anführern ihrer Truppen, und ertheilten dem letztern, um ihn desto fester mit sich zu verbinden, die Würde eines Senators. Beide Feldherren theilten ihr zahlreiches Heer in zween Haufen, Tullus blieb mit dem einen im Lande, um es auf der Seite von Latium zu vertheidigen; mit dem andern aber rückte Coriolan in das Gebiet der Römer ein, ehe noch die Consuln Anstalt getroffen hatten, sich ihm zu widersetzen, bemächtigte sich verschiedener ihrer Städte, und verwüstete ihre Felder, doch verschonte er aus Staatsklugheit blos die der Patricier. Die Folge davon war, daß das Volk jene beschuldigte, sie hätten den Feind über sie gebracht, die Patricier hingegen dem Volke vorwarfen, sie hätten einen so großen Feldherrn gezwungen, zu den Feinden überzugehen. Mistrauen, und Haß, wuchsen so hoch an, daß beide Theile vielmehr darauf dachten, einander zu beschimpfen und zu schaden, als für ihre beiderseitige Sicherheit zu sorgen. Da Coriolan keinen Feind vor sich fand, der seinen Absichten sich widersetzte, fuhr er mit seinen Eroberungen fort, nahm Lavinium weg, und schlug sein Lager fünf Meilen weit von Rom auf.

Die Stadt war in äusserster Bestürzung. Das Volk erschrack über einen so nahen furchtbaren Feind, lief

lief haufenweise auf den Markt, und verlangte mit lautem Geschrei: Coriolan sollte zurückberufen werden. Allein der Senat, um sich entweder von dem Verdachte zu reinigen, daß er das geringste Verständniß mit ihm unterhalten hätte, oder zufolge jener Geistesgröße, welche die Römer stets abgeneigt gegen den Frieden machte, wenn sie im Kriege unglücklich waren, gab ihnen zur Antwort: man würde nie einem Aufrührer, so lange er noch in den Waffen stünde, das geringste zugestehen.

Coriolan erfuhr diese Antwort, und noch mehr dadurch erbittert, ging er vor Rom, als ob er des Sinnes sey, die Stadt förmlich zu belagern. Der Senat ward mehr als je betroffen, und beschloß, fünfe seiner Glieder, die alle Consuln, und seine eifrigsten Freunde gewesen waren, an ihn zu schicken. Diese ließ er durch zwo Reihen von Kriegern führen, die im Gewehr standen, und gab ihnen, umringt von seinen vornehmsten Befehlshabern, von seinem Richtstuhl herab, mit der Pracht eines Feindes, Gehör, der entschlossen ist, Gesetze vorzuschreiben. Sie ermahnten ihn bescheiden, aber rührend, er möchte beiden Völkern Friede geben, und seine Rache nicht so weit treiben, daß er darüber das Wohl seines Vaterlandes, hintansetzte. Hierauf antwortete Coriolan mit einer

stolzen

stolzen Miene: als Feldherr der Volscier riethe er ihnen, sich an das Volk zu wenden, dem er jetzt diene, und es auf demüthige Art um Friede zu bitten. Diesen, mache er sich anheischig, ihnen mit der Bedingung zu verschaffen: daß Rom den Volsciern das ihnen abgenommene Land wiedergäbe, auch ihnen eben das Bürgerrecht bewilligte, was es bereits den Lateinern zugestanden hätte, auch seine Colonien von den Städten zurückrufte, von denen es mit Unrecht Besitz genommen. Drauf nahm er eine freundlichere Miene an, und versicherte sie, daß er noch mit Vergnügen an ihre Freundschaft gedächte, dankte ihnen auch für den edelmüthigen Schutz, den sie den Seinigen hätten angedeihen lassen, und sagte, er wolle, seine Erkenntlichkeit zu bezeugen, den Römern einen Stillstand von 30 Tagen, doch nur in Rücksicht auf das eigentliche Gebiet Roms, bewilligen; alsdann aber würde er eine entscheidende Antwort erwarten. Diese Zeit brachte er damit zu, an der Seite von Latium neue Eroberungen zu machen, und erschien, da solche verflossen war, aufs neue mit seinem ganzen Heer, vor den Thoren von Rom.

Man fertigte sogleich eine andre Gesandschaft an ihn ab, die ihn inständig bitten sollte, nichts zu begehren, was mit der Würde des römischen Namens nicht

nicht bestehen könnte. Coriolan aber, hart und unbeugsam von Natur, gab kaltsinnig zur Antwort: die Römer hätten keine andre Wahl, als Ersaz, oder Krieg; er gäbe ihnen nur noch drey Tage, um sich zu entschliessen, nach Verlauf dieser zweyten Frist würden sie gar keinen Zutritt mehr in sein Lager finden. Diese Antwort setzte die ganze Stadt in äusserstes Schrekken. Kaum erlaubte die allgemeine Bestürzung, daß man jedem seinen Posten auf den Wällen, an den Thoren, im Capitol, oder auf den Thürmen anwieß. Man achtete weder auf Mannszucht, noch auf Befehl. Von Tribunen ließ sich keiner blicken. Die Consuln versammleten den Senat, ohne zu wissen, was zu thun sey; man schlug ein Mittel nach dem andern vor, endlich ward man eins, noch eine Gesandschaft an Coriolan zu schicken, die aus allen Dienern ihrer Religion bestünde, denn durch diese, glaubte man gewiß, würde er sich bewegen lassen. Allein er empfieng sie bloß mit Ehrerbietung, übrigens wollt' er von seinen Forderungen nichts nachlassen, sondern ließ nur durch sie dem Senat wissen: der Angriff würde sogleich gethan werden, wofern man sich nicht die Bedingungen gefallen liesse, die er im Namen der Volscier vorgeschlagen hätte.

Jetzt, da die Priester zurück kamen, urtheilte jedermann: es sey nun um den Staat geschehen. Die Tempel waren voll Volks aus allerley Ständen, das seine einzige Hofnung auf die Götter setzte. Ein trauriges Stillschweigen herrschte überall, als Valeria, die Schwester des berühmten Poblicola, sich gleichsam in einer Art von Begeisterung, zu den andern Matronen wandte, die schaarenweise in Jupiters Tempel gekommen waren, und sie bat, mit ihr in das Haus der Mutter Coriolans zu gehen. Hier fanden sie Veturien, mit dessen Gemahlin Volumnia, in Thränen über ihr eigenes, und Roms Unglück. Valeria sagte zu ihr: Sie kämen zu ihr, als der einzigen Zuflucht, die Rom noch übrig sey. „Ihr allein, setzte „sie hinzu, könnt unsre Ehre, und Freyheit retten! „Kommt mit uns in Coriolans Lager, um von ihm „für seine Mitbürger Friede zu erflehn. Euren Bitten, „euren Thränen wird er zu widerstehen nicht vermögend „seyn. Wir wollen alle mit unsern Kindern euch fol„gen, und uns ihm zu Füssen werfen. Wer weiß, ob „nicht die Götter, durch unsre Thränen gerührt, eine „Stadt erhalten, deren Vertheidigung die Männer „aufgegeben zu haben scheinen.“

Veturia nahm bey diesen Worten eine gesetzte Fassung an, und gab zur Antwort: Ach! mein An-

sehn beym Coriolan ist unter diesen Umständen nur ein geringer Trost. Seit jenem unglücklichen Tage, „da „das Volk in seiner Wuth ihn ungerechter Weise aus „Rom verwieß, haben wir kein Merkmaal wieder von „jener kindlichen Ehrfurcht, und zärtlichen Neigung „gesehen, die er bis dahin für eine werthe Gattinn, „und für mich, seine Mutter, geäussert hatte.“ Dies, und noch viel mehreres sagte sie, um das Ansinnen, was an sie gethan war, von sich abzulehnen, allein Valeria, mit den übrigen römischen Matronen, hielten ihre Knie unabläßig umarmt, und beschworen sie, ihrem Vaterlande diese letzte Hülfe nicht zu versagen. Ueberwältigt durch dieses dringende Anhalten versprach sie endlich doch, ihr Begehren zu erfüllen, dafern es der Senat genehm hielte, Dies geschah, und Veturia begab sich nebst den vornehmsten Römerinnen in einigen Wagens nach dem feindlichen Lager.

Coriolan empfing sie mit größter Ehrfurcht, obwohl entschlossen, ihr nichts zu bewilligen; doch er hatte sich dabei mehr Entschlossenheit zugetraut, als in seiner Natur lag. Denn sobald er seine Gemahlinn und Mutter erblickte, lief er augenblicklich auf sie zu, sie zu umarmen, und Thränen waren die ersten Ausdrücke ihrer Freude, da sie einander wiedersahen. Um indeß nicht den Volsciern Verdacht zu erwecken, und

sich selbst stark zu machen, gegen das, wovon er wohl einsahe, daß Veturia es verlangen würde, rief er die vornehmsten Befehlshaber herbei, damit sie von dem, was vorginge, Zeugen wären. Als sie gekommen waren, rühmte Veturia, um der Bitte, die sie ihrem Sohn thun wollte, mehr Nachdruck zu geben, die Güte aller ihrer Begleiterinnen gegen sie, und seine Gemahlinn Volumnia. Jetzt, fügte sie hinzu, wären sie da, ihn noch einmal um Friede zu bitten, und ihn bei allem, was ihm werth sey, zu beschwören, daß er seines Vaterlandes schonen möchte.

Coriolan antwortete: er könnte es von sich nicht erlangen, den Vortheil eines Volks aufs Spiel zu setzen, das ihm sein Heer anvertraute, und von dessen Großmuth er mehr Reichthümer und Ehre empfangen, als er zu Rom durch den Undank seiner Mitbürger verlohren hätte. Wann sie, und Volumnia die undankbare Stadt verlassen, und unter den Volsciern die Ehre zu genießen kommen wollten, die sie der Mutter und Gemahlinn ihres Feldherrn erweisen würden, dann würde seinem Glück weiter nichts fehlen. Mit dieser Antwort schienen die Volscier sehr zufrieden zu seyn. Veturia aber erklärte ihm: sie werde nie etwas von ihm verlangen, das seiner Ehre nachtheilig seyn könnte; allein er könne ja wohl, ohne die Erkenntlich-

keit zu verletzen, die er gegen die Volscier hegen müsse, einen Frieden vermitteln, der für beide Völker gleich vortheilhaft wäre. Diesen, mein Sohn, bringe uns zu Wege, fuhr sie fort, und wenn meine Thränen, meine Bitten dich nicht rühren können, so sieh hier deine Mutter zu deinen Füssen, wie sie dich um die Erhaltung ihres Vaterlands fleht." Mit diesen Worten umfaßte sie seine Knie, und zerfloß in Thränen, seine Gemahlinn that nebst seinen Kindern eben dies, und alle die Römerinnen in ihrem Gefolge flehten durch ihr Geschrei, und ihre Thränen um Erbarmen.

Coriolan konnte diesen Auftritt nicht länger aushalten, sondern rief, von Leidenschaften bestürmt, aus: ach meine Mutter, du entwafnest mich! Er drückte ihr hierauf zärtlich die Hand, und, indem er sie aufrichtete, setzte er mit einer leiseren Stimme hinzu: Rom ist gerettet, aber dein Sohn ist verlohren; denn das sahe er wohl vorher, daß es die Volscier ihm nie verzeihen würden, daß er die Bitten der Seinigen so viel bei sich habe gelten lassen. Er zog hierauf sie nebst seiner Gemahlinn bei Seite, und nahm Abrede mit ihnen, daß er sich aufs äusserste bemühen wolle, die Volscier zu einem Vergleiche zu bereden, wenn er es aber nicht dahin bringen könnte, daß sie von Rom abzögen,

zögen, wolle er seine Feldherrnstelle niederlegen, und sich in eine neutrale Stadt begeben.

Tages darauf berief er einen Kriegsrath, und stellte die Schwierigkeit vor, eine Stadt zu belagern, worinn es eben so viel Vertheidiger, als Einwohner gäbe, und zog daraus den Schluß, man müsse sich zurückziehen. Niemand widersprach ihm, und die Volscier, mehr von der kindlichen Ehrfurcht, die er seiner Mutter erwiesen hatte, gerührt, als für ihren eigenen Vortheil eingenommen, kehrten sogleich nach ihrem Vaterlande zurück, wo Coriolan alle Beute dieses Zuges unter sie theilte, ohne das geringste für sich zu behalten. Hier indeß bezeugten einige großes Mißvergnügen über das, was er gethan hatte, sonderlich Attius Tullus, der über das Ansehen eifersüchtig war, worinn sich Coriolan beim Heere zu setzen gewußt, und deswegen laut sagte: er hätte den Vortheil der Volscier verrathen. Coriolan verlangte Erlaubniß, sein Verhalten vor der allgemeinen Versammlung des Volks zu rechtfertigen. Man berief es zusammen; als aber Coriolan eben zu reden anfing, wußte Tullus, der seine Beredsamkeit nicht weniger fürchtete, als seine Tapferkeit, einen Tumult zu erregen, während dessen ihn einige Leute, die er dazu bestellt hatte, anfielen, und erstachen. Dies war das Ende dieses großen Man-

nes, der zu stolz für den Bürger eines Freistaats, sonst aber wegen seiner Verdienste wohl einer bessern Begegnung, beides von Römern und Volsciern, würdig gewesen wäre. Als sein Tod in Rom bekannt ward, bezeugte das Volk weder Freude noch Kummer, und sahe es vielleicht nicht ganz ungern, daß es durch die Volscier aus der Verlegenheit gerissen war, einen Patricier zurückzurufen, den es nicht länger fürchtete, aber noch immer haßte.

Dreizehnte Vorlesung.

Bald nach Coriolans Tode zog Cassius, der bereits zweimal Consul gewesen war, und jetzt mit Virginius zum drittenmal regierte, wider die Hernicier, und bewog sie durch das bloße Schrecken für seine Waffen, um Friede zu bitten, und mit dem Staate zu Rom ein Bündniß zu schliessen. Wegen dieses erhaltenen Vortheils ward ihm, wiewohl keine Schlacht vorgefallen war, ein Triumph zuerkannt. Auch bekam er Vollmacht, die Bedingungen des Vergleichs mit den Herniciern festzusetzen, und er that solches auf eben den Fuß, wie zuvor mit den Lateinern ein Bund war getrof-

getroffen worden. Diese Herablassung gegen ein ganz fremdes Volk schien indeß dem Senat zu groß, der es nicht vertragen konnte, daß diese Fremdlinge gleiche Ehre und Vorrechte mit den Lateinern erlangen sollten, einem Volk, das den Römern durchs Geblüt verwandt war, und viel wichtige Dienste geleistet hatte.

Einige eifrige Patrioten schöpften Argwohn: Cassius hätte, indem er sich so günstig gegen die Hernicier bewiesen, nachtheilige Absichten gegen den Staat; auch überzeugte er sie, daß sie sich nicht geirrt hätten, denn als er den Tag nach seinem Triumph, wie es gewöhnlich war, das Volk versammelt hatte, um ihm von seinem Verhalten während des Feldzuges Bericht zu geben, sagte er unter andern: er hoffe noch vor dem Ende seines obrigkeitlichen Amts den Zustand der gemeinen Bürger so glücklich zu machen, daß sie die Patricier nicht länger beneiden sollten.

Tages darauf versammelte er den Senat, hielt eine lange Rede zum Lobe des gemeinen Volks, schlug eine neue Theilung der dem Staate gehörigen Ländereien vor, und sagte, es sey nicht mehr als billig, daß die dem Feinde abgenommenen Aecker unter die ausgetheilt würden, welche ihr Leben gewagt hätten, die Gränzen des Staats zu erweitern. Er wollte dies von allen den Feldern verstanden wissen, die den Feinden

Roms waren abgenommen worden, und welche die Patricier sich angemaßt hatten; damit die armen gemeinen Bürger in den Stand kämen, ihr Leben mit einiger Gemächlichkeit hinzubringen, und ihre Kinder auf eine dem Staat nützliche Art zu erziehen. Auch hielt er es für billig, daß den armen Bürgern das Geld zurückgegeben würde, was sie in der letzten Theurung für das Getreide bezahlt hätten, das Gelon, ein König in Sicilien, dem Staat geschenkt hatte, und welches also umsonst unter das Volk hätte ausgetheilt werden sollen.

Der Senat verwarf beide Vorschläge mit großem Unwillen. Die Senatoren rückten dem Consul öffentlich Stolz, und eine Begierde vor, Unruhen im Senate anzuspinnen. Cassius verwunderte sich gar nicht über diesen Widerstand von Seiten der Großen, sondern berief aufs neue das Volk zusammen, schalt heftig auf die Patricier, und ermahnte das Volk, sich auf einmal über die Dürftigkeit wegzusetzen, worinn es durch den Geitz seiner Großen gerathen sey, indem es ein feierliches Gesetz zu Theilung der eroberten Felder, sich selbst zum Vortheil, abfaßte. Damit noch nicht zufrieden, gab er ihnen noch den Rath, sie sollten die Lateiner und Hernicier mit in diese Theilung einschliessen, weil dann beide Völker durch einerlei

Vor-

Vortheil mit ihnen verbunden seyn, und mithin sie zu unterstützen nicht ermangeln würden, wofern die Patricier versuchen sollten, sie aus ihren Gütern zu vertreiben. Anfangs trat das Volk diesem Vorschlag sehr willig bei; die Tribunen aber befürchteten, ihr Ansehen möchte darunter leiden, wenn ein Consul Urheber eines dem Volke so vortheilhaften Gesetzes würde. Daher widersetzten sie sich stark, und brachten viele auf ihre Seite, indem sie listigerweise, aber sehr wahrscheinlich zu verstehen gaben: der Consul hätte einen Anschlag auf ihre Freiheit. Warum sollten sonst wohl, sagten sie, die Hernicier das dritte Theil von den Feldern bekommen, die ihr ihnen abgenommen habt, wenn es nicht darum geschähe, daß diese alten Feinde Roms ihm ergeben werden, und bereit seyn sollen, seine ehrgeitzigen Absichten zu befördern?

Da dem Cassius dieser Versuch fehlschlug, meinte er, durch Hülfe der Lateiner würde es ihm besser glücken, und ließ zu dem Ende so viele von ihnen, als er nur konnte, nach Rom kommen, wo sie das Recht römischer Bürger hatten. Allein Virgin merkte die Absicht seines Amtsgenossen, und machte deswegen eine Verordnung, daß alle, die nicht Einwohner Roms wären, sogleich aus der Stadt weichen sollten. Cassius verordnete im Gegentheil, es solle jedem, der

unter die Zahl der römischen Bürger aufgenommen wäre, erlaubt seyn, zu Rom zu bleiben, so daß es schien, als ob ein Aufstand erfolgen würde.

Der Senat kam zusammen, das drohende Ungewitter zu zerstreuen, und die Theilung der Felder vorzunehmen. Er sahe wohl ein, daß die Tribunen nur darum Cassius Vorschlag zu unterstützen Bedenken getragen hätten, damit sie zu anderer Zeit das Verdienst haben möchten, solchen selbst durchgesetzt zu haben. Man war verschiedener Meinung; Appius Claudius, dieser unerschrockene Verfechter der Gesetze, schlug vor: der Senat solle, um die gerechten Beschwerden des Volks abzustellen, zehn Bevollmächtigte ernennen, die genau alle Felder, welche ursprünglicherweise dem Staat zugehörten, untersuchen sollten. Einen Theil davon sollten sie zum Nutzen der öffentlichen Schatzkammer verkaufen, einen andern Theil unter die armen Bürger, die kein Erbgut an Aeckern hätten, vertheilen, das übrige aber verpachten, doch nicht länger, als auf fünf Jahre, und das davon erhobene Geld zum Ankauf von Getreide, und zum Solde der gemeinen Bürger, die Kriegsdienste thäten, verwenden. Sempronius Atratinus, ein Mann von großem Ansehen im Senate, billigte diesen Vorschlag vollkommen; demzufolge ward eine Verordnung gemacht, und die Ernen-

nennung der Zehnmänner den Consuln des künftigen Jahres aufgetragen, weil die Regierung der jetzigen eben zu Ende ging.

Die Vornehmsten im Staate faßten indeß den Schluß, daß sie den Cassius wegen seines kühnen Unterfangens gerichtlich belangen wollten. Sobald demnach die beiden neuen Consuln, Fabius und Cornelius ihr Amt angetreten hatten, versammelten die Quästoren Valer und Fabius Cäso, das Volk, wie es ihnen, vermöge ihres Amts, zustand, und erhoben die Klage wider Cassius: er habe fremde Völker in die Stadt eingeführt, um die Oberherrschaft an sich zu reissen. Die Klage ward völlig erwiesen, Cassius ward von seinen Mitbürgern einstimmig verurtheilt, und von der Spitze des tarpejischen Felsens heruntergestürzt.

Der Stolz der Patricier, und ihr verächtliches Betragen gegen das Volk machte, daß die geringeren Bürger des Cassius Verlust bedauerten. Die Consuln zögerten mit der Ernennung der Zehnmänner, zu Vertheilung der Aecker, und kehrten sich nicht daran, daß das Volk, oder seine Tribunen darüber laute Beschwerden führten. Umsonst nahm man jetzt zu einem oft gebrauchten Hülfsmittel seine Zuflucht, der Aufmerksamkeit des Volks eine andere Richtung zu geben, nemlich Krieg anzufangen; denn das Volk weigerte sich

durch-

durchaus zu dienen. Glücklicherweise verfielen die Consuln auf die List, auszusprengen: sie wollten einen Dictator ernennen, und zwar den Appius Claudius; denn schon der Nahme allein eines so strengen Mannes machte einen solchen Eindruck auf den grossen Haufen, daß er augenblicklich sich zum Kriegsdienste entschloß. Cornelius rückte in der Vejenter, und Fabius in der Volscier Land ein. Beyde waren unglücklich; ein gleiches begegnete auch dem Consul des folgenden Jahres Aemilius, daß er zuerst von den Volsciern zurück getrieben ward, doch gelang es ihm hernach über sie zu siegen, und ihr Land zu verwüsten.

Der Senat gebrauchte die größte Behutsamkeit, zu verhüten, daß nicht ein Mann mit dem Geist, und der Gesinnung des Cassius zum Consulate gelangen möchte. Auch hatte er es in seiner Gewalt, die Wahl allezeit so zu lenken, daß sie keinen andern Patricier träfe, als auf den man sich verlassen könnte; denn die Consuln wurden auf eine Art gewählt, bey der die Patricier die meisten Stimmen hatten. Man bestimmte denn zunächst dazu Fabius, den Bruder des Quintus, und Cäso, nebst Valerius, welches zwey Patricier waren, die des Cassius Anklage hauptsächlich geführt, und ihn gleichsam mit eignen Händen vom tarpejischen Felsen herabgestürzt hatten. So meinte der Senat,

daß

daß sein geheimes Vorhaben, den Rathschluß, worinn die Theilung der Felder verordnet war, auf immer unvollzogen zu lassen, in keinen sicherern Händen seyn könne.

Das Volk ward diese Arglist bald inne, und da unter diesen Umständen der Krieg mit den Volsciern wieder anfieng, so protestirte der Tribun Mänius wider alle Werbung römischer Bürger, bis die Zehnmänner würklich ernannt wären, die das Ackergesetz vollstrecken sollten. Die Consuls, um dieser Schwierigkeit aus dem Wege zu kommen, schlugen ihren Richtstuhl ausserhalb Rom auf, weil die Gerichtsbarkeit der Tribunen innerhalb der Mauern Roms eingeschränkt war. Darauf liessen sie das Volk zusammen rufen, und wenn einer sich weigerte, zu erscheinen, oder seinen Namen einzureichen, liessen sie sein Haus auf dem Lande schleifen, und seine Felder verwüsten. Durch diese gewaltsamen Mittel ward nun zwar das Volk zu seiner Pflicht gebracht, der Krieg aber ohne Glück geführet. Die Consuln liessen das Heer, so lang es nur möglich war, im Felde stehen, weil sie neuen Aufstand fürchteten; endlich aber machte die Wahl neuer Obrigkeiten doch dessen Rückkehr nothwendig, und nun brach der innerliche Zwist ärger aus, als jemahls.

Die

Die Patricier wollten den Appius Claudius zum Consul machen, einen Sohn jenes berühmten Appius, der so oft seinen Haß gegen das Volk gezeigt hatte. So oft aber die Zünfte versammelt waren, erhoben die gemeinen Bürger ein solches Getöse, daß es nicht möglich war, zur Wahl zu schreiten. Umsonst beeyferte sich der Senat, den Aufruhr zu stillen; die Tribunen erklärten gerade heraus, wofern sie nicht Männer von unzweifelhaftem Charackter wählten, so würden sie die Wahl zu vereiteln wissen, denn sie wollten sich keine Tyrannen aufdringen lassen.

Um diesen Zwist zu stillen, beschloß der Senat, auf einige Zeit den Staat ohne Consuln zu lassen. Sempronius Atratinus war auf wenige Tage Interrex, d. h. mit königlicher Würde bekleidet. Er übergab seinen Posten, nach Verlauf derselben, dem Lartius, einem Manne von friedlichem Charackter, der es zwischen dem Senat, und Volk wieder zu einer Vereinigung zu bringen wuste. Das Volk erhielt den Julus, der ihm günstig war, zum Consul, und Fabius Vibulanus, von des Senats Parthey, ward dessen Gefährte. Zwar widersprachen die Tribunen abermals einer neuen Werbung zu einem Zuge wider die Vejenter, bis die Zehnmänner ernannt wären. Allein Fabius

bius fand Mittel, Krieger genug aufzubringen, mit denen er das feindliche Land verheeren konnte.

Vierzehende Vorlesung.

Die Unruhen, die Rom zerrütteten, waren nur auf kurze Zeit unterdrückt, nicht aber gedämpft. Sie brachen unter dem folgenden Consulat wieder aus, da die Vejenter ihre Streifereyen wieder anfiengen; das Volk weigerte sich, die Waffen zu tragen, und Icinius, einer der Tribunen, erklärte: er würde sich allen Verordnungen des Senats widersetzen, bis die Zehnmänner ernannt wären. Cäso Fabius, von des Senats Parthey, und Furius, von der des Volks, waren damahls an der Regierung.

Appius fand in dieser Verlegenheit ein Mittel, von gutem Erfolge. Der Senat brachte so viele Tribunen auf seine Seite, daß Icins Parthey die schwächste war, und darauf griff das Volk zu den Waffen. Furius, den das Heer liebte, erhielt grosse Vortheile über die Aequier, Fabius, der gegen die Vejenter ausgerückt war, schlug sie zwar auch, seine Soldaten aber weigerten sich den Sieg zu verfolgen, um nicht ihrem

Feld-

Feldherrn einen Triumph zu verschaffen, sondern bra-
chen die folgende Nacht ihre Zelter ab, und traten den Weg nach Rom an. Der Consul muste sich in die Umstände schicken, und ließ zum Rückzuge blasen, damit er nur mit Ehren sich aus dem Handel ziehen konnte.

Die nächsten Consuls waren Marcus Fabius von Seiten des Senats, und Manlius Cincinnatus durch das Ansehen des Volks. Unter ihrer Regierung fielen die Hetruscer mit einem ansehnlichen Heere in das römische Gebiet ein. Der Senat hatte einmahl die Uebermacht, darum wurde, der Gegenvorstellungen eines Tribuns ohnerachtet, ein Heer von 20,000 Mann, unter beyden Consuln, wider die Feinde geschickt, die zwar an der Zahl überlegen waren, aber nicht an Muthe, denn die Römer waren entschlossen zu siegen, oder zu sterben.

Beyde Heere trafen zusammen, die Römer erhielten zwar den Sieg, aber er kostete sie nicht wenig. Quintus Fabius, der Bruder des Consuls, und der andre Consul Manlius, blieben im Treffen, nebst einer grössern Zahl vornehmer Personen, als sie je zuvor in einer Schlacht verlohren hatten.

Dem Consul gieng seines Bruders Verlust so nahe, daß er die Ehre eines Triumphs, der ihm zuerkannt war, ablehnte, in Trauer seinen Einzug hielt, und die Leichen seines Bruders, und Amtsgehülfen mit sich führte. Auch legte er, da er jetzt nur das einzige Oberhaupt im Staate war, um allen Verdacht zu vermeiden, als ob er nach einer willkührlichen Macht strebte, das Consulat zween Monat eher nieder, als es verfloß, und ließ ein Zwischenregiment statt finden. Dies patriotische Betragen gewann ihm die Zuneigung des Volks, und die Fabier stunden von der Zeit an bey ihm in besonderer Gunst.

Cäso Fabius ward zum drittenmahle Consul, und mit ihm Virginius. Der erste, um dem bürgerlichen Zwiste, der den Staat so lange zerrüttet hatte, ein Ende zu machen, schlug dem Senate vor, man wolle die Theilung der Felder von freyen Stücken vornehmen, ehe noch die Tribunen von neuem ihr Geschrei anfiengen. Allein man lachte ihn aus. In kriegerischen Unternehmungen hatte er mehr Glück; er schlug die Aequier, mit Verlust eines einzigen Mannes, und befreyte seinen Amtsgehülfen, der von den Vejentern umringt war, und beynah wär gezwungen worden, sich auf Willkühr zu ergeben.

Kaum war er nach Rom zurück, und das Heer auseinander, so streiften die Hetruscer abermahls, und verheerten das römische Gebiet bis an den Fuß des Hügels Janiculum. Das Volk weigerte sich aufs neue, die Waffen zu ergreiffen, bis das Ackergesetz vollstreckt wäre. In dieser Verlegenheit versammlete Cäso Fabius alle Männer seines Hauses, und that ihnen den Vorschlag, sie wollten auf eigne Kosten die Grenze Roms an der Seite der Vejenter vertheidigen. Die Fabier waren willig hierzu, und 306 von ihnen erschienen des nächsten Morgens bewafnet vor der Thür des Cäso, von da sie nebst ohngefähr 4000 ihrer Schutzverwandten, unter Anführung des Fabius, der im vorigen Jahre das Treffen bey Veji gewann, durch die Stadt zogen. Sie rückten an das Ufer eines kleinen Flusses, Cremera, der sich in die Tiber ergießt, und baueten daselbst eine Festung, worinn sie einige Mannschaft liessen. Die übrigen theilten sie in drey Haufen, brachen an eben so viel Orten damit in des Feindes Land ein, und verheerten es.

Aemilius, und Servilius waren indeß zu Consuln gewählt worden, Cäso Fabius aber begab sich zu seinen Verwandten am Ufer des Cremera, mit dem Titel als Proconsul; eine neue Würde, die für ihn war errichtet worden, und die ihm über die Völker,

so

so unter ihm standen, eben so viel Gewalt gab, als ob er Consul wäre, weiter aber keine. Zugleich mit den Hetruscern erschienen die Aequier und Volscier in Waffen. Servil griff die letztern an, ward aber von ihnen zurückgetrieben. Die Aequier ergriffen die Flucht, als Furius ihnen näher kam, und auch die Vejenter wurden, ihrer zahlreichen Macht ohngeachtet von Aemil geschlagen, so daß sie um Friede bitten musten, der ihnen auch verwilligt ward.

Die Heere waren jetzt aus einander gegangen, nur die Fabier ausgenommen, die noch immer ihren Posten behaupteten. Allein unter dem folgenden Consulate des Horatius, und Menenius wurden sie von den Vejentern aufgefordert, die Grenzen zu verlassen, und ihre Festung zu schleifen. Sie weigerten sich dessen, und so gieng der Krieg von neuem an, wobey ganz Hetrurien den Vejentern beystand. Doch fuhren die Fabier fort das Land zu verheeren, und fochten oft im freyen Felde mit vielem Glücke, bis sie zuletzt in einem Hinterhalte überfallen, von der Menge umringt, nach einem hartnäckigen Widerstande, wobey sie sehr viele Feinde erlegten, von ihnen übermannt, und gänzlich niedergehauen wurden.

Der Consul Menenius, der gegen die Hetruscer zu fechten gesandt war, stand nicht gar weit von dem

Orte, wo die Fabier blieben. Aber er kam ihnen nicht nur gar nicht zu Hülfe, sondern ließ sich auch in der Folge von den Hetruscern schlagen. Man rief ihn deßhalb zurück, verhörte ihn vor dem Volk, und hätte ihm beynahe zum Tode verurtheilt, doch kam er noch mit einer Geldstrafe davon. Der Consul Horatius schlug zwar die Hetruscer, weil sie sich aber noch immer in der Nähe von Rom behaupteten, so gelang es erst den folgenden Consuln Virginius, und Servilius sie völlig nach ihrem Lande zurück zu treiben; doch mit Verluste so vieler Römer, daß ihnen der Senat die Ehre eines Triumphs versagte.

Auf den Frieden von aussem folgten wieder innere Unruhen, die Tribunen erneuerten den alten Zwist wegen der Austheilung der Felder; die Consuln aber dachten nicht daran, die Sache vorzunehmen. Kaum hatten Aemilius, itzt Consul zum drittenmahle, und Vopiscus Junius, statt jener, das Consulat angetreten, so forderte Genucius, ein Tribun von kühnem Geiste, beide auf, vor dem Volke zu erscheinen, und sich zu verantworten: warum sie nicht die Zehnmänner ernannt hätten, die diese Sache endlich zu Stande bringen sollen? Man setzte einen Tag zu diesem Verhör an, und wahrscheinlich würde es unglücklich für sie ausgefallen seyn, allein gerade den Tag zuvor ward

Ge-

Genucius in seinem Bette todt gefunden. Man stellte seinen Körper auf denn Markte der öffentlichen Untersuchung aus, weil aber kein Merkmaal von Gewaltthat an ihm zu sehen war, schloß das gemeine Volk daraus, die Götter hätten sein Unternehmen nicht gebilligt, und ließ deswegen die ganze Sache für eine Weile ruhen.

Für die Consuln wäre dies eine günstige Gelegenheit gewesen, zu ihrem vorigen Ansehn zu gelangen, wenn sie sich der frommen Furcht klüglich zu Nutz zu machen gewußt hätten, von der sie das Volk, und die Tribunen sonderlich, bey diesem unerwarteten Tod ergriffen sahen. Allein sie verfuhren sehr eigenmächtig, und willkührlich bey Aufzeichnung der römischen Bürger, die wider den Feind ins Feld rücken sollten. Nach Gewohnheit geschah solches auf dem Markte, wo die Consuln auf ihrem Richtstuhle saßen, und ihre Lictoren zur Wache um sich hatten; wer nun nicht den Augenblick erschien, da er aufgerufen ward, seinen Namen von sich zu geben, den verurtheilten sie ohne Umstände, entweder zur Geisselung, oder zu einer Geldstrafe. Kein Wunder, daß diese Strenge die Herzen des Volks von ihnen abwendig machte; endlich brach dieser Unwille in offenbahren Aufruhr aus, da die Consuln einen Bürger, der Befehlshaber über hundert

gewesen war, auf eine höchst ungerechte, und gewaltthätige Art zum gemeinen Soldaten anwerben wollten.

Volero, so hieß dieser Befehlshaber, der sich in den neuerlichen Kriegen durch seinen Muth sowohl, als Geschicklichkeit für andern ausgezeichnet hatte, ward jetzt, ohne Rücksicht auf seine dem Staat geleisteten Dienste, oder den Posten, den er bekleidet hatte, aufgefordert, als gemeiner Soldat zu dienen. Er weigerte sich, dies zu thun, und beschwerte sich laut: die Consuls wollten ihn nur darum beschimpfen, weil er ein bürgerlicher, und kein Patricier wäre. Auf sein Weigern schickten die Consuls einen Lictor ab, ihn zu ergreifen, und als er sich wehrte, befahlen sie, er sollte mit Stäben geschlagen werden; eine Strafe, die gewöhnlich den aufrührischen Soldaten zuerkannt ward. Volero schlug den Lictor, der ihn greifen wolte, und rief den Tribunen zu, daß sie ihn schützen sollten. Da diese aber auf sein Geschrey nicht zu achten schienen, sagte er zu den Consuln: „Ich berufe mich auf das Volk, weil doch unsre Tribunen, durch eure Macht geschreckt, lieber einen Bürger, sogar in ihrer Gegenwart, mißhandeln sehen, als sich selbst, wie Genucius, in ihren Betten erdrosseln lassen wollen.“ Darauf wandte er sich an das Volk, das durch die Gewalt, die man einem Bürger anthun wollte, aufgebracht

bracht schien: Stehet mir bey, Camaraden! rief er aus! Wider eine solche Tyranney ist uns kein Mittel weiter übrig, als Gewalt. So nachdrücklich aufgefordert, fiel das Volk über die Lictoren her, zerbrach ihre Fasces, und trieb sie auseinander. In ihrer Wuth schonten sie selbst der Consuln nicht, und hatten so wenig Achtung für die hohe Würde des Consulats, daß diese gezwungen waren, sich davon zu machen, und zu verbergen, um sich nicht ärgerer Begegnung auszusetzen.

Der Senat ward sogleich versammlet, die Consuls thaten ihren Bericht wegen des Volero Empörung, und bestanden darauf, er müsse, als ein Stöhrer der öffentlichen Ruhe, vom tarpejischen Felsen herunter gestürzt werden. Dagegen forderten auch ihrer seits die Tribunen Genugthuung wider die Consuls, weil diese, dem valerischen Gesetz zuwider, einen rechtschaffnen römischen Bürger, der sich aufs ganze römische Volk berufen, nicht anders, als ob er der niedrigste Sclave wäre, hätten geisseln wollen. Volero, der sich vor der Macht der Consuln fürchtete, und diesen neuen Zwist zwischen den zween vornehmsten Ständen des Staats für eine gute Gelegenheit ansah, von der er Gebrauch machen könnte, hielt um den Posten eines Tribuns an, den er als eine Freystatt betrachtete, die

ihn vor der Wuth seiner Feinde schützen könnte. Um dies Amt zu erlangen, rühmte er sich in öffentlicher Versammlung: wenn man ihm diese Würde verliehe, wollte er solche Maaßregeln ergreifen, daß das Volk niemals mehr vom Senate unterdrückt werden sollte. Der grosse Haufe, der über dieser Hofnung ausser sich war, gab ihm seine Stimme, und er trat sein Amt an, nachdem die neuen Consuln, Pinarius, und Furius, waren erwählt worden.

Sein erstes Geschäft, glaubte nun jedermann, würde seyn, die Consuln des letzten Jahres, die ihm übel begegnet hatten, gerichtlich zu verfolgen. Allein seine Absicht gieng weiter als auf eine bloß persönliche Rache; er dachte auf nichts geringers, als den Senat überall um die Macht zu bringen, die er bey der Wahl der Tribunen hatte. Deßwegen that er bey allgemeiner Versammlung des Volks den Vorschlag: Seine Obrigkeiten, und Beschützer sollten künftig in Comitien nach Zünften, und nicht nach Curien gewählt werden. Dies machte einen den Patriciern höchst nachtheiligen Unterschied bey den Wahlen der Tribunen, denn erstlich konnten die Curien nie zu einer Wahl zusammen berufen werden, wenn nicht der Senat seine Einwilligung darzu durch eine Verordnung gegeben hatte; und dann liessen auch die Patricier, welche

die

die Stimmen ihrer Schutzverwandten in ihrer Gewalt hatten, nur solche Tribunen wählen, wie sie ihnen anständig waren. Versammlete sich hingegen das Volk nach Zünften, so fand dabey keiner von diesen zwey lästigen Umständen statt. Denn die Tribunen hatten die Macht, sie ohne Einwilligung des Senats zusammen zu rufen, und die Zünfte vom Lande, die den Patriciern nicht so sehr anhiengen, als die Stadtleute, hatten darinn eben sowohl das Recht, ihre Stimmen zu geben, als die Einwohner von Rom.

Dem Volke war dieser Vorschlag überaus willkommen, und sein ganzer Sinn war drauf gerichtet, daß er durchgesetzt würde; allein die Patricier waren mit aller Macht dagegen. Diese Sache ward nun der Zankapfel zwischen beyden Partheyen auf eine Zeit lang, worüber das Ackergesetz vors erste ganz ausser Acht kam. Eine fürchterliche Seuche that auch diesem Streite auf einige Monat Einhalt, während deren des Volero Tribunat zu Ende gieng. Allein das Volk ließ ihn, wie sehr auch die Patricier dabey widersprachen, noch das folgende Jahr über in seinem Amte.

Da die Patricier sahen, daß das Volk durchaus auf diesem Gesetze bestand, wählten sie den Appius Claudius zum Consul, einen Mann, von dem es be-

bekannt war, daß er sich durch die Drohungen des grossen Haufens nicht schrecken ließ. Quinctius, ein dem Volke beliebter Patricier, von vielem Ansehen, ward sein Amtsgehülfe. Die Meynungen dieser beyden über die Art, sich gegen das Volk zu betragen, waren sehr verschieden, Appius wollte demselben strenge, Quinctius dagegen gelinde begegnet wissen. Volero machte den Schluß, es würde ihm glücken, seinen Vorschlag durchzutreiben, und that mit grosser Dreustigkeit zu dem bereits vorgeschlagnen Gesetz noch diese beyden Puncte hinzu: alle Angelegenheiten, das Volk betreffend, sollten künftig nicht mehr bey den Curien, sondern bey den Zünften angebracht werden, auch die Baumeister sowohl als die Tribunen lediglich von den Zünften gewählt werden. In der Stadt waren nur vier Zünfte, auf dem Lande dagegen siebzehn, über die der Adel wenig vermochte, daher denn in diese Art von Wahl die Patricier auch wenig Einfluß hatten. Deßhalb thaten sie ihr Aeusserstes, einen Anschlag zu hindern, der unmittelbar darauf abzielte, dem Senat alle Macht zu benehmen, und die des Volks zu vergrössern.

Da der Senat versammlet war, über diese ausserordentlichen Vorschläge zu berathschlagen, wollte Appius eine Verordnung gemacht wissen, darinn alle, die

ihr

ihr Vaterland liebten, eingeladen wurden, zu den Waffen zu greifen, die aber, welche sich dessen weigerten, für Feinde des Vaterlands erklärt werden sollten. Quinctius hielt für besser, erst die Gelindigkeit zu versuchen. Sein Rath behielt das Uebergewicht, und man ward eins, die Tribunen sollten eine Versammlung des Volks berufen; den Consuln sollte vergönnt seyn, dem Volke das vorzustellen, was sie für das wahre Beste des Staats hielten, dann sollten sie, und die Tribunen nochmahls mit einander zu Rathe gehn, um Maaßregeln zu wählen, die das gemeinschaftliche Beste beyder Theile am meisten bewürken könnten. Die Tribunen, und das Volk giengen dies ein, und des Volero Vorschlag würde vermuthlich seyn vergessen worden, wenn nicht Appius, als die Reihe zu reden an ihn kam, durch sein stolzes Betragen, und unzeitige Drohungen ihn wieder dem Volk ins Andenken zurück gebracht hätte.

Funfzehnte Vorlesung.

Die Rede des Consuls hatte die Gährung, die schon so lange im Volk war, völlig wieder aufgerührt. Cajus

jus Lätorius, einer der tapfersten Krieger im Staat, der eben Tribun geworden war, trat auf, um den Consuln zu antworten. Ohne sich an die Gründe, mit denen Quinctius seine Vorschläge unterstützt hatte, zu kehren, hielt er sich blos bei Widerlegung der Schmähreden des Appius auf, und schwur bei allem, was heilig ist, daß er entweder des Volero Gesetz durchtreiben, oder bei diesem Versuche sein Leben verliehren wolle. Nachdem er das Volk einige Zeit in Ungewißheit gelassen hatte, wandte er sich gegen Appius, und sagte: ich befehle dir, die Versammlung zu verlassen. Appius verachtete diesen Befehl, rief seine Schutzverwandten zusammen, und machte sich fertig, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Der Tribun befahl einem seiner Beamten, den Appius zu greifen, und in das Gefängniß zu führen. Es erfolgte ein Streit; Quinctius aber stillte ihn, und führte den Appius aus der Versammlung.

Des anderen Morgens nahm das Volk, aufgewiegelt durch seine Tribunen, das Capitol ein, und verschanzte sich darinn, als ob es entschlossen wäre, einen bürgerlichen Krieg anzufangen. Quinctius stellte die Ruhe nochmals her, aber nur unter der Bedingung, daß der Senat dem Gesetz des Volero Gültigkeit gab; von der Zeit an also wurden die Tribunen

nach

nach Zünften, nicht, wie bisher, nach Curien gewählt, und eben so alle Sachen, die das Volk angiengen, abgethan.

Die Consuln waren kurz nach Einführung dieses Gesetzes gezwungen, zu Felde zu gehen, Quinctius wider die Aequier, und Appius wider die Volscier. Der erste, der bei seinen Soldaten beliebt war, verheerte des Feindes Land, ohne einigen Widerstand zu finden; sobald aber Appius das Gebiet der Volscier betrat, warfen seine Soldaten, die ihn haßten, die Waffen weg, weigerten sich, zu fechten, obgleich der Feind sie angriff, so daß Appius sein Lager abbrechen, und sie zurück nach Rom führen mußte. Sobald der erbitterte Consul das römische Gebiet erreicht hatte, rief er seine Soldaten zusammen, rückte ihnen ihre Widersetzlichkeit vor, und ließ die Hauptleute, nebst den übrigen Befehlshabern, die ihre Posten verlassen hatten, in seiner Gegenwart enthaupten. Die Fahnenträger, die diese Ehrenzeichen dem Feinde übergeben hatten, ließ er mit Stäben zu Tode schlagen, von den Gemeinen aber den zehnten Mann ausheben, und enthaupten.

Auf Appius und Quinctius folgten im Consulat Valerius und Tiberius Aemilius, unter denen der alte Streit über die Theilung der Felder von neuem

anging.

anging. Beide waren geneigt, dem Volke gütlich zu begegnen, Appius aber setzte sich wider alles, was man dem Volke einräumen wollte. Die Tribunen liessen ihn, voll Erbitterung, als einen offenbaren Feind der allgemeinen Freiheit, vor das Volk laden; er aber, dem Schimpf einer Verurtheilung zu entgehen, ermordete sich selbst.

Unter dem folgenden Consulat, da Quinctius abermals, und Servilius regierten, wurden die Sabiner, Aequier und Volscier geschlagen, und die Stadt Antium eingenommen. Quinctius erhielt dafür die Ehre eines Triumphs, bei dem ihn beide Stände, der Senat und das Volk, nach dem Capitol begleiteten. Einige Jahre nachher brach unter dem Consulat des Servilius Priscus, und Aebutius Elva, eine fürchterliche Seuche zu Rom aus, die fast den ganzen Kern der Jugend, der im Stande war, die Waffen zu tragen, den vierten Theil der Senatoren, die meisten Tribunen, und beide Consuln hinraffte. Auf diese Nachricht rückten die Aequier und Volscier unvermuthet vor Rom. Da beide Consuln todt, die wenigen noch lebenden Tribunen aber krank, und also unfähig waren, ihrem Amte vorzustehen, übernahmen die Baumeister das Amt der Consuln, die Römer aber, ihrer alten Tapferkeit getreu, krochen, so matt sie waren,

auf

auf die Wälle, und vertheidigten die Stadt, so gut sie konnten. Die Senatoren selbst zogen auf die Wache, und da die Stadt auf allen Seiten wohl befestigt war, mußten die Aequier und Volscier den Vorsatz der Belagerung aufgeben, plünderten blos das Land, und zogen darauf nach Tusculum ab.

Während dieser Zeit hatten verschiedene Patricier nach der Reihe regiert, worunter der letzte Valerius Poplicola war, der, als die Seuche aufgehört hatte, die Centurien zur Wahl der neuen Consuln zusammen rief, da denn Lucretius Tricipitinus, und Veturius Geminus gewählt wurden. Es ward ein Heer zusammengebracht, die Aequier und Volscier wegen ihres neulichen Uebermuths zu züchtigen, auch wurden sie in einem Treffen mit dem größten Verluste, den sie jemals erlitten hatten, geschlagen. Bis dahin waren alle streitige Händel durch das Urtheil der Consuln entschieden worden, die ihren Ausspruch entweder nach der natürlichen Billigkeit, oder hergebrachten Gewonheit, oder nach den Gesetzen des Romulus und seiner Nachfolger abfaßten. Die letzteren waren bei den Priestern niedergelegt, und sie, nebst den Patriciern, machten dem Volke ein Geheimniß daraus. Diesem Uebelstande abzuhelfen, brachte Terentius Arsa, einer der Tribunen des Volks, in Vorschlag: es sollten öffentliche

Ge-

Gesetze eingeführt werden, die den Obrigkeiten zur Richtschnur bei ihren Aussprüchen, den streitenden Partheyen aber zu Beweisen des Rechts oder Unrechts bei ihren Händeln dienen könnten. Seine vornehmste Absicht hiebei war, die Gewalt der Consuln einzuschränken, allein die Senatoren und Patricier, besonders die jungen, widersetzten sich diesem Vorschlag aufs heftigste. Ihr Hauptanführer bei diesem Streit war Quinctius Cäso, ein Sohn des Quinctius Cincinnatus, und ob er sich wohl zuletzt mit Einführung eines römischen Gesetzbuchs endigte, ward er doch lange an beiden Seiten mit äusserster Erbitterung geführt. Die unbesonnene Hitze des Cäso zog ihm eine gerichtliche Verfolgung von den Tribunen zu, weswegen er noch vor dem zu seinem Verhör angesetztem Tage, freiwillig in die Verweisung ging. Sein Vater Cincinnatus hatte sich nebst zehn andern Bürgen, wofern Cäso nicht erschiene, zu einer Geldstrafe anheischig gemacht, die eine, zu damaligen Zeiten, so beträchtliche Summe betrug, daß er sich deshalb gedrungen sahe, den größten Theil seiner Güter zu verkaufen, und sich in eine Hütte jenseit der Tiber zu begeben, wo er mit eigenen Händen fünf bis sechs Acker Landes bauete, die seinen ganzen Unterhalt ausmachten.

Der innere Zwist, der noch immer im Staat herrschte, munterte einen Privatmann unter den Sabinern, Appius Herdonius auf, einen Versuch zu wagen, sich der Stadt Rom zu bemächtigen, und zum Könige aufzuwerfen. Er stammte aus einem vornehmen Geschlechte ab, war reich, und hatte viel Sclaven und Schutzverwandte. Mit Hülfe dieser brachte er ohngefähr 4000 Mann zusammen, welches meist Verwiesene, und Leute von äusserst schlechten Glücksumständen waren. Mit diesen schiffte er sich des Nachts auf der Tiber ein, fuhr den Fluß herab, und landete noch vor Tages Anbruch an der Seite des Capitols. Er kam auf den Hügel, ohne bemerkt zu werden, und bemächtigte sich, unter dem Schutz der Dunkelheit, des Tempels Jupiters, und der daran stossenden Festung. Von da drang er in die benachbarten Häuser, und hieb alle nieder, die sich weigerten, zu ihm zu stossen. Einige, die das gute Glück gehabt hatten, zu entkommen, ehe noch die Sabiner in ihre Häuser drangen, machten Lärm in allen Gegenden der Stadt. Die Consuln wurden durch dies Geräusch geweckt, weil sie aber nicht wußten, ob der Auflauf von einer einheimischen Parthey, oder einem auswärtigen Feinde herkäme, so fürchteten sie eben so sehr, das Volk zu bewafnen, als es unbewafnet zu lassen. Endlich ent-

deckte das Tageslicht die wahre Beschaffenheit der Sache. Allein so groß diese Bedrångniß auch war, redeten doch die Tribunen dem Volke zu, es sollte nicht eher zu den Waffen greifen, bis das Gesetz des Terenz wäre für gültig erkannt worden. Der Consul Valerius bewog indeß das Volk doch durch gelinde Worte dazu, das Capitol ward wieder erobert, und Herdonius nebst dem gróßten Theil seines Anhangs erlegt, er selbst aber, Valer, blieb im Gefechte.

Zu seinem Nachfolger ward Quinctius Cincinnatus, des Cåso Vater, gewählt. Als der Senat ihm durch Abgeordnete solches bekannt machen ließ, fanden diese ihn beschäftigt, den Pflug zu treiben. Er stand einige Zeit bei sich an: ob er die angebotene Würde annehmen solle? Zuletzt aber überwog die Liebe zu seinem Vaterlande doch bei ihm seine eigene Ruhe und Gemächlichkeit. Er nahm Abschied von seiner Frau, und empfahl ihr die Sorgen für sein Hauswesen. Ich sorge, sagte er, meine liebe Racilie, unsre Felder werden dieses Jahr nur sehr schlecht bestellt werden.

Seine erste Bemühung war, den Senat zu verbessern, und den Uebermuth des Volks, so wie der Tribunen, einzuschränken. Ohne sich für einen von beiden Theilen zu erklären, verwieß er ihnen gleich strenge ihren bisherigen Zwist, und bewog die Tribunen,

von

von der Betreibung des terenzischen Gesetzes abzustehen. Als sein Consulat zu Ende war, wollte ihn der Senat noch länger in dieser Würde lassen, er aber bestand darauf, daß er zu seinem kleinen Bauergute zurückkehren wollte; es wurden daher Fabius Vibulanus, und Lucius Cornelius zu Consuln ernannt. Kaum hatten diese ihr Amt angetreten, so kam Bericht nach Rom, Antium hätte sich empört, und auf der Volscier Seite geschlagen, welche zugleich mit den Aequiern zu Felde gegangen wären. Fabius zog wider die Volscier aus, und schlug sie; Cornelius hatte gleiches Glück gegen die Aequier, und nahm Antium wieder ein. Beide Consuln zogen triumphirend zu Rom ein, und übergaben bald darauf ihre Würde dem Nautius und Minutius, die den Krieg fortsetzten.

Minutius ward durch eine List der Feinde in ein Thal gelockt, wo er auf allen Seiten eingeschlossen, und in Gefahr kam, durch Hunger zu einer Uebergabe, ohne alle Bedingungen, gezwungen zu werden. Einige Reuter, die des Nachts entrannen, brachten die Nachricht hievon nach Rom, worüber der Senat sehr beunruhigt ward, und in dieser Verlegenheit beschloß, einen Dictator zu setzen. Quinctius Cincinnatus ward, zu dieser hohen Würde ernannt, und zog geradeswegs dem Consul zu Hülfe, kam des Nachts

beim Lager des Feindes an, und umringte es auf solche Art, daß bei Tages Anbruch die Aequier sich selbst in eben dem Zustande sahen, worinn sie vorher den Minutius gebracht hatten. Auf der einen Seite vom Dictator, auf der andern aber vom Consul angegriffen, unterwarfen sie sich den Bedingungen, die Quinctius ihnen vorschrieb. Diese waren: sie sollten sich ohne Gepäcke, Waffen und Kleider wegbegeben, und jeder sollte unter dem Joche durchgehen. Es wurden demnach zween Wurfspieße in die Erde gesteckt, ein dritter ward oben darüber gelegt, und alle Soldaten gingen nackend durch diese Art von Thor. Ihre Befehlshaber wurden an die Römer ausgeliefert, und zum Triumph des Dictators aufbehalten. Dieser wollte den Soldaten des Consuls keinen Antheil an der Beute lassen, sondern sprach zum Minutius: was dich selbst anbetrift, so must du die Kriegskunst erst in einem niedrigeren Stande lernen, ehe du dir wieder anmaßen darfst, Feldherr zu seyn. Darauf nöthigte er ihn, sein Amt niederzulegen; der bescheidene Consul war auch so entfernt, darüber unwillig zu seyn, daß vielmehr er und seine Soldaten den Dictator mit einer goldenen Krone, ein Pfund schwer, beschenkten, weil er das Leben und die Ehre seiner Mitbürger gerettet hatte. Quinctius kehrte nach Rom zurück, zog im

Triumph mit vieler Pracht in die Stadt ein, legte darauf seine Würde als Dictator nieder, und begab sich auf sein kleines Landgut zurück.

Die Unruhen im Staate dauerten noch eine geraume Zeit fort, und wurden bey jeder Gelegenheit, da das Volk die Waffen ergreifen sollte, erneuert. Alle diese einzele Vorfälle anzuführen, würde zu weitläufig fallen; es kann genug seyn, zu bemerken, daß die Macht der Tribunen dadurch ansehnlich wuchs, indem man ihre Anzahl auf zehn erhöhete. Sie trieben es endlich durch, daß unter dem Consulate des Appius Claudius, und Genutius die Zehnmänner, nach vielem Widerstreben des Senats, ernannt wurden, welche die Gesetze einrichten sollten. Die erstern, die man zu diesem neuen Amte wählte, waren alle aus dem Stande der Patricier, und ihre Bestätigung geschah im 303ten Jahr nach der Erbauung von Rom, ohngefähr 451 Jahr vor Anfang der christlichen Zeitrechnung.

Sechzehende Vorlesung.

Für Rom war diese Veränderung im Staatsregimente, ihrer Folgen wegen, fast eben so wichtig, als die, da Consuln an die Stelle der Könige traten. Nichts konnte indeß gelinder seyn, als der Anfang dieser gemeinschaftlichen Regierung der Zehnmänner. Sie verglichen sich unter einander, daß von einem Tage zum andern der Vorzug unter ihnen abwechseln sollte, die Fasces, und andern Ehrenzeichen der consularischen Würde zu führen, und den Senat zu versammeln. Die übrigen, die nicht in würklicher Ausübung ihres Amts begriffen waren, maßten sich keinen andern Vorzug an, als daß sie eine Wache hatten. Jeglichen Morgen erschien einer von ihnen nach der Reihe auf ihrem Richtstuhle auf dem Markte, und sie verwalteten das Recht daselbst so unpartheiisch, daß das Volk mit ihnen überaus zufrieden war. Appius, dieser vormahls so strenge, und unbeugsame Consul, war als Decemvir so freundlich und gefällig, daß er, der zuvor des Volks Abscheu gewesen war, nun dessen Abgott ward.

Noch eh' ein Jahr verfloß überreichte jeder der Zehnmänner dem Volke den Theil der Gesetze, den er ausgearbeitet hatte. Diese waren aus den besten Gesetzen der Griechen, sonderlich der Athenienser, zusammen getragen, und nach dem Zustande des römischen Volks, wo es nöthig schien, abgeändert, bey welchem Geschäfte sie den Hermodor, einen Griechen aus Athen, zum Gehülfen gehabt hatten. Als das Werk völlig zu Stande war, beriefen die Zehnmänner das Volk zusammen, und legten ihm diese Sammlung von Gesetzen vor, damit es sie nun untersuchen, und anzeigen möchte, was für Veränderungen dabei noch zu machen wären, denn nichts davon sollte eher die Kraft eines Gesetzes haben, als bis es mit allgemeinem Beyfall angenommen wäre. Diese Gesetze wurden demnach auf zehn eichne Tafeln eingeschnitten, und auf dem Markte aufgestellt, auch alle Einwendungen dawider wohl aufgenommen, und willig angehört. Sobald die nöthig gefundenen Aenderungen getroffen waren, legten sie die zehn Tafeln dem Senate vor, der solche genehmigte. Darauf erhielten sie von dem nach Centurien versammleten Volke ihre völlige Bestätigung, wurden auf eherne Säulen gegraben, und als die Gründe der Entscheidung öffentlicher Gerichtshändel auf dem Markte ordentlich aufgestellt.

Noch meinten indeß einige angesehene Männer im Staate, es wären verschiedne Einrichtungen nöthig, die zwo andre Tafeln ausmachen könnten. Der Senat, und das Volk vereinigten sich deßhalb dahin, die Regierung der Zehnmänner ein Jahr länger dauern zu lassen. Der Senat wünschte, auf welche Art es auch seyn möchte, der Tribunen loß zu seyn; und dem Volke lag daran, so lange als möglich zu verhindern, daß nicht wieder Consuls gesetzt würden. Appius, der den Bürgern ehedem mit so verächtlichem Stolze begegnete, war jetzt ausnehmend freundlich, und gefällig gegen sie, und bewarb sich um die Gunst der allergeringsten, die Patricier sahen seine Absichten wohl, und beschlossen sie, wo möglich, zu vereiteln.

Als daher der Tag anbrach, wo sich das Volk zur Wahl der neuen Zehnmänner versammlete, trugen sie dem Appius das Vorsitzer-Amt dabey auf. Dies verpflichtete ihn, dem Volke die zu Bedienungen tüchtigen Männer vorzuschlagen, und man hatte noch kein Beyspiel, daß ein Vorsitzer sich selbst mit darunter genannt hätte. Allein Appius that solches, schlug sich selbst zum ersten der Decemvirs vor, und das Volk, das ihm jetzt gänzlich ergeben war, gab ihm bereitwillig seine Stimmen. Die übrigen von ihm vorge-

schlag-

schlagnen waren alles getreue Anhänger von ihm, und unter ihnen befanden sich zu grossem Erstaunen des Staats, drey vom Bürgerstande. Diese waren durch einen neuerlich getrofnen Vergleich zwischen den Patriciern, und dem Volke von dieser hohen Würde ausgeschlossen; allein sie wurden doch, durch Uebergewicht der Stimmen für sie, jetzo zu Zehnmännern gesetzt.

Appius Claudius zog die Maske nun ab, und dachte mit ganzem Ernst darauf, sich zum beständigen Beherrscher Roms zu machen. Ueber seine Amtsgenossen war er bereits unumschränkter Herr, daher must' es ihm leicht seyn, sie dahin zu bringen, daß sie sich in allem nach seinen Absichten bequemten. Auch nahmen sie jetzt, statt ihrer vormahligen Freundlichkeit, ein zurückhaltendes geheimnißvolles Wesen an, und hatten kaum einigen andern Umgang, als unter sich. Dieses genaue Zusammenhalten beunruhigte den Senat.

Als der 15te May anbrach, und die neuen Zehnmänner zum erstenmahle öffentlich erschienen, ward das Erstaunen in Rom allgemein; denn jeder von ihnen hatte 12 Lictoren vor sich her, die mitten in ihren Stäben Beile trugen, so wie sie ehemahls die Könige, und nachher die Dictators sich vortragen lies-

sen. Das Volk sah es nun wohl ein, daß es eigenmächtige Oberherrn sich aufgeladen hatte, und seufzete, die Begüterten begaben sich aufs Land, in Hofnung, das Ungewitter, so dem Staat drohete, werde sich verziehen, wenn die jährliche Macht der Zehnmänner zu Ende gienge.

Allein diese Hofnung blieb fruchtlos; der 15te May brach wieder an, ohne daß die Rede davon war, neue obrigkeitliche Personen zu wählen. Statt das Volk zu versammlen, schlugen die Zehnmänner zwo neue Gesetztafeln vor, wovon die eine die Religion, die andre aber die Ehen, und Rechte der Ehemänner betraf. In der letztern ward den Patriciern, und Bürgerlichen untersagt, sich mit einander zu verschwägern, durch welchen Kunstgriff die Tyrannen beyde Partheyen immer getheilt zu erhalten suchten, damit sie desto sicherer herrschen könten. Nun waren also jene berühmten zwölf Tafeln vollständig, welche die Römer nachher stets als ein heiliges Pfand bewahrten.

Die Absicht der Tyrannen lag jetzt am Tage, da sie, dem Senat, und Volk zu Trotz, ihre obrigkeitliche Macht behielten, ohne daß von einer Aenderung die Rede war. Wer sie beleidigte, der ward ohne Schonen aus der Stadt verwiesen, und es war nun kein Zweifel mehr, daß Rom seine Freiheit verlohren

lohren hatte. Dies reizte die Sabiner, und Aequier das Joch der Römer abzuwerfen, sie fielen ins römische Gebiet ein, und rückten bis auf wenige Meilen vor die Stadt. Die Decemvirs wurden natürlich darüber sehr verlegen, weil sie nicht wusten, wie sie unter einem Volke, das mit ihrer Regierung höchst unzufrieden war, ein Heer aufbringen sollten. Sie beriefen den Senat, und Appius stellte in einer wohl ausgesonnenen Rede vor, wie nöthig es sey, unverzüglich eine Werbung anzustellen. Viele der angesehensten Senatoren schlugen es sogleich ab, bis man Consuln erwählt haben würde, die Truppen anzuführen; allein die grössere Anzahl erwog, daß die dringende Gefahr jetzt keinen Verzug gestattete, und willigte daher in des Appius Vorschlag. Die Decemvirs brachten demnach zehn Legionen auf, von denen achte, unter Anführung eben so vieler aus ihrem Mittel, wider den Feind ausrückten; indeß Appius, und Oppius, die übrigen zwey, mit zwo Legionen in Rom zurückblieben, um den einheimischen Feind, den sie am meisten fürchteten, von sich abzuhalten. Die Krieger im Felde gaben dem Feinde vorsäzlich grosse Vortheile über sich, und zerstreuten sich endlich bey Nacht, gleich als ob ein plötzliches Schrecken sie ergriffen hätte, und kehrten in das römische Gebiet zurück.

Das

Das Misvergnügen ward unter ihnen allgemein, und aller Sinn war nur darauf gerichtet, wie sie das drückende Joch des Decemvirats loßwerden, und Rom seine alte Freiheit wiedergeben wollten.

Appius bot die Gelegenheit darzu sehr bald dar; er entbrandte, da er in Rom zurück geblieben war, in unzüchtige Liebe gegen die Tochter eines Römers, der Virginius hieß, und den man in der Stadt wegen seiner Redlichkeit, beym Heere aber wegen seiner Tapferkeit ungemein schätzte. Die Mutter von Virginia war unlängst gestorben, und ihr Vater hatte sie, da er in den Krieg zog, der Fürsorge ihres Oheims Numitors anvertraut. Sie war jetzt von mannbarem Alter, und Virgin hatte sie bereits dem Icil versprochen, der Tribun des Volks gewesen war, und, wenn der Feldzug zu Ende wäre, sie heirathen sollte. Der wollüstige Decemvir suchte ihre Aufseherin zu bestechen, da er es aber unmöglich fand, sie seinen ungebührlichen Absichten geneigt zu machen, stellte er seinen Schutzverwandten Claudius an, einen schändlichen Menschen, dem kein Bubenstück zu groß war, das er nicht unternommen hätte. Dieser nahm mit einer Rotte solcher Bösewichter, wie er selbst war, Virginien auf öffentlicher Straße weg, und sagte, sie gehöre ihm zu, weil sie die Tochter eines seiner Sclaven

ven

ven sey. Zwar entriß sie das Volk seinen Händen, Claudius aber lud sie vor das Gericht der Zehnmänner, und, zufolge der neuen Gesetze, mußte sie ihm dahin folgen.

Appius, der allein auf dem Richtstuhle saß, war eben im Begriff, sie dem, der sie in Anspruch nahm, zuzueignen, als das Volk voll Unwillen ausrief: man müsse erst Virginiens Verwandte darüber hören. Appius, so unumschränkt er auch regierte, traute sich doch nicht, dieses abzuschlagen. Der erste, der herzu eilte, war ihr Oheim Numitorius, von vielen seiner Freunde und Angehörigen begleitet. Claudius wiederholte seinen Anspruch, der sich auf eine zwischen ihm und dem Richter verabredete Lüge gründete. Er gab vor, Virginie sey in seinem Hause von einer ihm zugehörigen Sclavinn gebohren worden; ihre Mutter hätte sie der Numitoria, Virgins Ehegattinn, überlassen, die ihren Ehemann mit dem Kinde betrogen, und solches für seine eigene Tochter ausgegeben hätte. In kurzem, setzte er hinzu, wolle er unleugbare Zeugen von dem, was er sagte, aufstellen; mittlerweile aber sey es nicht mehr als billig, daß eine Sclavinn sich zu ihrem Herrn begäbe; er wolle Bürgschaft stellen, daß er sie abermals vor Gericht bringen wollte,

wenn

wenn ihr vermeinter Vater Virgin aus dem Kriege zurückgekommen wäre.

Numitorius zeigte dagegen, wie höchst unbillig es sey, einem Bürger sein Recht auf sein eigenes Kind streitig zu machen, zu einer Zeit, da er nicht gegenwärtig sey, solches zu behaupten. Virgin, der seinem Vaterland im Felde diente, würde unfehlbar in zween Tagen zu Rom seyn können, und so lange sey es billig, daß ihr Oheim, der sie bisher in seiner Pflege gehabt, der Beschützer ihrer Ehre bliebe. Auch sey dies den Gesetzen gemäß, denn die verordneten, daß, während eines Rechtshandels, vor ergangenem Endurtheile, der Kläger den Beklagten in seinem Besitze nicht stören sollte. Appius wich diesem Gesetz listigerweise aus, dadurch, daß er sagte: bei dem gegenwärtigen Falle fänden sich zwei Umstände, die die Sache änderten. Hier sind, sagte er, zween Männer, die auf das Mädchen Anspruch machen; der eine als Vater, der andere als Herr. Wäre der angebliche Vater zugegen, so könnte man ihm in der That den Besitz zusprechen; da er aber abwesend ist, so muß der, der sie als seine Sclavinn fordert, jedem andern vorgehen, wofern er nur tüchtige Bürgschaft leistet, daß er sie wider bei der Rückkunft desjenigen, der ihr Va-

ter

ter genannt wird, stellen will. Diesem zufolge befahl er Virginien ohne Anstand an Claudius auszuliefern.

In dem Augenblick kam Icil, dem sie versprochen war, und drängte sich durch das Volk bis an den Richtstuhl, um seine geliebte Virginie zu vertheidigen. Er drückte sie in seine Arme, und rief dem Tyrannen zu: denke nicht, Appius, daß irgend etwas anders, als der Tod, mich von Virginien scheiden solle. Setze noch meine Ermordung zu den vielen Verbrechen, mit denen du dich bereits befleckt hast, versammle alle deine Lictoren, und auch die deiner Amtsgenossen; dennoch will ich ihre Ehre bis auf meinen letzten Odem vertheidigen. Hast du nur blos darum unsere Tribunen uns entrissen, damit du unsere Weiber und Kinder deiner viehischen Wollust aufopfern könntest? Fahre immer fort, deine Wuth an unserem Vermögen und Leben zu sättigen; aber schone die Keuschheit unserer Jungfrauen. Ich rufe die Götter zu Zeugen an, wenn Virginiens Ehre auf irgend eine Art angetastet wird, es soll nicht ungerochen bleiben. Was wird nicht Virgin bei dem Heere, und Icil unter dem Volke vermögen können, wenn der letzte eine beleidigte Gattinn, und der erste eine entehrte Tochter zu rächen hat.

Er wollte weiter reden, aber die Lictoren erhielten Befehl, ihn fortzutreiben, und Virginien wegzunehmen. Das Volk ward dadurch aufs äusserste erbittert, fiel die Lictoren des Appius an, zerstreute sie, und zwang den Claudius, seine Zuflucht beim Richtstuhle zu suchen. Appius, der die Folgen dieser Wuth fürchtete, rief seinem Schutzverwandten, sagte ihm etwas ins Ohr, gebot darauf Stillschweigen, und sprach: nicht etwa die Wuth des ungestümen Icils, sondern das Bitten meines Schutzverwandten Claudius bewegt mich, meinen Ausspruch zu ändern. Er begiebt sich des Rechts, das er hätte, seine Sclavinn sogleich heim zu führen, und will sie noch in den Händen lassen, worinn sie bisher war. Auf sein Ersuchen will ich bis Morgen Virgins Rückkunft erwarten; seine Freunde mögen indeß ihm davon Nachricht geben. Wofern aber Virgin nicht zur gesetzten Zeit erscheint, so soll Icil wissen, daß ich nicht erst des Beistandes meiner Amtsgehülfen bedarf, um meine Verordnung vollstreckt zu sehen. Als er ausgeredet hatte, verlangte Claudius, Icil solle Bürgschaft leisten, daß er Virginien Morgen wieder stellen wollte; dieser that es, und alles anwesende Volk erbot sich mit Eifer, für ihn gut zu sagen.

Jcil fertigte sogleich seinen Bruder, und Numitor seinen Sohn ab, um Virgin aus dem Lager herbei zu holen. Appius schickte zu gleicher Zeit einen Boten an die Feldherrn, mit Befehl, ihn in Verhaft zu nehmen. Allein jene kamen diesem zuvor. Virgin verließ auf die erste Nachricht von der Gefahr seiner Tochter, das Heer, und war so glücklich, zwo Partheyen zu entkommen, davon die eine aus dem Lager, die andere aus der Stadt geschickt war, ihn anzuhalten.

Am nächsten Morgen erschien er auf dem Markte, und führte seine Tochter mit sich, in tiefer Trauer, und begleitet von einer großen Anzahl vornehmer Römerinnen. Im vorbeigehn wandte er sich an seine Mitbürger, und führte seine Klagen mit einer anständigen Miene, die ihren Beistand vielmehr zu fordern, als zu erbitten schien. Jcil brach auch durch das Gedränge, schalt laut auf den Decemvir, und machte in jedem Gemüth gleichen Unwillen rege. Appius erstaunte, da man ihm sagte, Virgin sey auf dem Markte. Voll Erbitterung begab er sich dahin, und obwohl er von der Gesinnung des Volks unterrichtet war, bestieg er den Richtstuhl doch, umringt von einem zahlreichen Haufen seiner Anhänger und Getreuen. Claudius sprach zuerst, erneuerte seinen Anspruch,

spruch, und stellte die Sclavinn auf, die von ihm angestiftet war, auszusagen: sie sey Virginiens Mutter, und habe sie an Numitoria verkauft. Auch traten einige andere Zeugen, die durch große Versprechungen von Appius, und seinem Getreuen gewonnen waren, auf, um eben dies zu bestätigen.

Diesen boshaften Betrug zu vereiteln, führten Virgins Freunde und Verwandten an, wie höchst unwahrscheinlich es sey, daß Numitoria ihren Mann mit dem Kinde hätte hintergehen können. Er habe sie geheirathet, als sie noch sehr jung, und mit ihm fast gleiches Älters war. Wozu wäre da, sagten sie, ein solcher Betrug nöthig gewesen? War sie unfruchtbar, wovon man gleichwohl damahls noch nicht urtheilen konnte, und wollte einen Fremdling in ihre Familie bringen, warum sollte sie gerade das Kind einer Sclavinn ausgesucht haben, und warum eben ein Mädchen, da sie doch eben so leicht einen Knaben hätte bekommen können? Zu viel andern solchen Gründen that Virgin noch die Aussagen der angesehensten Frauen zu Rom hinzu, von denen einige bezeugten, sie hätten Numitorien schwanger gesehen, andere, sie hätten ihr bei der Niederkunft Hülfe geleistet, und noch andere, sie hätten sie sehen die junge Virginie stillen, welches

der Fall nicht seyn könnte, wenn sie, wie Claudius vorgab, unfruchtbar gewesen wäre.

Da Appius wahrnahm, daß diese unleugbaren Beweise den größten Eindruck auf das Volk machten, unterbrach er die Zeugen, ließ Stillschweigen gebieten, weil er selbst reden wollte. Jeder hörte ihm mit Aufmerksamkeit zu. Ich muß dir, Virgin, sprach er, und allen, die hier zugegen sind, sagen, was ich selbst von der Sache weiß. Des Claudius Vater entdeckte mir dies Geheimniß auf seinem Todbette, als er mich zum Vormunde seines Sohns bestellte. Ich untersuchte die Sache, und fand sie wahr. Ich hielt es mir aber nicht anständig, mich in diesen Handel zu mengen, und überließ es daher meinem Mündel, wenn er zu gehörigem Alter würde gekommen seyn, entweder sein Recht zu behaupten, oder sich mit den theilhabenden Personen in der Güte zu vergleichen. Da aber jetzt der Fall vor mich als Richter gebracht wird, und ich mithin den Ausspruch nach dem thun muß, was mir von der Sache bekannt ist, so erkläre ich hiermit, als Richter und als Zeuge, daß das junge Mädchen dem Claudius zugehört; und es ist mein Urtheil, daß sie ihm sogleich als sein Eigenthum übergeben werden soll.

Durch ein so ungerechtes, als eigenmächtiges Urtheil äusserst aufgebracht, war Virgin nun nicht län-

ger Herr über sich selbst. Er zitterte vor Zorn, und sagte mit drohenden Blicken: schändlichster von allen Bösewichtern, meine Tochter war niemals für dich bestimmt, ich erzog sie für einen rechtmäßigen Gatten, nicht aber, daß sie die Beute eines geilen Räubers werden sollte. Sollen denn bei uns viehische Lüste fortan in die Stelle ehrlicher Heirathen treten? Wie die Bürger hier dergleichen Dinge vertragen werden, das weiß ich nicht; das aber glaube ich gewiß, meine Gefährten im Heer werden mein Unrecht rächen. Bei diesen Worten erhob das Volk in höchstem Unwillen ein lautes Geschrei, als ob es entschlossen wäre, sich die Vollstreckung des Urtheils zu widersetzen. Appius warf seine Augen auf alle Seiten herum, seine Stärke zu beobachten, und zu sehen, wie seine Freunde gestellt wären; worauf er mit drohender Stimme zu dem Volk sagte: ihm wären die Verschwörungen wohl bewußt, die man gemacht hätte, um einen Aufstand zu erregen, es fehlte ihm aber weder an Macht, noch Entschlossenheit, um andern zum Beispiel die zu strafen, welche Miene machen würden, den öffentlichen Frieden zu stören. Es begebe sich daher ein jeder, sagte er, in sein Haus, und unterfange sich nicht, der höchsten Obrigkeit Gesetze vorzuschreiben. Was dich anlangt, Claudius, nimm du deine Sclavinn mit

dir, und bediene dich meiner Wache, den Schwarm auseinander zu treiben. Bei diesen, mit gebieterischem Tone ausgesprochenen Worten, wich das Volk zurück, und ließ Virginien, als das Opfer der schändlichsten Ungerechtigkeit, allein stehen.

Da der unglückliche Vater sahe, daß für ihn keine Hülfe weiter wäre, trat er näher zu Appius, und redete ihn demüthig also an: vergieb mir, Appius, die unbedachtsamen Worte, die mir in der ersten Heftigkeit meines Grams entfallen sind, und erlaube mir, in des Mädchens Gegenwart nur noch einige Fragen an ihre Amme zu thun, damit ich wenigstens den Trost mit mir nach Hause nehme, der Sache gewiß zu seyn. Appius bewilligte seine Bitte; hierauf faßte Virgin seine Tochter in seine Arme, trocknete ihre Thränen ab, führte sie nahe an eine Bude am Markte, ergriff ein Messer, das da lag, und sprach zu Virginien: dies, mein liebstes Kind! ist der einzige Weg, deine Freiheit und Ehre zu retten. Geh Virginie! geh zu deinen Vorfahren, so lange du noch frei, und unbefleckt bist! Mit diesen Worten stieß er ihr das Messer durch das Herz, zog es, von ihrem Blute noch rauchend, wieder heraus, wandte sich gegen Appius, und sprach: mit diesem Blute, du Frevler! weihe ich deinen Kopf den unterirrdischen Göttern! Appius befahl

sogleich, ihn gefangen zu nehmen, er aber drängte sich, mit dem Messer in der Hand, durch das Volk, stieg auf sein Pferd, und nahm den Weg nach dem Lager.

Icil und Numitor standen bei der Leiche, zeigten sie dem Volke, und ermahnten es zur Rache. Appius schien ganz von Sinnen gekommen zu seyn, denn anstatt, daß er hätte suchen sollen, das Volk zu besänftigen, ging er augenblicklich nach Hause, und schickte von da die Lictoren, den Icil zu greifen, und die Leiche Virginiens wegzutragen. Allein das Volk fiel die Lictoren an, zerbrach ihre Fasces, und trieb sie vom Markte weg. Darauf erschien Appius in Person wieder, von einer Schaar junger Patricier unterstützt; doch die geschworenen Feinde der Zehnmänner, Valer und Horatz, stellten sich an die Spitze ihrer Freunde und Schutzverwandten, und zwangen ihn, zu weichen. Er lief darauf in den Tempel Vulcans, wollte hier einen Tribun des Volks vorstellen, und verlangte, Valer und Horatz sollten als Störer der öffentlichen Ruhe vom tarpejischen Felsen herabgestürzt werden. Allein seine Rede ward oft durch zischen unterbrochen, so daß er endlich sein Gesicht mit seinem Rock verhüllte, und in ein benachbartes Haus flüchtete. Sein Amtsgenosse Oppius, der aus der Classe der Bürger

ger war, eilte ihm zwar zu Hülfe; als er aber fand, daß die Parthey des Valer und Horatz der seinigen bei weitem überlegen sey, hielt er es für das Beste den Senat zusammen zu rufen. Das Volk ward dadurch auf eine Weile beruhigt, weil es hoffte, die Gewalt der Zehnmänner würde nun zu Ende seyn. Da aber die damals zu Rom befindlichen Senatoren alle zu dieser Parthey gehörten, befahlen sie blos dem Volke, sich ruhig zu verhalten, und trugen es einigen ihrer jungen Mitglieder auf, sich in das Lager am Berge Algidus zu begeben, um den Aufruhr zu verhüten, den Virgin dort erregen könnte.

Allein diese kamen zu spät, denn er war, begleitet von 400 Bürgern, in das Lager gekommen, hatte, das blutige Messer in der Hand, seinen Gefährten den Anschlag erzählt, den Appius wider seiner Tochter Ehre und Freiheit gefaßt, und das schreckliche Mittel, das er, ihre Keuschheit zu retten, hätte anwenden müssen. Hierauf schwuren sie ihm alle, sie wollten ihm beistehen, was er auch wider einen so gottlosen Tyrannen unternehmen möchte.

Siebenzehnte Vorlesung.

Der Geist der Empörung, den Virgins Rückkunft ins Lager unter dem Heere verbreitet hatte, konnte den Decemvirs nicht verborgen bleiben, da sie die Aufsicht im Lager hatten. Sie wandten alles an, solchen zu dämpfen, und bemühten sich deßhalb vor allen Dingen, Virgin in Verhaft zu nehmen. Allein die Soldaten achteten auf ihren Befehl nicht, griffen ohne Verzug zu den Waffen, nahmen ihre Fahnen weg, und giengen nach Rom zurück. Sie kamen des Abends dort an, und zogen, ohne die geringste Unordnung, ruhig durch die Stadt auf den aventinischen Berg, wo sie sich verschanzten, und erklärten, sie würden nicht eher die Waffen niederlegen, bis die Zehnmänner abgeschafft, und die Tribunen wieder eingesezt wären.

Appius wagte es nicht, öffentlich zu erscheinen; deswegen berief Oppius den Senat, und drey Mitglieder desselben wurden an die Soldaten geschickt, sie zu fragen: warum sie ihr Lager, ohne Befehl ihrer Feldherrn verlassen, und den aventinischen Berg besetzt

setzt hätten. Da sie sich noch keinen Anführer gewählt hatten, riefen sie alle einmüthig aus: Man schicke den Valer und Horatz an uns, nur durch sie sind wir geneigt, dem Senat zu antworten. Sobald diese Abgeordneten fort waren, rieth Virgin den Soldaten: sie möchten sich Anführer wählen, die für sie reden könnten. Es wurden also zehne, unter dem Namen der Kriegstribunen, gewählt. Virgin sollte der erste darunter seyn; er lehnte aber diese Ehre ab. „Meine „Tochter, sagte er, ist todt, und ich habe noch nicht „ihren Tod gerächt. So lange ihr abgeschiedener „Geist noch nicht besänftigt ist, kommt mir keine Art „von Würde zu, und was könnt ihr auch von mir „für kluge, und gemäßigte Rathschläge erwarten, da „ich so erbittert auf die Tyrannen bin? Als ein blosser „Bürger werd' ich der gemeinen Sache mehr Dienste leisten.“

Unterdeß hatten auch die drey wider die Sabiner ausgeschickten Legionen, von Numitor, und Icil aufgewiegelt, ihre Feldherrn verlassen, sich, so wie die vorigen, zehn Kriegstribunen gewählt, und waren zu ihnen auf den aventinischen Berg gestossen. Da jetzt das Heer ganz beysammen war, trug es den zwanzig Tribunen auf, aus ihrem Mittel zwey zu wählen, die unter allen die Obersten seyn sollten; und die Wahl

fiel auf den Oppius, und Manilius. Der Senat verlangte zwar vom Valer, und Horatz, sie sollten zu den Aufrührern gehen. Allein diese betheuerten: sie würden keinen Schritt thun, so lange die Zehnmänner den Staat beherrschten. Beide Heere, des Verzugs müde, versetzten ihr Lager nun auf den heiligen Berg, verschanzten sich daselbst, und bekamen durch diese veränderte Lage so viel römische Bürger, die sich mit Weibern, und Kindern zu ihnen geselleten, zu ihrer Parthey, daß Rom gewissermaassen leer blieb.

Endlich kam es zum Schluß: daß die Gewalt der Zehnmänner solle aufgehoben, und dem Volke seine Tribunen, dem Senat aber seine Consuls sollten wiedergegeben werden. Jene, da sie fanden, daß sie ihre Macht nicht länger behaupten könnten, erboten sich, sie niederzulegen, sobald der Senat neue Consuls ernennen würde, nur wünschten sie nicht dem Hasse ihrer Feinde aufgeopfert zu werden.

Horatz und Valer begaben sich jetzt zur Armee, die sie mit ungemeiner Freude aufnahm. Icil, den solche zu ihrem Sprecher gewählt hatte, dankte den Abgeordneten für ihren Eyfer zum Besten des Volks; und verlangte darauf im Namen aller, die sich auf den heiligen Berg begeben hatten: erstlich, daß die Tribunen in ihr Amt, mit dem Rechte, sich von den

Ent-

Entscheidungen der Consuls auf sie berufen zu dürfen, wieder eingesetzt würden, hiernächst völlige Verzeihung für alle, die das Lager ohne Erlaubniß ihrer Feldherrn verlassen hatten, und endlich, daß die Zehnmänner ihnen überliefert würden, damit sie solche lebendig verbrennen könnten,

„Eure beyden ersten Forderungen, erwiederten „die Abgeordneten, sind der Billigkeit gemäß, die drit„te aber ist die Wirkung der Leidenschaft. Man bie„tet euch ein Schild an: begehret nicht noch darzu ein „Schwerdt. Der Senat hat euch noch nicht für un„schuldig erklärt; und ihr wollt euch schon anmaassen, Gesetze vorzuschreiben?" Das Volk, überzeugt, sein Vortheil könne in keinen bessern Händen, als dieser beyden Männer seyn, gab ihnen völlige Macht, solche Bedingungen für sie zu treffen, als sie für gut finden würden. Sie brachten auch sogleich des Volks Forderungen vor den Senat, liessen aber die Drohungen wider die Zehnmänner weg. Da diese hörten, daß von Ahndung wider sie nichts gedacht ward, giengen sie willig alles ein, was man forderte, nur Appius allein schien sich ungern seiner Macht zu begeben.

Die Decemvirs erschienen also auf dem Markte, und legten, der Verordnung des Senats zufolge, ihr Amt, zu grosser Freude der Stadt nieder. Die Armee

mee begab sich darauf wieder auf den aventinischen Berg, und ernannte zehn Tribunen, worunter Virgin, Icil, und Numitorius die ersten waren. Es ward darauf ein Interrex gesetzt, der das Volk nach Centurien sich versammeln ließ, und Valer wurde nebst Horatz dabey zum Consulate erhoben. Diese Consuln, die bey den Bürgern sehr in Gunst standen, wirkten verschiedene Gesetze aus, die dem Volke eine Ueberlegenheit über den Senat gaben. Vorher hatten sich die Verordnungen des Volks, wenn es nach Zunften versammlet war, bloß auf die gemeinen Bürger erstreckt; nun aber ward beschlossen, daß solche für alle Bürger ohne Ausnahm Gesetzkraft haben sollten. Auch sorgten sie dafür, daß nicht etwa künftig die Consuln die jetzt verfaßeten Gesetze unterdrücken könnten, indem festgesezt ward, daß solche im Tempel der Ceres aufbehalten werden sollten.

Da der Staat nun seine ehemalige Gestalt wieder hatte, beschlossen die Tribunen, die Zehnmänner zu belangen, und fiengen beym Appius an. Virgin trat, vermöge seines Amts, als Kläger wider ihn auf, und, ohne sich bey seinen andern Verbrechen zu verweilen, bestand er nur darauf: Appius hätte, den Gesetzen zuwider, einer freyen Jungfrau, bey noch völlig unentschiedner Sache, ihre Freyheit abgesprochen.

„Kannst

„Kannst du dich nicht auf der Stelle, sagte er, von „dieser Uebertretung des Gesetzes frey sprechen, so „will ich dich ins Gefängniß führen lassen.“ Appius schwieg anfangs stille, als aber die Diener der Tribunen sich näherten, ihn zu ergreifen, berief er sich auf das Volk, und machte Anspruch auf den Schutz der Gesetze, die nur kürzlich erst waren gemacht worden. Virgin gab zur Antwort: Appius sey der einzige, dem diese Gesetze nicht dürften zu gute kommen, die er selbst, während seiner Regierung, aufs freventlichste übertreten hätte, und ein solches Ungeheuer müste ohne Erbarmen ins Gefängniß geführt werden, das er selbst erbauet, und, mit frechem Unsinn, die Wohnung des römischen Volks genannt hätte. Er ward dahin gebracht, und ein Tag zu seinem Verhör bestimmt; doch eh' dieser noch erschien, starb er im Gefängnisse. Ein ganz gleiches Schicksal hatte Oppius, sein Amtsgefährte, der, als sein Mitschuldiger, ins Gefängniß gelegt ward, worinn er noch an demselben Tag starb. Die andern acht Decemvirs giengen freywillig ins Elend, ihre Güter wurden eingezogen, und zum Nutzen des Staats verkauft.

Die innere Ruhe war nun wieder hergestellt, und dauerte einige Jahre, biß, im 314ten nach Roms Erbauung, eine schreckliche Theurung daselbst einfiel,

deren

deren üblen Folgen vorzubeugen das Volk, mit Einwilligung des Senats, eine ausserordentliche obrigkeitliche Person, unter dem Namen eines Oberaufsehers über die Lebensmittel, ernannte. Minutius erhielt dies Amt, ein geschäftiger, verständiger Mann, der sogleich Leute abschickte, in den benachbarten Ländern Korn zu kaufen. Allein Spurius Mälius, einer der reichsten zu Rom, war ihm darinn schon zuvorgekommen, und theilte es unter das Volk aus, so daß sein Haus in kurzem die allgemeine Zuflucht der Armen, der Müssiggänger, und heruntergekommenen Verschwender ward. Nach einiger Zeit machte Minutius ausfündig, daß diese ausserordentliche Milde dem Mälius nur zum Vorwand diente; seine wahre Absichten aber dahin giengen, sich der höchsten Gewalt im Staate zu bemächtigen. Es waren heimliche Zusammenkünfte in seinem Hause gehalten, auch bey nächtlicher Weile eine grosse Menge Waffen dahin geschafft worden, und bey weiterm Nachforschen fand sichs, daß eine förmliche Verschwörung da sey. Minuz gab sogleich dem Senat davon Bericht, der auf den Rath des damaligen Consuls Quinctius Capitolinus, dessen Bruder Qu. Cincinnatus zum Dictator bestellte. Mälius ward vor diese höchste Obrigkeit gefordert, weigerte sich aber zu gehorchen, und suchte zu entkommen.

Man

Man wollte ihn durch einen Lictor gefangen nehmen lassen, allein der Pöbel machte ihn wieder loß, und er war eben im Begriffe, zu entfliehen, als ihn Servilius Ahala, des Dictators Feldherr über die Reuterei, einholte, und auf der Stelle niedermachte. Der Dictator erklärte hierauf, Mälius sey mit Recht umgebracht worden, ließ sein Haus schleifen, und das darinn gefundne Getrayde, um niedrigen Preiß, an das Volk verkaufen; Minutz aber erhielt, zum Lohn seiner Wachsamkeit, eine Bildsäule.

Die Tribunen beschwerten sich über diese nicht nach den Gesetzen geschehene Hinrichtung, und wollten durchaus nicht, daß neue Consuls sollten gewählt werden, sondern Kriegstribunen. Das Volk wählte deren drey, sie hatten aber nur ein Jahr Bestand, und machten wieder zween Consuln Platz, von denen der eine Sergius Fidenas in einem Kriege wider die Vejenter mit so wenigem Glück fochte, daß ihn der Senat von der Feldherrnstelle absetzte, und den Mamercus Aemilius zum Dictator ernannte. Dieser focht mit so glücklichem Erfolge wider die Feinde des Staats, daß ihm ein Triumph zugestanden ward, bey welchem Cornelius Cossus, der den König der Vejenter Tolumnius in der Schlacht erlegt hatte, dessen Rüstung, und königliche Kleider auf den Schultern trug.

Der

Der Krieg mit den Vejentern, und Fidenaten dauerte noch einige Jahre fort, und die innern Zwistigkeiten zwischen dem Senat, und Volke erschwerten den Römern die Führung desselben. Unter den Consuln Sempronius Atratinus, und Fabius Vibulanus giengen auch die Volscier mit einem zahlreichen Heer auf die Römer loß. Sempron, der mehr Muth als kriegerisches Geschick hatte, verachtete sie, als Feinde, die von den Römern schon so oft überwunden waren, und griff sie blos mit seinem Fußvolke an. Allein sie umringten ihn, und würden ihn mit all seinen Leuten aufgerieben haben, wenn nicht Sextus Tempanius, ein alter Befehlshaber der Reuterei, solche zur Rettung herbeygeführt, und da er die Gefahr wahrnahm, in der sich die Legionen befanden, vom Pferde gesprungen, und zu seinen Cammeraden gesagt hätte: „Folget meiner Lanze, als ob es eine Fahne wäre, und laßt uns dem Feinde zeigen, daß wir „zu Fusse so gut, als zu Pferde fechten können. Die ganze Schaar stieg bey diesen Worten ab, folgte ihrem Anführer, und griff die Feinde mit unglaublicher Wuth an. Da der Feldherr der Volscier die Heftigkeit dieses Angriffs sah, ließ er seine Truppen die Glieder öfnen, dem Tempan Platz machen, und sich dann wieder schliessen, um ihn, und seine Leute von der übrigen Armee zu trennen.

Tempan, der sich so von den Römern abgeschnitten sah, that sein Aeusserstes, sich den Rückweg zu öfnen; als er aber dies unmöglich fand, zog er sich auf eine Anhöhe, stellte seine Leute da in einen Kreiß, und wehrte sich mit unglaublicher Tapferkeit, bis die Nacht anbrach, und dem Streit ein Ende machte.

Er erwartete, man würde ihn des Morgens von neuem angreifen, und ermahnte seine Leute, sie sollten als Römer sterben. Allein er erstaunte nicht wenig, da er bei Tages Anbruch weder Freunde noch Feinde gewahr ward. Die Römer und Volscier hatten bis in die Nacht gefochten, und da beide Theile gleiche Furcht hatten, das Treffen künftigen Morgen von neuem anzufangen, hatten sie ihre Lage verlassen, und sich an einen Ort zurückgezogen, den Tempan nicht wußte. Er ließ demnach die verwundeten Römer aufheben, und ging gerade nach Rom, wo er das Volk eben versammelt fand, indem einige Flüchtige, die vor ihm nach Rom gekommen waren, ausgesprengt hatten, der Consul sey geschlagen, und die sämtliche Reuterey niedergehauen. Die Tribunen des Volks sahen dies für eine günstige Gelegenheit an, einen Consul zu demüthigen, und forderten den Sempronius, sobald sein Consulat zu Ende war, vor Gericht, wegen seines Verhaltens in dieser Schlacht Re-

chenschaft zu geben. Tempan, nebst drei andern Befehlshabern der Reuterey, die zum Lohn ihres Eifers zu Tribunen des Volks waren gewählt worden, halfen ihm zwar durch ihre großmüthige Fürbitte diesmal los, er ward aber nachher doch noch zu einer Geldstrafe verurtheilt.

Die Tribunen des folgenden Jahres waren von so gemäßigter Gemüthsart, daß Rom wieder seine ehemalige Regierungsform erlangte, und die Consuls ohne Unruhe gewählt wurden. Zwar entstanden in der Folge einige Unruhen wegen des Amts der Rentmeister, allein wir übergehen solche, da sie nicht von Folgen für den Staat waren, und bald wieder gedämpft wurden. Rom genoß auswärts einige Jahre Frieden, bis die Volscier im Jahr 346 nach Erbauung der Stadt von neuem Krieg anfingen, und sich, verstärkt durch einige neuere Bundesgenossen der Römer, die sie auf ihre Seite gebracht hatten, nicht weit von Antium lagerten. Der Senat besorgte, der Staat sey in großer Gefahr, und wollte deshalb, daß ein Dictator ernannt werden sollte. Da aber die drei Kriegstribunen, Julius, Cornelius und Ahala, das Loos wegen Anführung der Armee gezogen hatten, und solche den beiden ersteren zugefallen war, bezeugten sich diese über das Mißvertrauen empfindlich, was der

Se-

Senat in ihre Geschicklichkeit setzte, und weigerten sich, einen Dictator zu ernennen. Der Senat verlangte darauf von den Tribunen des Volks, sie sollten durch ihr Ansehen jene dahin vermögen, allein diese schlugen es auf eine verächtliche Art ab. Hierauf nahm es der dritte Kriegstribun, Ahala, mit vieler Kühnheit über sich, allein einen Dictator zu ernennen, und wählte dazu den Cornelius Rutilus, der ihn selbst dafür zum Feldherrn der Reuterey bestimmte. Der Dictator ging zu Felde, erhielt einen völligen Sieg über die Volscier, kam nach Rom zurück, und legte seine Würde nieder.

Da der Stillstand mit den Vejentern jetzt zu Ende war, liessen die Römer durch Herolde von ihnen Genugthuung für die Beleidigungen fodern, die sie dem Staat ehemals angethan; allein diese begegneten unterwegens Abgeordneten aus Veji, auf deren Bitte sie mit ihnen nach Rom zurückkehrten Der Senat ließ solche vor sich, und sie stellten vor: ihre Stadt würde jetzt durch innerliche Zwistigkeiten so beunruhigt, daß sie nicht im Stande sey, den Römern Genugthuung zu leisten. Dies hätte nun zwar eine sehr günstige Gelegenheit für Rom seyn können, sich an ihren alten Feinden zu rächen; allein sie besassen zu viel Großmuth, den Unfall dieses vorher feindseligen Staa-

tes sich zu Nutz zu machen, und beunruhigten sie auf keine Weise. Doch die Vejenter vergalten ihnen solches mit großem Undank, denn sie beschimpften gleich im folgenden Jahr die römischen Gesandten, und trieben sie mit Verachtung aus ihrer Stadt. Der Senat schlug hierauf dem Volke vor, daß man diesem undankbaren Staate sogleich den Krieg erklären müßte, allein die Tribunen widersetzten sich, unter dem Vorwande, der noch nicht abgethanenen Händel wegen des Ackergesetzes, der Werbung. Endlich kam es zum Vergleich, daß drei von den Kriegstribunen ein Heer wider die Volscier führen sollten; auch ergriffen diese, sobald sich die römischen Legionen näherten, die Flucht, und gaben ihr Land der Plünderung Preis. Die römischen Feldherrn theilten nun ihre Armee in drei Haufen, und fielen an drei verschiedenen Orten in das feindliche Gebiet ein. Fabius Ambustus, einer der Kriegstribunen, belagerte Anxur, nahm es mit Sturm weg, und theilte die Beute unter die Soldaten aller drei Armeen gleichmäßig aus. Diese Großmuth bahnte den Weg zu einer Aussöhnung zwischen dem Senat und dem Volke, die durch eine anderweitige Verordnung des Senats, welche in der römischen Geschichte Epoche macht, völlig befestigt ward.

Achtzehende Vorlesung.

Die römischen Bürger waren bisher verbunden gewesen, im Krieg auf ihre eigene Kosten zu dienen, welches den Aermeren zu einer so großen Last gereichte, daß bei einem langwierigen Feldzuge oft viele Familien ganz an den Bettelstab kamen. Der Senat hatte Mitleiden mit ihrem Zustande, und da er zugleich die vielen Unordnungen erwog, die dadurch waren veranlaßt worden, daß sie sich auch bei den nöthigsten Kriegen geweigert hatten, Dienst zu nehmen, so beschloß er von freien Stücken, daß künftig das römische Fußvolk im Felde auf öffentliche Kosten sollte erhalten, und deswegen eine neue Abgabe dem Volk sollte aufgelegt werden, der sich kein Bürger entziehen durfte.

Auf die erste Nachricht von dieser Verordnung lief das Volk, für Freuden ganz ausser sich, schaarenweiß zum Capitol, küßte den Senatoren die Hände, nannte sie die wahren Väter des Volks, und betheuerte: es würde den letzten Tropfen Blut für sein Vaterland nunmehr gern vergiessen. Allein die Volkstri-

bunen, deren besondern Absichten diese Eintracht zwischen den beiden Ständen durchaus entgegen war, suchten die Gunstbezeugung des Senats in den Augen des Volks herunterzusetzen, indem sie ihm zu verstehen gaben; dieser Sold käme aus ihren eigenen Mitteln, und es sey überdem ungerecht, die Bürger, welche nun schon auf eigne Kosten ihre Zeit ausgedient hätten, anzuhalten, eine Beisteuer zum Unterhalt der neuen Soldaten zu thun, sie wollten daher alle die in Schutz nehmen, welche sich weigerten, diese neue Abgabe zu entrichten. Doch da die Senatoren sich selbst, nach dem wahren Betrag ihrer Güter, große Summen auflegten, und solche willig bezahlten, folgte das gemeine Volk ihrem Beyspiel, ohne sich im geringsten unzufrieden zu bezeigen.

Da der Senat sich nun im Stande befand, ein Heer auswärts zu erhalten, so lange er nur wollte, fing er an, große Entwürfe zur Erweiterung der römischen Macht zu bilden. Er beschloß, mit Veji anzufangen, einem der festesten Oerter in Italien, dessen Gebiet größer als das römische war. Das Volk ward versammelt, gab einmühtig seine Stimmen zum Kriege, und wählte zum erstenmal sechs Kriegstribunen, die alle Patricier waren. Einige derselben blieben zu Hause, die andern giengen wider die Vejenter

ter zu Felde, die aber ein Treffen vermieden, und sich in ihre Stadt einschlossen. Die Römer belagerten sie; allein zwei Jahre lang fruchtlos. Auch sahen die Tribunen wohl ein, daß dieser feste Ort nicht sowohl durch Gewalt, als durch Hunger eingenommen werden könne; sie beschlossen daher, den ganzen Winter hindurch im Felde stehen zu bleiben, und die Stadt so enge als möglich einzuschliessen. Vermuthlich erfanden sie bei dieser Belagerung zuerst die Kunst, ihr Lager durch Linien zu verschantzen, wodurch es sowohl von der Seite der belagerten Stadt befestigt ward, um vor den Ausfällen der Belagerten sicher zu seyn, als auch an der Seite des offenen Landes, um sich gegen jeden Entsatz zu verwahren, den die Hetruscer den Belagerten schicken könnten. Gleichwohl wurden die Römer einst bei einem Ausfalle von den Belagerten überrascht, die eine große Menge von ihnen erlegten, ihre Maschinen ansteckten, und das in wenig Stunden vernichteten, woran viele Tage war gearbeitet worden. Dieses Unglück, anstatt die Römer niederzuschlagen, machte sie vielmehr noch muthiger. Alle die römischen Bürger, welche reich genug waren, um unter die ersten Classen, nemlich die Ritter, gesetzt werden zu können, aber vom Staat noch keine Pferde empfangen hatten, und also noch nicht feierlich als Rit-

Ritter erklärt waren, erboten sich gegen den Senat: sie wollten sich auf eigene Kosten beritten machen, und bei der Belagerung von Veji dienen. Dies Erbieten ward angenommen, und das Volk, das dem Beyspiel der neuen Ritter folgte, erklärte sich bereit, die Stellen der gebliebenen Soldaten zu besetzen. Der Senat befahl, diesen Freiwilligen eben so viel Sold, als den übrigen zu zahlen, und verordnete zugleich, daß künftig die Reuterey ebenfalls aus dem öffentlichen Schatze Sold empfienge.

Lucius Virginius, und Sergius Fidenas, zween der sechs Kriegstribunen, setzten im nächsten Jahr die Belagerung von Veji fort, da sie aber beide nicht einig waren, hatte jeder sein besonderes Heer unter sich, so wie auch sein eigenes Geschäfte. Sergius hatte die Aufsicht bei der Belagerung, und Virgin deckte sie. Weil nun das Heer solchergestalt getheilt war, fielen die Faliscer und Capenaten den Sergius an, zugleich aber thaten die Belagerten einen Ausfall, und griffen ihn auf der anderen Seite an. Sein Heer erschrack hierüber, und weil es glaubte, mit der ganzen hetrurischen Armee zu thun zu haben, wich es zurück. Virgin hätte seinem Amtsgehülfen beispringen, und ihn retten können, denn sein Heer stand nicht weit davon in Schlachtordnung; allein Sergius war

zu stolz, ihn um Hülfe anzusprechen, und Virgin wollte ihm keine schicken, wofern er sie nicht verlangte. So ward das gemeine Beste einer Privatzwistigkeit aufgeopfert, und ein großes Blutvergiessen unter den Römern in ihren eigenen Verschanzungslinien angerichtet. Sergius entkam, und nahm die Flucht nach Rom, nicht so sehr, um sein eigenes Verhalten zu rechtfertigen, als sich über seinen Amtsgehülfen zu beschweren. Virgin ward zurückberufen, und da beide Feldherrn Befehl erhielten, dem Senat von ihrem Verhalten Rechenschaft zu geben, machten sie einander bittere Vorwürfe. Um die Sache beizulegen, mußten alle Kriegstribunen dieses Jahrs ihr Amt in die Hände des Volks übergeben, und es wurden neue gewählt, die Belagerung fortzusetzen. Beide, Sergius und Virgin, wurden vor das Volk gefordert, und wegen ihres übeln Verhaltens zu einer starken Geldstrafe verurtheilt.

Die Belagerung ging wegen innerer Zwistigkeiten, welche die Tribunen des Volks zu Rom fortsetzten, nur langsam von statten, und da einige Jahre hernach zween Kriegstribunen, Titinius und Genutius mit einigen Truppen wider die Hetruscer ausrückten, welche gekommen waren, die römischen Verschanzungen vor Veji anzugreifen, geriethen sie unglücklicherweise in

einen Hinterhalt, da denn Genutius blieb, sein Amtsgehülfe aber geschlagen ward.

Die Nachricht von dieser Niederlage erschreckte den Senat so sehr, daß er, wie gewöhnlich, durch einen Dictator dem Staat zu helfen dachte. Furius Camillus ward zu dieser höchsten Würde erhoben, und dieser ernannte den Cornelius Scipio zum Feldherrn der Reuterey, rückte auch mit einem neuen Heer der vereinigten Macht der Valiscer, Capenaten und Hetruscer entgegen, schlug sie aufs Haupt, lagerte sich vor Veji, und trieb die Belagerung mit neuem Eifer. Weil er nicht hoffen konnte, einen Ort mit Sturm wegzunehmen, der ein ganzes Heer zur Besatzung hatte, und sich hartnäckiger, als jemals, vertheidigte, suchte er ihm durchs miniren beizukommen, und ließ einen Weg unter der Erde bis an die Festung graben. Er glaubte auch nunmehr eines glücklichen Erfolgs so gewiß zu seyn, daß er den Senat im voraus befragen ließ: wie es mit der Beute der eroberten Stadt sollte gehalten werden. Der Senat kam zusammen, und verordnete, sie sollte unter die Soldaten, und diejenigen Bürger getheilt werden, die sich zu der Zeit, da Veji übergienge, im Lager befinden würden.

Dies feuerte den Eyfer der Römer an, sie kamen haufenweise wohl bewafnet ins Lager, und thaten mit

des

des Dictators Truppen den Angriff. Indeß jene die Wälle erstiegen, kamen die Soldaten in dem Graben innerhalb der Stadt hervor, bemächtigten sich der Festung, erbrachen die Thore, und liessen ihre Landsleute hinein. So ward die reiche Stadt Veji, wie ehedem Troja, nach einer Belagerung von zehn Jahren eingenommen. Die Beute ward unter die Soldaten getheilt; doch nahm man die gefangnen freygebohrnen Bürger des Orts hiervon aus, die zu Sclaven verkauft, und das daraus gelössete Geld in den öffentlichen Schatz gelegt ward. Dies erregte den Unwillen des Volks sowohl gegen den Senat, als gegen den Dictator, und durch einige sonderbare Umstände bey dem triumphirenden Einzuge Camills in Rom ward solcher noch vergrössert. Er zog in die Stadt auf einem prächtigen Wagen, der mit vier schneeweissen Pferden bespannt war, und hatte das Gesicht mit rother Farbe bestrichen. Dies sahe man für eine nur den Göttern zuständige Ehre an, denn weisse Pferde waren dem Jupiter, und der Sonne heilig. Noch aufgebrachter ward das Volk über ihn, da er den zehnten Theil der Beute zurück forderte, um ein Gelübde zu erfüllen, das er dem Apoll vor dem Sturme gethan hätte.

Eben dieser Camill führte, als Kriegstribun, im folgenden Jahre, Krieg wider die Faliseer, und gab dabey einen Beweiß von edelmüthiger Denkungsart. Er belagerte ihre Hauptstadt Falerii, und umgab sie mit Linien, aber in so grosser Entfernung von den Mauern, daß die Belagerten noch Platz genug hatten, ohne Gefahr frische Luft zu schöpfen. Nun war es, nach Art der Griechen, Sitte unter ihnen, alle ihre Kinder der Aufsicht eines einzigen Mannes anzuvertrauen, der sie in den Wissenschaften unterweisen, sie spazieren führen, und bey ihren Leibesübungen zugegen seyn muste. Der jetzt diesem Amte vorstand bewieß sich als einen Verräther, denn er führte zuerst die jungen Leute nur längs an der Mauer hin, hernach ein wenig weiter, und zuletzt, bey Gelegenheit, durch die Wachen des römischen Lagers bis an des Feldherrn Gezelt. Als er, auf sein Verlangen, vor ihn gelassen ward, redete dieser schändliche Mensch ihn also an: „Mit diesen Kindern, die aus den besten Häusern „von Falerii sind, übergeb ich den Ort, den du bela„gerst, in deine Hände. Sie sind meiner Vorsorge und Aufsicht anvertraut, ich aber ziehe die Gunst der Römer meinem Stande zu Falerii vor. Camill verabscheuete diesen schändlichen Verräther, ließ ihn durch seine Lictoren ausziehn, ihm die Hände auf den Rü-

cken

llen binden, und den jungen Leuten Ruthen austheilen, mit denen sie ihn zurück nach der Stadt geisseln könnten.

Durch diese grosmüthige Handlung wurden die Faliscer gewonnen, und, so sehr sie kurz zuvor noch willens gewesen waren, lieber das Schicksal von Veji zu erwarten, als sich zu ergeben, schickten sie nun augenblicklich Abgeordnete an Camill, um wegen der Ubergabe mit ihm Unterhandlung zu pflegen. Camill verwieß sie an den Senat, und dieser überließ es ihm, mit ihnen, nicht als mit einem besiegten Volke, sondern einem, das sich freywillig dem römischen Staat ergeben hätte, Frieden zu schliessen. Er traf daher nur ein Bündniß mit ihnen, und verlangte blos die Kosten des Kriegs, worauf er sein Heer nach Rom zurück führte, das aber nur die Menge seiner Feinde vermehrte, weil ihm die Hofnung, Falerii zu plündern, fehlgeschlagen war.

Innerliche Unruhen zerrütteten den Staat, obwohl er von aussen glücklich war. Camill betrug sich dabey als ein Mann von festem Sinne, grosser Mäßigung, und wahrer Herzhaftigkeit, der durch seine Klugheit nicht allein die Macht des Staats von aussen zu vergrössern, sondern auch die unterbrochne Eintracht zwischen dem Senat und Volke wieder herzustellen wußte.

wußte. Im 363sten Jahre Roms ward wieder eine Schäzzung der Bürger in Rom vorgenommen, und man fand die Zahl derer, die Waffen tragen konnten, 152,573, so daß ohne Schwierigkeit innerhalb der Stadt immer ein zahlreiches Heer aufgebracht werden konnte. Auch erstreckten sich die Grenzen des Staats nun schon über zwanzig deutsche Meilen jenseit der Tiber. Ueberall hatte Rom nie einen tapferern, und erfahrnern Feldherrn gehabt, als den Camill; sein Wohlstand schien grösser, und sichrer, als jemahls; aber mit einmahl war dies ungewöhnliche Glück durch einen auswärtigen Feind gestöhrt, und der römische Staat dem Untergange ganz nahe gebracht.

Neunzehnte Vorlesung.

Aruns, einer der angesehensten Männer zu Clusium in Hetrurien, war Vormund über einen jungen Fürsten dieses Landes. Der Mündel verliebte sich in des Vormunds Gemahlin, und entführte sie. Aruns suchte Hülfe bey den Hetruscern, da diese sich aber weigerten, ihm zu seinem Rechte zu verhelfen, wandte er sich an die Senonen, ein gallisches Volk, und rief

sie

sie nach Italien. Diese liessen sich darzu bald willig finden, es ward sogleich ein zahlreiches Heer aufgebracht, das über die Alpen gieng, in Umbrien einfiel, und sich eines großen Strichs Landes bemächtigte.

Die Römer, die sonst so eifersüchtig und wachsam auf jede Bewegung ihrer Nachbarn waren, schienen jetzt in eine sorglose Unachtsamkeit verfallen zu seyn, und von den Galliern nichts zu fürchten. Zu einer Zeit, da ihnen ein Held, wie Camill, äusserst wichtig, und nöthig hätte seyn müssen, weil jene immer weiter vordrangen, liessen sie so gar zu, daß dieser grosse Mann von einem Tribun verklagt ward, er hätte eine eherne Thüre, die von Veji gebracht worden war, in seinen eignen Nutzen verwendet, worüber er, voll edlen Unwillens, sich selbst freywillig aus Rom verbannete.

Kaum war er fort, so erschienen Abgeordnete aus Clusium, einer von den Galliern belagerten Stadt, die Roms Beystand verlangten. Der Senat wollte nicht gern mit einem Volke, das ihn noch nie beleidigt hatte, Händel anfangen, und fertigte deshalb nur drey junge Patricier, welche Brüder, und aus dem Geschlechte der Fabier waren, ab, um einen Vergleich zwischen beyden Völkern zu bewürken. Sie wurden vor Brennus den Anführer der Gallier gebracht, den sie

frugen,

frugen, was ihm die von Clusium zu leide gethan, und was für Ansprüche ein Volk aus einem so fernen Lande auf Hetrurien haben könnte? Brennus gab trotzig zur Antwort: sein Recht bestünde in seinem Schwerdte, und alle Dinge wären ein Eigenthum des Tapfern.

Durch diese stolze Antwort wurden die Fabier aufgebracht. Indeß verbargen sie ihren Unwillen, und baten um Erlaubniß, sich in die belagerte Stadt begeben zu dürfen, unter dem Vorwande, sie wollten sich mit der Obrigkeit besprechen. Sobald sie darin waren, vergaßen sie, unter welchem Charakter sie da wären, munterten die Einwohner auf, sich herzhaft zu wehren, und führten so gar bey einem Ausfalle die Belagerten an, da denn der vornehmste unter ihnen, Quintus Fabius, einen der Haupt-Anführer der Gallier mit eigner Hand erlegte. Hierauf rief Brennus die Götter zu Zeugen der Treulosigkeit der Römer an, hub sogleich die Belagerung von Clusium auf, und rückte langsam auf Rom zu. Vorher aber schickte er einen Herold, der die Auslieferung dieser Gesandten an ihn, die das Völkerrecht so offenbar überschritten hätten, verlangen mußte. Die Verständigsten im Senat sahen diese Forderung für recht und billig an, weil sie aber Männer von grossem Ansehn betraf, verwiesen sie die Gesandten an eine Versammlung des Volks.

Dies, anstatt die drey Brüder zu verurtheilen, erhob sie vielmehr zu Kriegstribunen. Hierdurch fand sich Brennus sehr beleidigt, und beschleunigte seinen Zug nach Rom.

Man schickte ein Heer von 40,000 Mann dem Feinde von Rom entgegen, der selbst mit siebzig tausend sich näherte, und am Flusse Allia kam es zum Treffen. Der Sieg fiel entscheidend für die Gallier aus, und die Römer flüchteten in großer Unordnung nach Veji, statt nach Rom zurück zu gehen. Tags darauf zog Brennus in die Nähe von Rom, und nahm sein Lager am Flusse Anio. Hier erhielt er Nachricht, die Thore Roms stünden offen, und auf den Wällen ließ sich kein Römer sehen. Brennus konnte dies nicht begreifen, und befürchtete einen Hinterhalt; er rückte daher langsam, und mit Vorsicht an, wodurch die Römer Zeit gewannen, alle ihre wehrhafte Leute in das Capitol zu schicken. Was sich nicht wehren konnte, rettete sich in die benachbarten Städte.

Mitten in dieser allgemeinen Verwirrung wollten ohngefähr 80 der vornehmsten, und ehrwürdigsten Alten, anstatt aus ihrem Vaterlande zu flüchten, sich lieber dem Tode durch ein Gelübde widmen, das der oberste Priester Fabius in ihrem Nahmen aussprach. Sie glaubten dadurch die unterirrdischen Götter gegen

ihre Feinde aufzubringen, und sie den Strafen derselben auszusetzen. Sie bekleideten sich daher mit ihrer feyerlichen Amtskleidung, jeder nach seinem Stande, als Priester, oder Consuls, setzten sich auf öffentlichem Gerichtsplatz auf ihre curulischen Stühle, und erwarteten den Todt von der Hand ihrer Feinde mit römischer Standhaftigkeit und Großmuth.

Brennus rückte nun in die Stadt ein, deren Thore er offen, die Wälle unvertheidigt, und die Häuser leer fand. Rom dünkte ihm eine Wüste zu seyn, und dies vermehrte noch seine Verlegenheit. Die Mauern des Capitols waren der einzige Ort, wo er bewaffnete Menschen erblickte; er besetzte sogleich alle Zugänge, die dahin führten, und erlaubte nun seinen übrigen Soldaten, sich durch die ganze Stadt zu zerstreuen, und sie zu plündern. Darauf rückte er an der Spitze seiner Truppen auf den Markt, und ward bey dem Anblick der ehrwürdigen Alten, die sich dem Tode geweihet hatten, in Erstaunen gesetzt. Ihre prachtvolle Kleidung, die stille Würde auf ihren Gesichtern, ihre edle Sittsamkeit, und Standhaftigkeit bey Annäherung der Feinde; dies alles erregte in den Galliern eine solche Ehrfurcht, daß sie sie beynahe für Götter hielten, und sich scheuten, ihnen nahe zu treten. Endlich wagte es einer unter ihnen, den Bart des Papirius

rius anzugreifen; der ehrwürdige Alte aber, der einer solchen Begegnung nicht gewohnt war, gab ihm mit seinem elfenbeinernen Stabe einen Schlag auf den Kopf. Dafür tödtete ihn dieser auf der Stelle, seine Gefährten folgten seinem Beyspiel, und machten alle die übrigen ehrwürdigen Römer nieder. Dies schien die Losung zum allgemeinen Blutvergiessen zu seyn, die Gallier erbrachen alle Wohnungen, schleppten alle Römer, die sie fanden heraus, und hieben sie ohne Unterschied des Alters und des Geschlechts, nieder.

Brennus stürmte hierauf das Capitol, weil er aber mit Verlust zurückgeschlagen ward, ließ er aus Rache die Stadt anzünden, die Tempel und Gebäude niederreissen, und die Mauern bis auf den Grund schleifen. So ward das berühmte Rom gänzlich zerstört; man erblickte nichts an dem Orte, wo es gestanden hatte, als einige wenige Hügel, mit Trümmern bedeckt, und eine weite Wüste, worinn sich die Gallier, welche das Capitol einschlossen, gelagert hatten. Mit Gewalt vermogte Brennus dagegen nichts auszurichten, und dachte es also auszuhungern, da es aber den Seinigen an Lebensmitteln fehlte, ließ er das platte Land plündern, und in den benachbarten Städten Kriegssteuern eintreiben. Eine Parthey Gallier erschien in dieser Absicht vor Ardea, wo der große Camillus

millus nun zwey Jahr im Privatstande gelebt hatte. Die Liebe für sein Vaterland erwachte mit doppelter Stärke in ihm, und, betrübter über dessen Unfälle, als über seine Verweisung aus Rom, verlangte er, in die Versammlung der Ardeaten kommen zu dürfen; er bewegte sie auch sehr bald, daß sie ihre junge Mannschaft bewafneten, und den Galliern in ihre Stadt zu kommen wehrten. Diese belagerten also den Ort, beobachteten aber weder Ordnung noch Kriegszucht, ergaben sich dem Trunk, und einer wilden Fröhlichkeit, weil sie die Aedeaten für verächtliche Feinde hielten. Camillus nützte diese stolze Sicherheit, und zog bey einer dunkeln Nacht, an der Spitze der jungen Mannschaft, aus der Stadt, überfiel die Gallier, die berauscht waren, und richtete schreckliches Blutvergiessen unter ihnen an. Diese Niederlage des Feindes machte die zerstreuten Römer, besonders die, so sich nach der unglücklichen Schlacht in Veji gerettet hatten, von neuem beherzt. Sie schickten Gesandte an Camillus, die ihn ersuchen mußten, die wenigen Ueberbliebenen von einem landflüchtigen Volke in seinen Schutz zu nehmen. Camillus aber wollte die Würde eines Befehlshabers nicht eher übernehmen, bis das Volk, nach einer gesetzmäßigen Versammlung, sie ihm auftrüge. Er glaubte, die höchste Gewalt sey jetzt in den Händen

derer,

derer, die im Capitol eingeschlossen waren, und bestand darauf, von diesen erst zum Dictator ernannt zu seyn.

Die große Schwierigkeit lag nur darinn, wie dies möglich zu machen sey, da der Ort auf allen Seiten vom Feinde gesperrt war. Doch Pontius Cominius, ein Mann von geringem Stande, aber kühn und ehrsüchtig, unternahm es. Er schwamm bey Nacht die Tiber hinunter, bis an den Fuß des Capitols, kletterte mit unendlicher Gefahr und Mühe den Felsen hinauf, gab sich bey der Wache an, und ward vor die Patricier gebracht. Der Senat versammelte sich sogleich, Pontius berichtete ihnen den Sieg Camills, und es ward auf der Stelle eine Verordnung abgefaßt, worin Camill zum Dictator ernannt wurde. Pontius war so glücklich, damit unverletzt zurück zu kommen, und nun, da Camills Erhebung zu diesem hohen Posten bekannt ward, liefen Krieger von allen Seiten her seinem Lager zu, so daß er sich in kurzem an der Spitze von mehr als 40000 Mann sahe, die sich alle unter einem so großen Feldherrn für unüberwindlich hielten.

Indeß Camill es dahin zu bringen suchte, das Capitol zu entsetzen, bemerkten einige Gallier aus den Spuren, die Pontius zurückgelassen, daß vor kurzem jemand die Festung hinan, und wieder hinunter gekommen seyn müsse. Sie eröfneten solches dem Brennus, der darauf

befahl, daß bey stiller Nacht eine Anzahl auserlesener Leute eben diesen Weg hinanklettern sollte, die Festung zu überfallen. Sie fingen dies auch so stille und glücklich an, daß sie weder von den Wachen um die Citadell her, noch auch von den Hunden, die doch sonst beym geringsten Geräusch munter werden, entdeckt wurden. Allein der Wachsamkeit der Gänse konnten sie nicht entgehen, von denen eine Heerde in einem Hofe des Capitols, der Juno zu Ehren, gehalten ward. Diese wurden bey der Annäherung der Gallier unruhig, liefen auf und nieder, schnatterten und schlugen mit den Flügeln, bis sie den Mantius, einen tapferen Befehlshaber, aufweckten. Dieser machte sogleich Lärm, und bestieg zuerst den Wall, da er denn schon zween Gallier auf der Mauer fand. Einer davon wollte mit seiner Streitaxt nach ihm hauen; Mantius aber hieb ihm die rechte Hand ab, und gab dem andern mit seinem Schilde einen solchen Stoß, daß er von der Spitze herabstürzte, und in seinem Fall viel andere mit sich herunter riß. Indeß eilten die andern Römer haufenweise an den Ort, und hieben die übrigen Gallier nieder, so daß sehr wenige unverletzt in ihr Lager zurückkamen. Zum Andenken dieser Begebenheit ward hernach stets eine Heerde Gänse im Capitol auf öffentliche Kosten gehalten, die Hunde aber waren seitdem bey den Römern

mern immer verhaßt, und alle Jahre ward einer an dem Stamme eines Holunderbaumes gespießt.

Die Belagerung des Capitols hatte nun schon sieben Monate gedauert, und sowohl die Belagerten, als die Gallier, fingen an Hunger zu leiden. Camillus hielt die letzteren eingeschlossen, und wartete eine günstige Gelegenheit ab, sie anzugreifen, indeß eine Seuche in ihrem Lager eben so sehr, als der Hunger wütete. Von dem äussersten Mangel, den die Römer im Capitol erlitten, wußte er nichts, so wenig als die Letztern Nachricht davon hatten, daß er so nahe stünde, um sie zu entsetzen.

Bei diesen Umständen, da der Hunger beide Theile aufs äusserste trieb, war eine Unterhandlung angefangen, worinn man sich verglich: die Römer sollten an die Gallier 1000 Pfund Goldes erlegen, dafür die letzteren die Belagerung des Capitols aufheben, und das römische Gebiet verlassen sollten. Der Tribun Sulpitius brachte auch schon das ausgemachte Gold, so wie Brennus Waage und Gewicht, herzu, um es abzuwägen; allein das Gewicht war verfälscht, und die Waage unrichtig. Als Sulpitius sich darüber beschwerte, legte Brennus zum Ueberfluß noch sein Schwerdt und Wehrgehänge in die Schaale, worinn das Gewicht lag; und da der Tribun fragte, was dies

sonderbare Verfahren bedeuten sollte, war seine Antwort nur diese: wehe den Ueberwundenen! Den Sulpitius verdroß diese stolze Rede so sehr, daß er rieth, man sollte das Gold in das Capitol zurücktragen, und die Belagerung bis aufs äusserste aushalten; andere aber hielten für rathsamer, diesen Schimpf zu ertragen, da man sich doch einmal so weit erniedrigt hätte, überhaupt etwas zu bezahlen.

Indem dies vorging, erhielt Camill, der mit seinem Heer herangekommen war, davon Nachricht, und eilte mit seinen auserlesensten Leuten an den Ort der Unterredung. Die Römer, über seine unvermuthete Ankunft höchst erfreut, machten ihm sogleich Platz, und erzählten, was für einen Vergleich sie mit den Galliern geschlossen hätten, und wie ungerecht man ihnen begegnete. Kaum hatten sie ausgeredet, so rief Camill aus: tragt dies Gold in das Capitol zurück, und ihr, Gallier! entfernt euch mit euren Waagschaalen und Gewichten. Rom muß nicht mit Golde, sondern mit Stahl losgekauft werden. Brennus gab zur Antwort: er handelte da wider einen Vergleich, der schon geschlossen, und durch Eide von beiden Theilen bestätigt worden wäre. Dieser Vergleich gilt nichts, erwiederte Camill, weil er von einer untern Obrigkeit, ohne Einwilligung des Dictators, getroffen ist:

denn

denn ich, der ich mit dieser höchsten Macht über die Römer bekleidet bin, erkläre ihn für ungültig. Bei diesem Wort gerieth Brennus in Zorn, beide Theile zogen die Schwerdter, und es erfolgte ein Streit, mitten unter den zerstörten Gebäuden; die Gallier aber wurden geschlagen, flüchteten in ihr Lager, und verliessen solches bei Nacht; Camillus aber setzte ihnen Tages drauf nach, und schlug sie so völlig, daß auch nicht ein einziger Gallier übrig blieb, der die Zeitung von diesem Unglücke seinen Landsleuten hätte bringen können.

Zwanzigste Vorlesung.

Rom war nun gänzlich zerstört, und seine Mauern geschleift: dies schien den Tribunen des Volks ein günstiger Anlaß, den schon vormals gemachten Entwurf, daß der Senat und die Herrschaft zwischen Veji und Rom getheilt werden sollten, jetzt mit grösserem Eifer, als vorhin, zu betreiben. Das Volk war überhaupt dieser Meinung, ja einige riethen sogar, daß man Veji zum einzigen Sitze des Reichs machen sollte; Camillus aber, und der Senat, wollten die Stadt wieder erbaut wissen, welches sie auch durchsetzten.

Die Tribunen des Volks, denen es hierinn nicht gelungen war, hatten mehr Glük in ihrem Angriffe auf einen andern Patricier, nemlich den Quintus Fabius, der das Völkerrecht überschritten, die Gallier dadurch gereitzt, und zur Einäscherung Roms Anlaß gegeben hatte. Sie foderten ihn vor die Versammlung des Volks, er aber, seiner Verschuldung sich bewußt, entleibte sich, einer schimpflichen Strafe zu entgehen. Manlius, der durch seinen Muth das Capitol gerettet hatte, erhielt zum Andenken seiner Tapferkeit vom Staat ein Haus, das nahe am Capitol stand. Camill beschloß das Jahr 366 nach Erbauung Roms damit, daß er seine Dictatorwürde niederlegte, worauf ein Interregnum folgte, während dessen er abwechselnd, mit Cornelius Scipio, den Staat regierte. Als unter seinem Vorsitz neue obrigkeitliche Personen gewählt waren, liessen diese es ihre erste Sorge seyn, die alten Denkmäler der gottesdienstlichen und bürgerlichen Gesetze Roms, aus den Trümmern der zerstörten Stadt zu sammeln, und sie selbst, die Stadt, wieder zu erbauen. Dies geschah aber, aus Mangel des Geschmacks an Ordnung und Schönheit bei denen, die darüber die Aufsicht hatten, mit noch größerer Unregelmäßigkeit der Straßen und Gebäude, als zu den Zeiten des Romulus. Als ein

Wunder-

Wunderzeichen erzählt man, daß die Arbeitsleute unter den Trümmern des Marstempels den Augurstab des Romulus, von den Flammen unversehrt, gefunden hätten, woraus man den Schluß gemacht, die neue Stadt würde ewig stehen.

Camill muste die Stadt, die sein Muth erhalten hatte, jetzt wieder die vereinigte Macht der benachbarten Völker beschützen, die solche, eh' sie noch wieder ihre vorige Stärke erlangte, zu unterdrücken gedachten. Man ernannte ihn zum drittenmahle als Dictator, und der schleunigste Erfolg davon, war ein völliger Sieg über die Feinde der Römer. Triumphirend kehrte er zum drittenmahle nach Rom zurück, und legte seine Würde mit dem Beyfalle des Volkes nieder.

Die Ruhe dauerte indeß kaum ein Jahr, so sah sich der römische Held an der Spitze von sechs Kriegstribunen schon wieder gezwungen, sein sieggewohntes Schwerdt zu ergreifen. In voller Versammlung des Senats, übergaben seine Gefährten, alles Männer von gemäßigtem Geiste, die ganze Macht in seine Hände, so, daß er in der That, ohne den Namen zu führen, wieder unumschränkter Gebieter war. Er sollte zuerst wieder die Hetruscer streiten; da aber die von Antium mit den Lateinern und Herniciern verbunden, in das den

Volsciern kürzlich abgenommene Gebiet des Staats einfielen, so hielt man für besser, erst diese zu demüthigen.

Anfangs erschraken die Römer vor der Menge des feindlichen Heeres, und hatten keinen Muth zu fechten. Als Camill dies gewahr ward, ritt er durch die Reihen, und munterte seine Streiter möglichst auf, stieg dann wieder ab, ergriff den nächsten Fahnenträger bey der Hand, führte ihn gegen den Feind zu, und rief: Soldaten! rückt an! dies Beyspiel ihres Feldherrn munterte sie auf den Feind mit erstaunlicher Wuth anzugreifen. Diese noch zu vergrößern, ließ Camill eine Fahne mitten unter die Feinde werfen; voll Eyfer, solche wieder zu erobern, setzten sie mit einer Hitze an, der die Antiaten zu wiedersetzen nicht vermochten, sondern zurückwichen. Sie wurden überwunden, und ihre Bundsgenossen trennten sich von ihnen. Hierauf besiegte Camill auch die Hetruscer, und nöthigte sie, mit grossem Verlust sich zurück zu ziehen.

Ein so grosser Ruhm erregte dem römischen Helden den Neid des Manlius, der das Capitol gerettet hatte, und machte ihn auf allerley Mittel sinnen, wie er ihm solchen schmählern, und die Gunst des Volks entziehen möchte. Dies gieng so weit, daß er die Parthey der Tribunen des Volks ergriff, und, obwohl er

ein Patricier war, doch sich des grossen Haufens gegen die Grossen, und Reichen annahm. Der Senat, den dies Verfahren beunruhigte, hielt es für nöthig, einen Dictator zu ernennen, um den üblen Folgen, die es haben könnte, vorzubeugen, und den Anhang des Manlius im Volke zu schwächen; die Nachricht, daß die Volscier anrückten, gab dazu einen scheinbaren Vorwand. Cornelius Cossus ward zum Dictator gewählt, und er besiegte die Feinde, die weit zahlreicher als die Römer waren, blieb auch mit seinem Heere so lang im Felde stehen, bis ihn die Unruhen, die Manlius erregte, nach Rom zurück riefen.

Alles, was dieser vornahm, zielte zur Aufwiegelung des Volks ab. Er bezahlte die Schulden vieler verarmten Bürger, verkaufte öffentlich einen Theil seines väterlichen Vermögens, und erklärte sich, daß er es ganz auf Bezahlung solcher Schulden wenden wolle. Ja er brachte auch das Gerücht aus: der Adel sey damit noch nicht zufrieden, daß er dem Volke sein Recht auf einen Antheil an den eroberten Ländereyen entzogen, sondern hätte auch das Gold versteckt, das den Galliern hätte sollen gegeben weden. Dies wäre durch freywillige Beysteuer aller damahls im Capitol befindchen Bürger zusammen gekommen, und nun wolten

es

es die Patricier sich zueignen, da doch dieser Schatz allein hinreichen würde, alle Schulden der armen Bürger zu bezahlen. Er versprach sogar, ihnen zu seiner Zeit den Ort zu zeigen, wo dieser Schatz versteckt läge, und so lehrte er das Volk darauf denken, wie sie ihn den Händen der Patricier entreissen möchten.

Um dieses in einem Freystaate überaus gefährlichen Verhaltens willen, ward Manlius vor den Dictator gefordert. Er kam zwar, aber in Begleitung seiner gewöhnlichen Wache. Der Dictator befahl ihm, wie er versprochen hätte, die Personen anzugeben, die den vermeinten Schatz versteckt hätten, und den Ort, wo er läge; wo nicht, so drohte er, ihn als einen Aufwiegler ins Gefängniß zu schicken. Seine Antwort war so übermüthig, und voll leerer Ausflüchte, daß der Dictator ihn sogleich gefangen zu nehmen befahl. Dies erfolgte auch ohne Widerstand, und seine eyfrigsten Anhänger bezeugten ihren Kummer nur dadurch, daß sie in Trauer giengen.

Kaum aber hatte Cossus sein Amt als Dictator niedergelegt, so ward des Pöbels aufrührischer Geist lauter. Von der Furcht vor einer unumschränkten Obrigkeit frey, stand er jezt Tag und Nacht vor Manlius Gefängniß, und drohte es aufzubrechen. Der Senat

nat glaubte die Unruhe zu stillen, indem er ihn loß gab; allein dadurch ward das Uebel nur ärger. Die aufrührische Menge hatte nun an ihm einen Anführer, der durch den Schimpf seiner Gefangenschaft erbittert war, und, da er sich jezt wieder in Freyheit befand, seine Ränke von neuem zu spielen begann. Sein Haus war Tag und Nacht voll unruhiger Köpfe, an die er unbesonnene Reden hielt, sie ermahnte: die Aemter der Dictators, und Consuln abzuschaffen, eine durchgängige Gleichheit im Staate einzuführen, und sich ein Oberhaupt zu setzen, das die Patricier, so wie das Volk, in Furcht erhalten könnte. „Wofern ihr mich, sagte „er, dieser Ehre würdig achtet, so werdet ihr, je grö„ßere Macht ihr mir gebet, desto eher im Besitz alles „dessen seyn, was ihr so lange gewünscht habt. Ich „verlange die Macht in keiner andern Absicht, als euch „alle glücklich zu machen.“ Es hieß auch: daß eine Verschwörung da sey, daß man sich des Capitols bemächtigen, und ihn zum König erklären wolle.

Den Senat beunruhigte die Gefahr, so dem Staate drohete; er gab daher den Kriegstribunen auf: Acht „zu haben, daß nicht der Republik ein Unfall begegne„te;“ eine Art zu reden, deren man sich nur in der höchsten Gefahr bediente, und die den Obrigkeitlichen

Personen, fast eine Macht, gleich der des Dictators, ertheilte. Man gieng über die Mittel zu Rathe, des Manlius böse Absichten zu vereiteln. Einige riethen ihn ohne Umstände ermorden zu lassen, aber zwey Tribunen des Volks hielten für rathsamer, ihm nach Urtheil und Recht das Leben zu nehmen, und erboten sich, ihn vor dem Volke gerichtlich zu belangen. Sie zweifelten keinen Augenblick, das Volk würde von ihm abstehn, sobald es sähe, daß seine eignen Tribunen Kläger wider ihn abgäben.

Diesem Rath zufolge ward Manlius zum Verhör vor die Versammlung des Volks gefordert. Man gab ihm schuld: er strebe nach königlicher Gewalt im Staate. Er erschien vor seinen Richtern in tiefer Trauer. Aber weder seine eignen Brüder, noch andre Angehörigen veränderten ihre Kleidung, oder thaten Fürbitte ihn, wie es sonst wohl gewöhnlich war; so sehr siegte die Liebe zur Freyheit in römischen Herzen über alle Bande des Bluts. Des Verbrechens, das man ihm schuld gab, überwiesen, empfieng er das Urtheil: von eben dem Capitol, das er gerettet hatte, herunter gestürzt zu werden. Sein Haus ward geschleift, und verordnet, daß künftig nie ein Patricier auf dem Capitol wohnen sollte.

Ein und zwanzigste Vorlesung.

Der Staat ward von den Volsciern aufs neue mit Krieg bedrohet, und alle Städte in Latium schienen im Begriff, sich zu empören. Der Senat muste wider Willen das Volk zum Kriege auffordern, und solchen wider die Feinde Roms erklären, so sehr auch eine Seuche, die in Rom, seit Manlius Hinrichtung wüthete, die Zahl der streitbaren Büger bereits vermindert hatte.

Camill ward also zum sechstenmahle Kriegstribun, und der Senat bestimmte ihn zum Anführer des Heers wider die Volscier, das Loos aber gab ihm den Furius zum Gehülfen. Beyde zogen mit 16000 Mann aus; sie erreichten die Volscier bald, und Furius griff sie, die weit zahlreicher waren, gegen Camills Rath, mit ungestümer Hitze an. Die Römer wurden zurückgetrieben, und musten in grosser Unordnung die Flucht nehmen, die Volscier aber verfolgten sie bis an die Eingänge ihres Lagers.

Camill hatte vorausgesehen, was dies übereilte Unternehmen vor Folgen haben würde, und war des-

halb, oder weil er unpaß war, im Lager geblieben. Jezt aber, da er hörte, daß die Römer geschlagen wären, verließ er sein Zelt, eilte den flüchtigen Legionen zu Hülfe, und sammlete solche wieder, nöthigte auch den Feind sogleich zum Rückzuge. Mehr konnte er an diesem Tage nicht thun, am folgenden aber stellte er sein Heer auf der Ebene, und fieng das Gefecht von neuem an, schlug die zahlreiche Macht der Feinde, und eroberte ihr Lager. Alle ihre Anführer kamen entweder um, oder wurden gefangen genommen.

Man wollte, unter der Regierung der Kriegstribunen des nächsten Jahrs neue Censoren wählen, die Patricier aber widersezten sich dieser Wahl, weil sie eine Schäzzung fürchteten, die ihre Reichthümer offenbar machen muste. Die Tribunen des Volks dagegen beeyferten sich aus aller Macht, diesen Census zu Stande zu bringen; waraus ein so heftiger Streit entstund, daß der Senat einen Dictator zu wählen sich gezwungen sahe, damit nur die Werbung eines Heers gegen die Pränestiner geschehen könnte, die das römische Gebiet beunruhigten. Quintius Cincinnatus ward dazu ernannt. Er schlug die Feinde am Ufer des Allia, nahm in wenig Tagen all' ihre festen Oerter weg, und erschien vor Präneste, das sich auf Bedingungen ergab. Dar-

auf hielt er im Triumph seinen Einzug in Rom, und legte sein Amt sogleich nieder, das nur 25 Tage gedauert hatte.

Im nächsten Jahr wurden drey Patricier, und drey bürgerliche zu Kriegstribunen gewählt, von denen die beyden Manlier, das Heer wider die Volscier anzuführen, bestimmt wurden. Allein die Römer hatten bald Ursach, sich diese Wahl gereuen zu lassen, denn die Feinde lockten diese beyden, die ihre Truppen getrennt hatten, durch List in enge Pässe, und schlossen sie so ein, daß, wenn sie nicht mit verzweifeltem Muth gefochten hätten, sie alle müßten seyn niedergehauen worden; doch verlohren sie ungemein viel Volk, und indem sie sich gegen den einen Haufen der Feinde vertheidigten, plünderte ein anderer ohne Umstände ihr beyderseitiges Lager.

Man wollte das Jahr darauf durch zween Censoren die verarmten Schuldner von dem Druck ihrer geitzigen Gläubiger zu befreyen suchen; allein die Sache ward durch einen neuen Einfall der Volscier unterbrochen. Man schickte zwo Heere auf verschiedenen Wegen in des Feindes Land, die es verwüsteten, und mit unermeßlicher Beute nach Rom zurückkehrten. Im folgenden Jahr vereinigten sich die Volscier mit den La-

teinern wider den Staat, und lagerten sich bey Satricum. Es wurden drey römische Heere gegen sie aufgebracht, von denen das eine die Stadt besetzen, ein anderes bereit seyn sollte, auf den ersten Wink auszurükken, und das dritte zog unter Anführung des Valerius und Aemilius wider den Feind. Es erfolgte bald ein Treffen, das aber von einem so starken Regen unterbrochen ward, daß keiner von beyden Theilen im Felde stehen bleiben konnte. Es fieng am folgenden Tage von neuem an, und zwar anfangs mit ziemlich gleichem Erfolg auf beyden Seiten; endlich aber kamen die Lateiner in Unordnung, und die ganze verbundene Armee ward geschlagen. Von denen, die entflohen, wendeten sich einige nach Satricum, andere nach Antium. Die Antiaten glaubten nicht, daß ihre Stadt im Stande sey, sich lange zu halten, und wollten daher auf rühmliche Bedingungen sich an die Römer ergeben; auch schienen die übrigen Volscier den Frieden zu wünschen. Hierauf trennten sich die Lateiner mit großem Unwillen von ihnen, und ließen ihre Wuth an Satricum aus, das sie, obwohl es ihren Freunden zugehörte, in Brand steckten. Von da zogen sie nach Tusculum, überfielen die Stadt, und hieben alle Einwohner, die ihnen aufstießen, nieder, weil sie dem lateinischen Bündnisse ent-

sagt,

sagt, und die Freyheiten römischer Bürger angenommen hatten. Die, welche sich mit Weibern und Kindern in die Festung geworfen hatten, ließen den Römern von ihrem Zustande Nachricht geben, worauf sogleich ein Heer zu ihrem Entsatze abgeschickt, Tusculum mit Sturm eingenommen, und alle innerhalb der Mauern befindlichen Lateiner niedergehauen wurden.

Diese Niederlage der Lateiner, und der Friede mit Antium, verschaffte dem Staat einige Zeit lang Ruhe von aussen; innerhalb aber vermehrte der Geitz und Uebermuth der Patricier das Elend des ärmeren Theils vom Volke. Nicht nur den gemeinen Bürgern, sondern auch denen von höherem Belange war der Muth durch grausame Bedrückungen so sehr gesunken, daß sie gleilchgültig gegen alles wurden, und sich weder um das Amt der Kriegstribunen, mit den Patriciern wetteyfernd bewarben, noch die bürgerlichen obrigkeitlichen Stellen suchten.

Mit einmal änderte sich die Neigung des Volks auf das entgegengesetzte Aeusserste, wozu der geringe Vorfall Anlaß gab, daß von zwey Schwestern die eine einen Patricier, der damals ein Kriegstribun war, geheirathet hatte, mithin alle ihrem Range gemäße Ehre genoß, indeß die andere, die an einen bürgerlichen

verheirathet wär, nur als eine jede andre römische Bürgerinn angesehen wurde. Die letzte beschwerte sich gegen ihren Vater über den großen Unterschied, der zwischen ihr und ihrer Schwester gemacht wurde. Ihr Vater, der sie sehr liebte, sagte ihr, sie sollte sich nur keinen Kummer machen, und versicherte sie, daß sie in kurzem eben so viel Ehre haben sollte, als ihre Schwester.

Er verband sich zu dem Ende mit seinem bürgerlichen Schwiegersohn Licinius Stolo, und mit dem Sextius, einem jungen Bürger von großen Fähigkeiten, dem nichts, als eine vornehme Herkunft mangelte, um zu den höchsten Aemtern im Staat fähig zu seyn. Ihre Absicht war, das Amt der Kriegstribunen abzuschaffen, das der Consuln aber wieder einzuführen, den bürgerlichen gleichen Antheil an dieser höchsten Würde zu Wege zu bringen, und so Patricier und Bürgerliche auf gleichen Fuß zu setzen. Dem zufolge mußten sich Licinius und Sextius um die Würde bürgerlicher Tribunen auf künftiges Jahr bewerben, damit sie auf dieser Stuffe hernach zu den höchsten Würden steigen könnten.

Als sie dies erst erlangt hatten, richteten sie allen ihren Einfluß dahin, die Patricier herunterzubringen,

die

die Macht des Volks dagegen zu vergrößern. Sie schlugen sogleich ein Gesetz vor, daß man die Kriegstribunen abschaffen, und das Consulat wieder herstellen sollte, wobey sie zugleich verlangten: einer von den beyden Consuln sollte allezeit ein bürgerlicher seyn. Um das Volk dahin zu vermögen, daß es dies Gesetz genehmigte, fügten sie noch zwey andere hinzu, welche die Schulden, und die eroberten Ländereyen betrafen. Das erste verordnete: die Zinsen, welche bisher wären entrichtet worden, sollten als ein Abtrag vom Capital anzusehen seyn, und der Rest davon in verschiedenen kleinen Fristen gezahlt werden. Das zweyte lautete dahin, kein römischer Bürger sollte mehr als 500 Acker Landes besitzen; was einer darüber hätte, das sollte ihm abgenommen, und unter die ärmeren Bürger getheilt werden.

Die Patricier wurden durch diese Vorschläge sehr beunruhigt, und suchten alles hervor, solche abzuwenden. Das wirksamste Mittel dazu dünkte ihnen, wenn sie die Tribunen des Volks trennen, und einige dahin bringen könnten, sich den Vorschlägen der übrigen zu widersezzen. Sie brachten dem zufolge die acht übrigen auf ihre Seite, die denn, so oft Licin und Sextius das Volk versammelten, um ihr Gesetz durchzutreiben, allezeit

Einwendung dagegen machten. Diese beyden widerstunden aus Rache an ihrem Theil auch wieder allem, was ihre Amtsgenossen vortrugen. So dauerte dieser verkehrte Widerstand fünf Jahre lang, als so lange diese beyden Volkstribunen ihr Amt behielten, und die Folge davon war, daß der Staat in eine schädliche Ungebundenheit verfiel, indem die Patricier gänzlich von der Regierung ausgeschlossen, und die höhern obrigkeitlichen Stellen unbesetzt blieben.

Licin und Sextius waren zum sechstenmal zu Tribunen des Volks erwählt worden, als die Einwohner von Veliträ Krieg wider Rom erklärten, und sogar die Stadt Tusculum belagerten. Dieser Anlaß vereinigte die Tribunen wieder mit einander, so daß sie es zuließen, daß ein Heer aufgebracht, und sechs Patricier als Kriegstribunen darüber gesetzt wurden. Diese schlugen die Feinde, entsetzten Tusculum, und belagerten Veliträ. Weil sich indeß der Ort so lange hielt, bis das Amtsjahr dieser sechs Kriegstribunen zu Ende gieng, so wurden sechs neue gewählt, darunter sich, zum Unglück für die Patricier, des Licinius Stolo Schwiegervater, Fabius Ambustus befand. Die Tribunen des Volks fanden darinn eine Aufmunterung, ihre Absicht mit verdoppelten Eifer durchzusetzen, es gelang ihnen auch, drei von ihren Amtsgenossen auf ihre Sei-

te zu bringen, so daß unter den zehn Tribunen nur fünfe für die Verordnung der Gesetze, fünfe aber dawider waren.

Als das achte Jahr der Amtsführung Licins und Sextius, zugleich mit dem Amte der Kriegstribunen zu Ende gieng, ehe noch das Heer von der Belagerung Velitrås zurück war, so wählte man neue Kriegstribunen, ließ aber jene beiden noch immer bei ihrem Amte, weil das Volk begierig verlangte, daß diese zween Gegner der Patricier ihre Absichten ausführen sollten. Sobald demnach das Heer zurück war, riefen Licin und Sextius das Volk zusammen, und erklärten sich, sie wollten nun zur Bestätigung des vorgeschlagenen Gesetzes schreiten, ohne sich an den Widerspruch ihrer Amtsgenossen zu kehren.

Als die Patricier sahen, daß es um ihre Sache sehr mißlich stand, ergriffen sie die letzte Zuflucht, nemlich die, einen Dictator zu ernennen. Camillus, den man für den geschicktesten hielt, bey einer so stürmischen Zeit am Staatsruder zu sitzen, ward zum viertenmal zu dieser hohen Würde erhoben. Die Gewalt der Tribunen hätte billig von dem Augenblick seiner Ernennung an, aufhören müssen; allein Licin und Sextius fuhren noch immer fort, das Volk zu versammeln, und ihm die Gesetze, die sie vorschlugen,

vorzulesen. Auch hatten die Zünfte bereits angefangen, ihre Stimmen für solche zu geben, als der Dictator voll Unwillen, von einer großen Schaar Patricier begleitet, in der Versammlung erschien, und daselbst seinen Richtstuhl bestieg, mit der Erklärung: er sey gekommen, die Rechte des Volks zu unterstützen, und würde nie zugeben, daß ein Theil der Tribunen den andern um das Recht brächte, sich zu widersezzen. Die beyden Oberhäupter der Tribunen, ohne auf das zu achten, was er sagte, fuhren immer fort, die Stimmen zu sammeln. Dieses brachte den Camill so sehr auf, daß er seinen Lictoren befahl, die Zünfte auseinander zu treiben, und betheuerte, wofern sie nicht sogleich auseinander gingen, wollte er sie im Gefilde des Mars versammeln, zu Kriegsdiensten anwerben, und alsbald zu Felde schicken. Hierauf wurden die Tribunen so frech, dem Dictator zu drohen, sobald sein Amt würde zu Ende seyn, wollten sie ihm eine Geldstrafe auflegen, wofern er das Volk hinderte, seine Stimmen zu geben. Ueber diese Drohung gegen eine obrigkeitliche Person, welche Gewalt über Leben und Tod hatte, erschracken die Zünfte, und begaben sich weg, so daß die Versammlung auf einen andern Tag ausgesetzt werden mußte. Camill sahe wohl, daß weder durch Gewalt, noch Zureden etwas auszurichten

war;

war; er begab sich also nach Haus, und legte kurz darauf sein Amt nieder. Nach einer klenen Zwischenzeit ernannte der Senat den P. Manlius zu Camills Nachfolger. Dieser zeigte sich bald als einen großen Freund des Volks, denn er fing sein Amt damit an, daß er einen Bürgerlichen zu seinem Feldherrn über die Reuterey bestellte. Sextius und Licin glaubten nun, ihre Absichten gewiß durchzusetzen; sie versammelten also das Volk, welches eifrig wünschte, das Gesetz wegen der Schulden und eroberten Felder bestätigt zu sehen. Die Verordnung hingegen misfiel dem Volk, nach welcher einer der Consuln allemal ein Bürgerlicher seyn sollte, so wie auch die, daß die zween, welche die Aufsicht über die sibyllinischen Bücher hatten, künftig in Zehnmänner verwandelt werden sollten. Die Tribunen aber erklärten dem Volke, wofern es nicht zugäbe, daß alle Gesetze durchgingen, so sollte gar keins davon bekräftigt werden. Dieses Zwists ungeachtet wurden Licin und Sextius zum zehntenmal zu Tribunen erklärt; und bald, nachdem sie gewählt waren, brachten sie das Gesetz wegen der Zehnmänner zur Gültigkeit.

Zwey und zwanzigste Vorlesung.

Der innerliche Zwist, der Rom zerrüttete, fieng immer wieder an, sobald der Staat einige Ruhe von auswärtigen Feinden hatte. Im 387sten Jahr nach Roms Erbauung war dies der Fall, da sechs Kriegstribunen am Ruder sassen, die alle Patricier waren. Die, welche für das Volk sprachen, wandten jetzt das äusserste an, die übrigen vorgeschlagnen Gesetze durchzutreiben, worüber der Streit auf beyden Seiten so heftig ward, daß die Bürger an dem waren, die Waffen gegen einander zu ergreifen, als zu Rom Nachricht kam: die Gallier wären von den Küsten des adriatischen Meers in vollem Anzuge, um ihre Landsleute zu rächen.

Diese erschütternde Neuigkeit that mit einmahl allem innerlichen Streite Einhalt. Man ward eins, einen Dictator zu ernennen, und der große Camill, jetzt ein 80 jähriger Greiß, ward zum fünftenmahl zu dieser Würde erhoben. Seiner hohen Jahre ohngeachtet, übernahm er doch, aus Liebe für sein Vaterland, dies Amt mit Vergnügen, focht mit den Galliern

liern am Ufer des Anio, und richtete ein erstaunliches Blutvergiessen unter ihnen an. Die, welche dem Schwerdt des Siegers entrannen, flüchteten nach Apulien, der Dictator aber führte sein siegreiches Heer wider Velitrå, das bisher fruchtloß war belagert worden. Die Einwohner ergaben sich sogleich ohne Gegenwehr, und er kehrte im Triumph nach Rom zurück.

Noch befand sich der Staat in einer zu starken Gährung, als daß der Senat hätte darein willigen können, daß er seine Dictator-Würde niederlegte. Die Patricier hofften, unter dem Schutze seines grossen Namens, und Einflusses es eher mit ihren Gegnern aufnehmen zu können; das Volk aber, stolz auf seinen kürzlich erhaltnen Sieg, wollte nun durchaus die so lange bestrittenen Gesetze bestätigt wissen. Sextius, und Licin, von dem großen Haufen unterstützt, wurden kühner, als jemahls, und wagten etwas sehr ausserordentliches, um die Sache durchzusetzen.

Als nemlich der Dictator eines Tages auf seinem Richtstuhle saß, trat auf öffentlichem Markte ein Lictor zu ihm, den die Tribunen geschickt hatten, und befahl ihm: aufzustehen, und mit ihm zu kommen; zugleich legte er Hand an ihn, als ob er ihn mit Gewalt wegführen wollte. Zu gleicher Zeit erhob sich

auf

auf dem Markte ein Lärm, dergleichen man noch nie gehört hatte. Die Patricier von Camills Gefolge trieben den Gerichtsdiener zurück, und das unten am Richtstuhl stehende Volk rief aus: reißt ihn herunter! Durch diese Gewaltthätigkeit dachten die Tribunen, den Dictator zu schrecken, daß er sein Amt niederlegen sollte.

Ungewiß, was er bey so mißlichen Umständen zu thun hätte, nahm er seine Zuflucht auf das Rathhaus. Die Patricier folgten ihm dahin, und man zog die Foderungen, die das Volk durch seine Tribunen that, in ernstliche Erwägung. Camill that bey dieser Gelegenheit ein Gelübde: er wollte der Eintracht einen Tempel bauen, wenn es ihm glückte, die Bewegungen des Volkes zu stillen. Allein dies war bey seinen Forderungen unbeweglich, darum ward endlich beschlossen, die drey vorgeschlagnen Gesetze zu bestätigen; denn nur dies Mittel war übrig, dem Staat die Ruhe wieder zu geben. Das Amt der Consuln ward also hergestellt, das der Kriegstribunen aber hatte ein Ende.

Man schritt nun ungesäumt zur Wahl, die auf den Aemilius Mamercinus, und L. Sextius, einen vom Bürgerstande fiel; diesen letztern zu bestätigen weigerte sich aber der Senat durchaus. Hierüber erhob sich neuer Streit, der so weit getrieben ward,

daß

daß das Volk im Begriffe war, so wie vormahls, Rom zu verlassen, und sich von den Patriciern zu trennen. Der Staat bedurfte in diesen bedrängten Umständen der ganzen Klugheit eines so großen Mannes, als Camill war, um einen Vergleich zu Stande zu bringen. Bißher waren die Consuln, und statt deren, die Kriegstribunen, Heerführer, und zugleich Richter in bürgerlichen Händeln gewesen. Da sie nun beydes nicht zugleich abwarten konten, so schlug Camill vor: man sollte das letztere vom Consulate trennen, und einen Richter unter dem Namen eines Prätors setzen. Er rieth dem Senate, zu bewilligen, daß jährlich ein Consul aus den bürgerlichen gewählt würde, mit der Bedingung, daß dafür die Prätors allemahl Patricier seyn sollten. Dies giengen beyde Theile ein, des Sextius Wahl ward bestätigt, und aller Zwist nahm ein Ende. Der Tempel der Eintracht ward, nach Camills Gelübde, auf gemeine Kosten, am Fuß des Capitols auf einem Hügel erbauet. So endigte sich dies für den Camill ruhmvolle Jahr, er hatte die furchtbarsten Feinde Roms besiegt, dem Staat die Ruhe wieder gegeben, und das Volk besänftigt, ohne den Adel zu erbittern. Jetzt legte der belorbeerte Greiß seine Würde nieder, und dachte nur darauf, den kleinen Rest seiner Tage in der Stille des Privatstandes hinzubringen.

Im

Im 389sten Jahre Roms brach eine schreckliche Pest aus, die sehr viel Menschen hinraffte. Genucius, ein Bürgerlicher, und Servilius Ahala ein Patricier, regierte damahls; auch von obrigkeitlichen Personen starben verschiedne, wovon aber keiner mehr das Bedauern aller Stände nach sich ließ, als der grosse Camill. Ihn nannte man billig den zweyten Romulus, denn so wie jener Rom gegründet, so hatte dieser es aus seiner Asche wieder hergestellt. Nie hatte er ein Treffen geliefert, wo er nicht den völligen Sieg erfochten, nie eine Stadt belagert, die er nicht eingenommen, nie ein Heer ins Feld geführet, das er nicht mit Ruhm, und Beute beladen zurückgebracht hätte. Er war ein eyfriger Patriot, und obwohl ihn sein undankbares Vaterland verfolgte, wollte er doch seinem gerechten Unwillen niemahls Gehör geben. Sobald die Noth des Staats ihn drang, zu ihm seine Zuflucht zu nehmen, vergaß er die erlittnen Beleidigungen, und unterzog sich willig den mühsamsten Diensten für ihn. Eyfer fürs gemeine Beste war die einzige Triebfeder, die seine Seele belebte, und obwohl er von Geburt ein Patricier war, so begünstigte er doch die bürgerlichen auf die uneigennützigste Weise, sobald das Wohl des Staats es erforderte.

Seine Absicht gieng immer nur dahin, jedem Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und ein richtiges Gleichgewicht zwischen allen Ständen einzuführen; er erreichte diesen rühmlichen Zweck seiner patriotischen Mühen, und verließ sein Vaterland in der vollkommensten Ruhe. Rom hat, mit einem Wort, der Welt viel grosse Muster der Rechtschaffenheit geliefert, aber schwerlich ein grösseres, als den unvergleichbaren Camill.

Das Elend, in welches Rom durch die Pest gerathen war, munterte die Hernicier auf, sich zu empören, und das Gebiet des römischen Staats anzugreifen. Genucius ward mit einem Heer wider sie geschickt, gerieth aber in einen Hinterhalt, wo seine Soldaten ihn verliessen, und er selbst umkam. Man beschloß hierauf einen Dictator zu setzen, und der noch lebende Consul Servil ernannte dazu den Appius Claudius, den abgesagtesten Feind der Volksparthey. Der Dictator führte ein neues Heer wider die Hernicier, schlug sie nach einem harten Gefecht, das den Römern den vierten Theil ihrer Streiter, und darunter viel Ritter kostete. Er verfolgte die Feinde bis an ihr Lager, konnte aber, weil die Nacht einbrach, keinen Sturm mehr drauf wagen, und des Morgens darauf fanden es die Römer verlassen.

Im folgenden Jahr kam ein eben so entschlossener Feind der Patricier zum Consulat, als der Dictator

des vorigen Jahres ein Gegner der Bürgerlichen war; Licinius Stolo, und nebst ihm Sulpicius Petricus. Beyde rückten zusammen ins feindliche Gebiet, und nahmen Ferentium ein, das ehedem den Volsciern gehört hatte, seitdem aber den Herniciern von Rom war überlassen worden. Sie wollten hierauf zurückkehren, erstaunten aber, da sie auf ihrem Wege nach Tibur kamen, daß sie die Thore dieser Stadt vor ihnen verschlossen fanden. Die Einwohner hatten sich in geheime Verbindung mit den Galliern eingelassen, die schon aufs neue sich zu einem Kriege wider Rom rüsteten. In dieser Besorgniß ward man schlüssig, einen Dictator zu setzen, der einem so furchtbaren Feinde entgegen gienge, und Quinctius Pennus ward dazu bestimmt.

Während den Zurüstungen waren die Gallier schon bis an die Ufer des Anio, drey Meilen von Rom vorgedrungen. Die Römer giengen ihnen entgegen, und der Dictator lagerte sich am dißseitigen Ufer des Flusses. Nur eine Brücke schied sie noch, die den Vorfechtern beyder Heere zum Kampfplatz diente. Unter andern trat ein Gallier von Riesengrösse, und wilden Ansehen auf die Brücke, und rief mit lauter Stimme aus: der tapferste unter den Römern möge herauskommen! der Erfolg solle entscheiden, welches das tapferste Volk sey! Kein Römer fand sich anfangs, der Lust hatte,

die

die Ausforderung anzunehmen, bis endlich der junge Manlius, ein Sohn dessen, der einst das Capitol rettete, durch den Schimpf, der dem römischen Namen daraus erwachsen wäre, sich rühren ließ, und vom Dictator sich ausbat, mit dem Gallier fechten zu dürfen. Er verwechselte hierauf sein rundes Schild, das er als römischer Ritter trug, mit einem viereckigten, und nahm ein kurzes Schwerdt in die Hand, da des Galliers seines lang und schwer war. Manlius wich dem ersten Hiebe, den sein Gegner nach ihm that, geschickt aus, rückte ihm, eh dieser sich wieder erhohlen konnte, dicht auf den Leib, und durchbohrte ihn an zwey Orten, so daß er zu Boden stürzte. Er hieb ihm hierauf den Kopf ab, ließ die übrige Beute, die der Gallier trug, liegen, und riß ihm bloß eine goldne Kette vom Halse, die er, so blutig sie war, zum Siegszeichen sich selbst umhieng. Er bekam davon den Namen Manlius mit der Kette (Torquatus) den er auf seine Nachkommen fortpflanzte: die Gallier aber verlohren durch dieses Eräugniß den Muth so sehr, daß sie des Nachts ihr Lager verliessen, und nach Campanien zurückkehrten.

Auch das folgende Jahr war für die Römer auf allen Seiten siegreich. Der eine Consul Pötilius ward bestimmt, die Treulosigkeit der Tiburtiner abzustrafen, und der andere Fabius die sich noch immer empörenden

des vorigen Jahres ein Gegner der Bürgerlichen war; Licinius Stolo, und nebst ihm Sulpicius Petricus. Beyde rückten zusammen ins feindliche Gebiet, und nahmen Ferentium ein, das ehedem den Volsciern gehört hatte, seitdem aber den Herniciern von Rom war überlassen worden. Sie wollten hierauf zurückkehren, erstaunten aber, da sie auf ihrem Wege nach Tibur kamen, daß sie die Thore dieser Stadt vor ihnen verschlossen fanden. Die Einwohner hatten sich in geheime Verbindung mit den Galliern eingelassen, die schon aufs neue sich zu einem Kriege wider Rom rüsteten. In dieser Besorgniß ward man schlüssig, einen Dictator zu setzen, der einem so furchtbaren Feinde entgegen gienge, und Quinctius Pennus ward dazu bestimmt.

Während den Zurüstungen waren die Gallier schon bis an die Ufer des Anio, drey Meilen von Rom vorgedrungen. Die Römer giengen ihnen entgegen, und der Dictator lagerte sich am disseitigen Ufer des Flusses. Nur eine Brücke schied sie noch, die den Vorfechtern beyder Heere zum Kampfplatz diente. Unter andern trat ein Gallier von Riesengrösse, und wilden Ansehen auf die Brücke, und rief mit lauter Stimme aus: der tapferste unter den Römern möge herauskommen! der Erfolg solle entscheiden, welches das tapferste Volk sey! Kein Römer fand sich anfangs, der Lust hatte,

die

die Ausforderung anzunehmen, bis endlich der junge Manlius, ein Sohn dessen, der einst das Capitol rettete, durch den Schimpf, der dem römischen Namen daraus erwachsen wäre, sich rühren ließ, und vom Dictator sich ausbat, mit dem Gallier fechten zu dürfen. Er verwechselte hierauf sein rundes Schild, das er als römischer Ritter trug, mit einem viereckigten, und nahm ein kurzes Schwerdt in die Hand, da des Galliers seines lang und schwer war. Manlius wich dem ersten Hiebe, den sein Gegner nach ihm that, geschickt aus, rückte ihm, eh dieser sich wieder erhohlen konnte, dicht auf den Leib, und durchbohrte ihn an zwey Orten, so daß er zu Boden stürzte. Er hieb ihm hierauf den Kopf ab, ließ die übrige Beute, die der Gallier trug, liegen, und riß ihm bloß eine goldne Kette vom Halse, die er, so blutig sie war, zum Siegszeichen sich selbst umhieng. Er bekam davon den Namen **Manlius mit der Kette** (Torquatus) den er auf seine Nachkommen fortpflanzte: die Gallier aber verlohren durch dieses Eräugniß den Muth so sehr, daß sie des Nachts ihr Lager verliessen, und nach Campanien zurückkehrten.

Auch das folgende Jahr war für die Römer auf allen Seiten siegreich. Der eine Consul Pötilius ward bestimmt, die Treulosigkeit der Tiburtiner abzustrafen, und der andere Fabius die sich noch immer empörenden

 Herni-

Hernicier zu züchtigen. Kaum waren beyde aus Rom, als die Gallier wieder erschienen, und der Stadt so nahe rückten, daß sie das collinische Thor sperrten. Der Senat wollte keinen der Consuln zurückrufen, sondern verlangte einen Dictator, wozu man den Servilius Ahala wählte. Dieser bewafnete alle noch übrige junge Mannschaft in Rom, lieferte den Galliern selbst unter den Mauern der Stadt ein Treffen, und schlug sie mit großem Verluste. Sie flüchteten nach Tibur, und fanden da Sicherheit, so sehr sich der Consul Pötilius auch Mühe gab, sie aufzufangen. Fabius überwand nicht minder die Hernicier, und kehrte siegreich nach Rom zurück. Servil legte sein Amt nieder, und lehnte auch die Ehre eines Triumphs ab, die beyden Consuln aber nahmen solche an.

Der Staat hatte auch im folgenden Jahr mit so viel Feinden zu kämpfen, daß, ausser den beyden Consuln, Fabius Ambustus, und Plautius, noch Sulpicius zum Dictator bestellt werden muste, den Krieg wider die Gallier zu führen. Beyde Heere sehnten sich mit Ungestüm, ein Treffen zu liefern, der Dictator aber, der wohl wuste, daß die Gallier aus Mangel an Lebensmitteln bald in große Noth gerathen müsten, hielt seine Soldaten so lange vom Gefecht zurück, bis sie zuletzt öffentlich sagten; sie wollten entweder die

Feinde

Feinde ohne seine Erlaubniß angreifen, oder das Lager verlassen, und nach Rom zurückgehn. Er muste es also zum Treffen kommen lassen, was zwar sehr hartnäckig gefochten, endlich aber doch, durch des Dictators entschloßnen Muth, zum Vortheil der Römer entschieden ward. Die Gallier wurden fast alle niedergehauen. Sulpicius aber erhielt einen Triumph, worauf er sein Amt niederlegte, und die Regierung den Consuln allein verblieb.

Zwey Jahr nachher, da der Consul Fabius wider die von Tibur, sein Amtsgehülfe Popilius aber wider die Faliscer zu Felde war, muste wieder ein Dictator gewählt werden, weil ein zahlreiches Heer von Hetruscern sich Rom bis auf wenige Meilen näherte. Der Consul Popilius, selbst ein Bürgerlicher, der sich nach Rom hatte zurückziehn müssen, wählte dazu den bürgerlichen Consul des vorigen Jahres Martius Rutilus, und dieser ernannte sich einen Feldherrn der Reuterey von eben diesem Stande. Die Patricier wurden darüber unwillig, und thaten alles mögliche, zu verhindern, daß der Dictator nicht die erforderlichen Kriegsbedürfnisse erhalten sollte. Allein das Volk beförderte seiner Seits die Kriegsrüstungen so sehr, daß der Dictator noch zeitiger als gewöhnlich im Felde erscheinen konnte. Er gieng gerade auf das Lager der

Feinde loß, überfiel es, und nahm es mit Sturm ein. Die Römer fochten unter Anführung des ersten Bürgerlichen, der je zu der hohen Würde eines Dictators war erhoben worden, mit unwiderstehlichem Muthe. Eine erstaunliche Menge Hetruscer blieben, und der Gefangnen allein waren 8000; so daß dieser Sieg gar wohl die Ehre eines Triumphs verdiente, der dem Marcius, alles Widerstrebens der eyfersüchtigen Patricier ohngeachtet, zugestanden ward.

Es folgte jetzt ein kurzes Interregnum, während dessen der Staat von sechs Patriciern regiert ward, die, als zur Wahl neuer Consuln geschritten ward, es in die Wege zu richten wußten, daß zween Patricier, Sulpitius Peticus, und Valerius Poplicola gewählt wurden, obwohl die letzten eilf Jahre her allezeit einer der Consuln ein Bürgerlicher gewesen war. Zwar schrien die Tribunen wider diese Wahl, als gesetzwidrig, allein umsonst. Auch im folgenden Jahr erklärten sich eben diese Consuln, sie wollten ihre Würde in keine andere Hände, als in der Patricier, von denen sie solche empfangen hätten, übergeben; hierüber entstand ein solcher Streit, daß das Volk betheuerte, es wolle Rom verlassen, und einige schon wirklich davon giengen. Demungeachtet wurden wieder zween Patricier gewählt, Fabius Ambustus, und Quinctius, die sogleich wider

die

die Einwohner von Tibur und Tarquinii zu Felde gingen, auch beyde so gänzlich bezwangen, daß das römische Volk dadurch in einen solchen Ruf kam unter den Völkern Italiens, daß die Samniter Gesandte schickten, um ein Bündniß mit dem Staat vorzuschlagen. Ihr Erbieten ward angenommen, sie machten sich anheischig, den Römern, wenn es verlangt würde, Hülfsvölker zu schicken, und diese versprachen, sie wider ihre Feinde zu schützen.

Die Consuln des nächsten Jahres waren eben die, welche vor zwey Jahren an der Regierung gewesen waren, Sulpitius und Valerius. Der erste zog wider die von Tarquinium, der letzte aber wider die Volscier; allein man rief den Letzteren, da er kaum zu Felde gegangen war, zurück, um einen Diktator zu ernennen, weil der Senat gehört hatte, daß noch zwey andere Völker, die von Cäre, und die Falisceer sich mit jenen verbunden hätten. Valer ernannte den Manlius Torquatus zum Dictator, der noch nie Consul gewesen war, welches doch eine nöthige Stuffe zu dieser höchsten Würde hätte seyn sollen. Sobald die von Cäre hörten, daß der tapfere Torquatus ihnen entgegen ziehen sollte, schickten sie Gesandte, die Gnade der Römer anzuflehn. Es ward ihnen ein Stillstand auf 100 Jahr zugestanden, weil sie die Vestalinnen bey sich

 aufge=

aufgenommen hatten, als Rom zu Brennus Zeiten in die Hände der Gallier gerathen war. Der Dictator führte hierauf sein Heer wider die Falișcer, und da diese nicht zum Vorschein kamen, verheerte er ihr Land, und kehrte nach Rom zurück. Sein Amt ging mit dem der Consuln zugleich zu Ende, und es erfolgte ein Interregnum; bey der nächsten Wahl aber ward der Streit so heftig, daß eine öffentliche Empörung des Volks mit Mühe, und nur dadurch abgewandt werden konnte, daß die Patricier diesmal gestatteten, neben dem Valerius Poplicola, den Mäetius Rutilus, einen Bürgerlichen, zu wählen.

Drey und zwanzigste Vorlesung.

Das große Hinderniß der Eintracht zwischen den Patriciern und dem Volk, war die Bezahlung der Schulden, durch die das letztere so sehr gedruckt ward daß es fast gänzlich unter der Willkühr seiner vornehmen Wucherer stand. Es war daher die erste Sorge der neuen Consuls, das Volk von dieser Last zu befreyen, die nicht mehr als eine Privatsache, sondern als eine für den Staat wichtige Angelegenheit zu be-

trach-

trachten war. Sie wählten fünf Männer von bekannter Redlichkeit, und großer Erfahrung, um eine Rechnung aller Schulden der bürgerlichen aufzunehmen. Diese wurden Wechsler genannt, und hatten über den öffentlichen Schatz zu befehlen, damit sie im Stande wären, denenjenigen, die mehr aus Saumseligkeit, als aus Unvermögen ihre Schulden abzutragen unterlassen hatten, gegen Bürgschaft Gelder vorzuschiessen. Dadurch ward dem größten Theil der Schuldner geholfen, ohne daß jemanden Unrecht geschahe, und mit geringem Verlust für den Senat.

Im folgenden Jahr ward, bey der Ruhe, deren die Römer jetzt genossen, ein Tag angesetzt, um neue Censoren zu wählen; zu welcher Würde bisher keine andern, als die vornehmsten Patricier gelangt waren. Allein Mäetius Rutilus glaubte, obwohl vom Bürgerstande, doch zu jeden Amt im Staat fähig zu seyn, nachdem er bereits zweymal Consul, und einmal Dictator gewesen war. Er bewarb sich demnach um dieses Amt, und ward, so sehr auch der Adel widersprach, nebst Manlius, einem Patricier, gewählt. Um diesem Amte ein neues Ansehen zu geben, schlug Ovin, einer der Tribunen des Volks, ein Gesetz vor: daß künftig die Censoren, nicht aber, wie bisher, die Consuln das Recht haben sollten, die Glieder des Raths zu ernennen.

Es ward bestätigt, und, zu allgemeinem Erstaunen, ging diese wichtige Veränderung im Staat ohne die geringste Unruhe ab.

Popilius Länas, ein bürgerlicher, und Cornelius Scipio waren die nächsten Consuln; da nun der letzte kurz nach seiner Wahl in eine langwierige Krankheit fiel, ward der bürgerliche Consul, zu großem Aergerniß der Patricier, der einzige Anführer des Heers. Die Gallier waren um diese Zeit aufs neue in Latium eingefallen, und gingen gerade auf Rom los. Popil brachte in kurzer Zeit zwo Heere auf, von denen das eine unter Valerius Poplicola, der damals der erste Prätor war, Rom besetzte. Mit dem andern ging er selbst auf die Gallier los, schlug sie, nicht ohne Mühe und plünderte ihr Lager. Er selbst ward in der Schlacht mit einem Wurfspieße verwundet, wodurch er gehindert ward, seinen Triumph sogleich bey seiner Rückkunft nach Rom zu halten. Da sein Amtsgehülfe noch krank lag, verlangte der Senat von ihnen beyden, sie sollten einen Dictator ernennen, der bey der Wahl neuer Consuln den Vorsitz führen könnte. Sie wählten den Furius Camillus, des großen Camills Sohn, und dieser Dictator ward sogleich selbst Consul, ein anderer Patricier aber, Appius Claudius, sein Amtsgenosse.

Die Gallier, die sich nach ihrem neulichen Verluste auf die Hügel bey Alba geflüchtet hatten, kamen jetzt an der Seeküste von Latium in großer Menge zum Vorschein, und plünderten das Land. Dem Camill war es allein überlassen, diese gefährlichen Feinde zu vertreiben, denn Appius war bald nach dem Antritt seines Amts gestorben; auch konnte schon sein bloßer Name bey einem Kriege mit Galliern für einen glücklichen Erfolg Bürge seyn. Als beyde Heere noch still lagen, und einander beobachteten, trat ein Gallier von trotziger Miene auf, der sich sowohl durch seine Länge, als kostbare Rüstung unterschied, und foderte den tapfersten Mann unter den römischen Legionen zu einem Zweykampfe auf. Valerius Corvus, der Tribun einer Legion, nahm die Ausfoderung an, und erlegte seinen Feind; als er aber im Begriff war, ihm die Rüstung auszuziehen, drangen die Gallier auf ihn ein. Die Römer eilten ihrem Helden zu Hülfe, und es erfolgte ein allgemeines Treffen, worinn die Gallier gar sehr den kürzeren zogen.

Da die Zeit zu Erwählung neuer Consuln gekommen, ehe noch Camill nach Rom zurückkehren konnte, der wegen einiger griechischen Seeräuber noch einige Zeit an der Küste von Latium bleiben mußte, so fand er nöthig, einen Dictator zu ernennen, der in den

Comitien

Comitien den Vorsitz führen sollte. Er erhob zu dieser Würde den berühmten Manlius Torquatus, der, weil er von der Heldenthat Valers, die seiner eigenen so sehr gleich, hingerissen war, das Volk durch seinen mächtigen Einfluß bewegte, eben diesen Valer zu einem Consul zu wählen, wiewohl er nur 23 Jahr alt war, und seiner Jugend halber noch keine Stelle im Senat bekleidet hatte. Sein Amtsgenosse war abermals Popilius Länas. Unter diesen Consuln genossen die Römer einer völligen Ruhe, und hatten die Ehre, daß Gesandten von Carthago zu Rom ankamen, die ein Bündniß mit dem Staat, das vornehmlich die Schiffarth und den Handel betraf, wieder erneuerten, welches bereits im ersten Jahr nach Vertreibung der Könige war geschlossen worden.

Valerius Corvus, der Ueberwinder des gallischen Vorfechters, hatte, da er im 408ten Jahre Roms zum zweytenmal Consul war, die Ehre eines Triumphs, wegen Besiegung der Volscier, bey welchem 4000 Gefungene vor seinem Wagen hergiengen. Auch wurden die secularischen Spiele, die alle 100 Jahr gehalten werden sollten, unter ihm zum zweytenmale gefeyert.

Einige Jahre nachher, da Valerius Corvus, und Cornelius Cassus regierten, veränderte sich die Freundschaft zwischen den Römern und Samniten, auf einmal

mal in einen heftigen und fortdaurenden Haß, wozu der Anlaß dieser war. Die Sidiciner, ein Volk in Ausonien, waren von den Samniten angegriffen worden, und hatten, da sie diesen Feinden allein nicht gewachsen waren, die Einwohner von Campanien um Hülfe gebeten. Diese ergriffen die Waffen, um sowohl ihren beleidigten Nachbarn beizustehn, als auch den Wachsthum der Macht eines Volks zu hemmen, das ihnen selbst zu furchtbar ward. Die Samniten hofften größere Vortheile von einem Sieg über die Campanier, als über jene; sie kehrten daher ihre Waffen gegen die erstern, schlugen sie zweimal, und drohten, ihre Hauptstadt Capua zu belagern.

In dieser Noth schickten die Capuaner Gesandte nach Rom, um Hülfe zu erbitten. Der Senat gab zur Antwort: er hielte sie des Schutzes der Römer allerdings werth, allein wegen ihrer Verbindung mit den Samniten, könnten sie die Waffen für sie nicht ergreifen, inzwischen wollten sie diese ersuchen, mit Feindseligkeiten einzuhalten. Bis hieher hatten die Gesandten von Capua blos von einem Bündnisse mit den Römern gesprochen; nun aber thaten sie, vermöge ihrer Vollmacht, diese Erklärung: weil denn die Römer Bedenken tragen, die Samniten, einem alten Vergleich zuwider, öffentlich anzugreifen, so mögen

sie wenigstens ihr Eigenthum vor der ungerechten Gewalt ihrer Feinde zu schützen sich nicht scheuen. Das Volk in Campanien übergiebt seine Stadt Capua, seine Felder, seine Tempel, alles, was es besitzt, gänzlich an euch; von dieser Zeit an wird demnach unser Verlust der eurige seyn.

Eine solche Schenkung hielt der Senat für zu wichtig, als daß er sie von der Hand weisen sollte. Er schickte sogleich Gesandte ab, die Samniten als Freunde zu ersuchen, ein Gebiet zu verschonen, welches Rom angehörte. Diese aber, anstatt darauf zu achten, liessen die Feldherrn ihrer Truppen holen, und befahlen ihnen, in der römischen Gesandten Gegenwart, sogleich auszuziehen, und Campanien zu verheeren. Eine so schimpfliche Begegnung erfüllte sowohl das Volk, als den Senat mit Unwillen. Den Samniten ward der Krieg feierlich angekündigt, und zwei Heere aufgebracht, wovon das eine, unter dem tapfern Valer nach Campanien ging, da indessen Cornelius mit dem andern den Krieg nach Samnium versetzte. Valer lieferte ein Treffen, worinn die Samniten, der Anzahl nach den Römern ziemlich gleich, den Sieg lange streitig machten, bis Valer mitten unter ihre Cohorten drang, und seinen Legionen befahl, ihm zu folgen. Diese kühne That veränderte die Sache auf einmal,

mal, es erfolgte ein schreckliches Blutvergießen, die Todten lagen haufenweis um die Fahnen des Heers der Samniten, das doch immer noch seinen Stand behauptete. Das Gefecht dauerte bis die Nacht einbrach, und der ganze Beweis, den die Römer am folgenden Tage von ihrem erhaltenen Siege hatten, war der, daß die Samniten des Nachts ihr Lager verlassen ha ten.

Indeß Valer Proben seines Muths in Campanien gab, brachte sein Amtsgehülfe Cornelius das Heer, was er anführte, in große Gefahr; denn unbedachtsamerweise verließ er sein vortheilhaftes Lager, und zog durch ein bergigtes Land in einen Wald, zu dem kein andrer Weg führte, als durch ein Thal, das eben, so wie der Wald, mit Feinden besetzt war. Glücklicherweise half ihm Decius Mus, der damals nur der Tribun einer Legion war, nachher aber eine große Probe der Liebe für sein Vaterlaud gab, durch eine wohlgelungene Kriegslist aus dieser Gefahr. Er bemerkte nemlich in einiger Entfernung eine Anhöhe, von welcher man das Lager der Samniten übersehen konnte, und die sie zu besetzen versäumt hatten. Er schlug daher dem Consul vor, man sollte ihn mit einer kleinen Schaar abschicken, um von ihr Besitz zu nehmen. Wenn du siehst, daß ich dort stehe, sagte er, so fürchte nichts von dem Feinde, sondern setze deinen Zug fort. Cornelius billigte den Anschlag, und Decius führte ihn so stille aus,

daß

daß er nicht eher bemerkt ward, als bis er mit seinen Soldaten den Berg hinankletterte. Die Samniten erstaunten darüber so sehr, daß sie nicht wußten, ob sie ihn, oder den Consul angreifen sollten; und Cornelius hatte das Glück, ohne angefallen zu werden, aus dem Thal herauszukommen. Decius blieb auf dem Hügel bis um Mitternacht stehen; alsdenn stellte er sich an die Spitze seiner Leute, mit denen er verabredet hatte, sich, wenn sie nicht anders könnten, durch den Feind durchzuschlagen, und zog in großer Stille den Berg herunter. Halb waren sie schon durch der Feinde Lager gekommen, als ein römischer Soldat mit dem Fuß an den Schild eines Samniten stieß, und dadurch eine Schildwache aufweckte, die Lerm machte. Die Samniten liefen, ohne zu wissen, was vor sey, in großer Unordnung zu ihren Waffen; als Decius dies merkte, befahl er seinen Leuten, ein gewaltig Geschrey zu erheben. Dadurch ward die Bestürzung der Feinde noch vermehrt, und die Römer erreichten mittelst derselben die Ebene, wo Cornelius mit seinem Heer stand.

Diesem rieth Decius, sogleich auszurücken, und des Feindes Lager zu überfallen. Der Consul folgte ihm, fand die Samniten zerstreut, nahm ihr Lager ein, und plünderte es, nachdem er über 30000 von ihnen niedergehauen hatte. Decius ward von seinem Feldherrn für den bewiesenen Heldenmuth mit all den kriegerischen Belohnungen beehrt, die einem Unterbefehlshaber nur ertheilt werden konnten.

Auch Valer an seinem Theil erhielt über die Samniten, die sich wieder gesammelt hatten, einen so vollkommnen Sieg, daß ihm seine Soldaten 40000 feindliche Schilde, und 120 Fahnen brachten, worauf beyde Consuls im Triumphe zu Rom ihren Einzug hielten. Am Ende dieses 412ten Jahres, seit Roms Erbauung, ward auch ein Census angestellt, aus dem sich ergab, daß die Zahl der wehrhaften Römer 160,000 betrug,

Im 414ten Jahre Roms, da der berühmte Manlius Torquatus, und, aus dem Bürgerstande, Decius Mus, Consuln waren, äusserten beyde, obwohl auf sehr verschiedne Art, strenge, und patriotische Gesinnungen, die sie unsterblich in der Geschichte gemacht haben. Die Lateiner machten Miene, sich gegen Rom zu empören; dies zu verhüten, forderte man zehn Oberhäupter ihrer Völkerschaften nach Rom, um Rechenschaft zu geben, warum sie zum Kriege sich rüsteten. Die Lateiner schickten sie, und machten es zur Bedingung des Bündnisses zwischen beyden Völkern, daß künftig einer der Consuln, und die Hälfte des Senats aus den Lateinern gewählt werden sollte. Diese Forderung verwarf man zu Rom mit Unwillen, und es ward ihnen sogleich Krieg angekündigt.

Das Volk brachte zwey Heere auf, die sich in Campanien am Fuße des Bergs Vesuv nicht fern von dem Lager der Feinde fest setzten. In der Nacht vor dem Treffen, hieß es, hätten beyde Consuln einen Traum gleiches Innhalts gehabt. Es sey ihnen nemlich ein Mann von riesenmäßiger Größe erschienen, der ihnen gesagt habe, der Sieg sey derjenigen Parthey bestimmt, deren Feldherr sich den unterirrdischen Göttern weihen würde. Als es Tag ward, erzählten beyde einander ihren Traum, und vermuthlich hatten sie so viel Muth, diese Erscheinung zu erdichten, die einem von ihnen beyden das Leben kosten muste, bloß um ihren Leuten Unerschrockenheit einzuflössen. In einem Kriegsrathe faßte man hierauf den Schluß: daß Manlius den rechten, Decius aber den linken Flügel anführen sollte, und der, dessen Truppen zuerst zurückweichen würden, sollte sich mitten unter die feindlichen Schaaren stürzen, mithin zu Rettung des Vaterlandes einem freywilligen Tode weihen. Auch ward festgesetzt, daß, nach alter römischer Sitte, kein Befehlshaber noch Soldat sich unterstehen sollte, ohne ausdrücklichen Befehl, oder ausser seinem Gliede, mit dem Feinde handgemein zu werden.

Kaum war diese Verordnung ausgerufen, als schon der junge Manlius, des Consuls Sohn, mit einem

nem Trupp Reuter ausgeschickt ward, die Bewegungen der Feinde zu beobachten. Er stieß auf eine feindliche Schwadron, die Geminus Metius anführte, der, da er des Consuls Sohn kannte, ihn zu einem Zweykampfe ausforderte. Manlius, dessen Ehrgeiz rege ward, vergaß den kürzlich bekannt gemachten Befehl, fochte mit ihm, und erlegte seinen Gegner. Er zog ihm seine Rüstung aus, kehrte ins Lager zurück, gieng gerade zu seinem Vater, und sagte ihm: „Ich bin, mein „Vater! deinem Beyspiele gefolgt. So wie du, bin ich „von einem hohnsprechenden Feinde herausgefordert „worden, und hier leg ich seine Rüstung dir zu Füßen.“

Der Consul kehrte bey diesen Worten seinem Sohne den Rücken, befahl sogleich das Heer zu versammlen, und gab ihm in ihrer Gegenwart folgende Antwort: Weil du denn, Titus Manlius! so hitzig gewesen bist, mit dem Feinde ohne meinem Befehl zu fechten, so mußt du für dein Verbrechen selbst büssen. Du hast zwar gesiegt, und verdienst also Belohnung, allein dein Ungehorsam muß zugleich mit äusserster Strenge bestraft werden. — — Du setzest mich in die harte Nothwendigkeit, zu vergessen, entweder, daß ich Vater, oder daß ich Richter bin. Allein weder dein Kummer, noch der meinige, soll über die Treue siegen, die ich meinem Vaterlande schul-

 dig

dig bin. Wir werden der Nachwelt zu einem traurigen, der römischen Jugend aber zu einem heilsamen Beyspiele dienen; du aber, wenn irgend noch ein Tropfen mänlisches Blut in deinen Adern sich regt, wirst dich nicht weigern, deine Uebertretung der Kriegszucht dadurch wieder gut zu machen, daß du die auf dein Verbrechen gesetzte Strafe leidest.

Nach dieser ernsten Anrede setzte er erst seinem Sohne als Sieger einen Cranz auf, und ließ ihn unmittelbar darnach durch die Lictoren an den Pfahl binden, und enthaupten. Alle Anwesende waren so betäubt, als ob das Urtheil wider sie selbst wäre gesprochen worden. Sie bedeckten den Leichnam mit der Beute seines besiegten Gegners, und hielten ihm ein so prächtig Leichenbegängniß, als im Felde nur möglich war.

Diese Strenge des Manlius machte einen so tiefen Eindruck auf das Heer, daß er ihr den Sieg größtentheils zu danken hatte, den er wenig Tage darauf erfochte. Beyde feindliche Heere waren sich an der Zahl ziemlich gleich, und da sie auch in der Art zu fechten völlig übereinkamen, so hatte einige Zeit über keine von beyden einen beträchtlichen Vortheil. Endlich aber wich der linke Flügel der Römer. Dieser Vorfall machte den Decius an das gedenken, was er mit seinem

Amts-

Amtsgehülfen verabredet hatte. Er ließ sich durch den Oberpriester Valer, den er zu sich rief, auf die feyerlichste Art, im Angesichte des Heers, dem Tode fürs Vaterland weihen, befahl hierauf den Lictoren, hinzugehn, und dem Manlius es wissen zu machen: daß er im Begriff sey, sich für die Sicherheit des Heeres aufzuopfern. Darauf schürzte er seinen Rock auf, den er im Senate zu tragen pflegte, gürtete ihn rund um sich, stieg auf sein Pferd, und ritt eilig unter die dichtesten Haufen der Feinde, wo eine Menge Wurfspiesse ihn sehr bald des Lebens beraubten.

Des Consuls Todt belebte den Muth seiner Krieger aufs neue; sie griffen mit unwiderstehlicher Wuth die Feinde an, und das Blutvergiessen, was nun erfolgte, war so groß, daß kaum der vierte Theil des feindlichen Heeres übrig blieb. Zu Minturnä, wohin der kleine Rest sich gerettet hatte, ward wieder frische Mannschaft zusammen gebracht, und nach Capua geführet, um nochmahls mit den Römern zu streiten Allein Manlius besiegte sie zum zweytenmale, rückte darauf in Latium ein, und verwüstete dies Land. Alle Städte der Lateiner ergaben sich ohne Bedingungen, und ganz Campanien, nebst der Hauptstadt Capua kam wieder in die Herrschaft der Römer.

Kurz darauf ward Manlius krank, und ernannte deshalb den damaligen Prätor Papirius zum Dictator. Dieser blieb noch einige Monat mit dem Heere im Gebiet von Antium, und gieng darauf nach Rom zurück, um bey der Wahl der Consuln des künftigen Jahrs den Vorsitz zu führen. Publilius, ein bürgerlicher, und Aemilius ein Patricier wurden gewählt, und da beyde, während ihres Amts, nicht mit gleichem Glücke, wider die Lateiner gefochten hatten, ward dem erstern ein Triumph bewilligt, dem letztern aber abgeschlagen. Dies erbitterte diesen so sehr, daß er auf seinen eignen Stand ärgere Dinge ausstieß, als je ein Tribun des Volks auf den Adel gesagt hatte. Der Senat befahl ihm, zu Verhütung aller Unruhe im Staate, einen Dictator zu ernennen. Aemil gehorchte, und ernannte dazu aus Rache seinen bürgerlichen Amtsgehülfen, der dem auch einen seines Standes, den Brutus Scäva, zunn Feldherrn der Reuterey bestellte.

Der Dictator wandte jetzt alle seine Macht an, die Rechte des Volks, dem er ganz ergeben war, fest zu gründen. Er bewirkte dies durch drey Gesetze, die dem Volk das augenscheinlichste Uebergewicht über den Senat verschaffen musten, weil sie allen Verordnungen desselben eine uneingeschränkt-verbindende Kraft bey

allen

allen Ständen im Staate verschafften. Ihm dafür wieder eine Kränkung zu machen, trug der Senat den beyden Consuln des folgenden Jahres auf, den Krieg zu endigen, den Aemil unvollendet gelassen hatte, und versorgte sie dazu mit allen Kriegsbedürfnissen überflüßig, damit es ihnen an einem glücklichen Erfolge nicht fehlen könnte. Sie schlugen auch das vereinigte Heer der Lateiner, und unterwarfen das ganze Latium den Römern, wofür sie nicht nur die Ehre des Triumphs, sondern auch zwey Bildsäulen zu Pferde erhielten, die ihnen auf dem Markte errichtet wurden.

Man bestimmte das Schicksal der Ueberwundenen auf verschiedne Weise, einige wurden bey ihren alten Freyheiten gelassen, andern das römische Bürgerrecht zugestanden, noch andre geschleift, oder ihrer Ländereyen beraubt; überhaupt aber allen Lateinern untersagt, Versammlungen anzustellen, oder gemeinschaftliche Märkte zu halten. Die Campanier verlohren alle ihre Felder; kurz, zwo der mächtigsten Provinzen Italiens geriethen ganz in der Römer Gewalt, und ihre ehemalige Bundsgenossen wurden jetzt ihre Unterthanen.

Rom genoß jetzt, da es die Lateiner, und nach diesen noch zwo andre Völkerschaften besiegt hatte, einer

völligen Ruhe von aussen; in seinem Schooße aber ward eine ganze Rotte von Ungeheuern ausgebrütet. Eine Anzahl vornehmer Frauen, die einige auf 370, andre auf 170 angeben, verbanden sich unter einander, man weiß nicht warum, sich mit Gift ihre Männer vom Halse zu schaffen, und nahmen von einer ansteckenden Seuche Gelegenheit, ihr gottloses Vorhaben auszuführen. Das Volk erstaunte, als es so viel angesehene Männer im Staate, und alle mit Merkmalen ähnlicher Todesart, zu gleicher Zeit sterben sah; aber von einem Verbrechen ahndete es nichts, das dem natürlichen Gefühl und den Sitten der Römer so sehr entgegen war, daß sie nicht einmahl ein Gesetz dawider hatten. Endlich gieng eine Sclavinn, die einer von diesen Furien bey Verfertigung des Gifts hatte helfen müssen, zu dem Fabius, der damals Baumeister im Staate war, und entdeckte ihm, unter dem Versprechen, daß sie ungestraft bleiben sollte, das ganze Geheimniß der Bosheit.

Fabius zeigte die Sache den Consuln an, und diese eröfneten sie dem Senate, der sogleich befahl, daß die Sclavinn, von den Lictoren begleitet, in die Häuser mehr als zwanzig römischer Frauen gehen muste, die man alle mit Zubereitung des Gifts beschäftigt fand. Es waren darunter zwo Gemahlinnen von Patriciern, die, als sie zum Verhör vor die Versammlung des Volks gebracht

bracht würden, behaupteten, sie hätten bloß Arzeneyen für Kranke zurecht gemacht, und es sey nichts giftiges darunter. Da die Sclavinn sah, daß sie sonach in den Verdacht einer Verläumdung kommen würde, verlangte sie, man sollte diese beyden darzu anhalten, ihre eignen Arzeneyen zu trinken. Dies ward ihnen auch würklich befohlen; worauf sie verlangten, daß man ihnen zuerst vergönnen möchte, sich mit ihren Gefährtinnen zu besprechen. Sie tranken darauf, zufolge einer Verabredung, ihren eignen Gift, und entgiengen dadurch einer grausamern Todesart.

Der Staat schrieb diesen unerhörten Frevel einem Wahnsinne zu, den die zornigen Götter zur Strafe über Rom verhängt hätten. Sie zu besänftigen, nahm man daher seine Zuflucht zu einer Feyerlichkeit, die sonst zur Zeit allgemeiner Plagen üblich gewesen war. Man machte nemlich den Quintilius zum Dictator, damit er einen Nagel in die Mauer des Tempels Jupiters auf dem Capitolio schlagen muste; sobald dies geschehen war, legte er sein Amt nieder, und Papirius Crassus ward nebst Plautius Venox zu Consuln gewählt.

Vier und zwanzigste Vorlesung.

Die neuen Consuln fanden, da sie ihr Amt kaum angetreten hatten, Gelegenheit, ihre kriegerischen Talente zur Vertheidigung der römischen Macht zu zeigen; denn Privernum, eine ansehnliche Stadt, hatte sich empört. Sie brachten auch bald solche wieder zum Gehorsam, und nahmen sie ein. Der Senat überlegte hierauf: wie es mit den Einwohnern von Privernum zu halten sey, und Plautius hatte einen der Gefangnen mit sich an die Thüre der Versammlung gebracht, damit er desto nachdrücklicher für die andern Vorspruch thun könnte. Diesen frug einer aus dem Senate, der sie alle hingerichtet wissen wollte: welche Strafe er, und die übrigen wohl verdient hätte? der Gefangene antwortete mit freymüthiger Unerschrockenheit: „Wir „verdienen die Strafe, die Leuten gebühret, welche „auf ihre Freyheit eyfersüchtig, und mithin derselben „werth sind.“ Da Plautius merkte, daß diese Antwort einige der Senatoren aufbrachte, suchte er die üble Wirkung derselben zu vermindern, indem er ihm eine gelindere Frage vorlegte: „Wie würdet ihr, sprach „er, euch verhalten, wenn Rom euch begnadigte?

„Unser

„Unser Verhalten, antwortete der edelgesinnte Gefan„gene, hängt von dem eurigen ab. Ist der Friede, „den ihr uns verwilligt, rühmlich, und anständig, so „könnt ihr euch auf unsre standhafte Treue verlassen. „Sind aber die Bedingungen, hart, und schimpflich, „so trauet nicht auf unsre Unterthänigkeit." Diese Worte legten einige der Senatoren als Drohungen aus; allein die verständigern fanden darinn wahren Edelmuth, und riefen: „Ein Volk, dessen einziges Ver„langen die Freyheit, so wie ihr Verlust seine einzige „Besorgniß wäre, sey würdig, Römer zu werden." Man machte hierauf eine Verordnung, wodurch die Gefangnen am Leben erhalten, und Privernum für eine zinsbare, übrigens freye Stadt, erkläret ward.

Im folgenden Jahre legten die Römer zu Fragellä, einer Stadt an der Grenze der Samniten, eine Colonie an; dies gab Gelegenheit zu einem blutigen Kriege zwischen den Römern und Samniten. Ein griechisches Volk, das aus Euböa nach Italien gekommen war, die Stadt Cumä erbauet, und sich darauf noch weiter ausgebreitet hatte, machte jetzt sich das Mißvergnügen der Samniten gegen den römischen Staat zu Nuz, und wagte es, die Römer anzugreifen. Diese Griechen hatten eine Stadt Neapolis, in der Nähe einer andern bereits erbaueten, angelegt, sich auch dieser

bemei-

bemeistert, und sie Paläpolis genannt. Der Consul Publilius ward gegen sie ausgesandt, und hatte auf einem schmalen Striche Landes zwischen beyden Städten sein Lager aufgeschlagen, um die Gemeinschaft mit Neapel ihnen abzuschneiden, von wo sie all' ihre Zufuhr erhielten. Sein Gehülfe lagerte sich mit einem andern Heer unfern von Capua, um die Campaner in Furcht zu erhalten. Hier erhielt er gewisse Nachricht, daß die Samniten die Einwohner von Privernum und einiger anderen Städte aufgewiegelt hätten. Der Senat ließ sich hierauf durch Gesandte bey den Samnitern über ein Verhalten beschweren, das der Treue der Verträge so entgegen wäre, und erbot sich sogar, ihren Zwist der Entscheidung gemeinschaftlicher Bundesgenossen zu überlassen. Die Samniten gaben die stolze Antwort: sie verlangten keine anderen Schiedsrichter, als die Götter und ihre Waffen. Geht ihr Römer, sprachen sie, und sagt euren Consuls, daß wir sie in der Ebene zwischen Capua und Suessula erwarteten. Hier sollen unsere Schwerdter entscheiden, welches von beiden Völkern dem übrigen Italien Gesetze vorschreiben soll.

Die Zeit zu einer neuen Wahl war indeß herangekommen, worauf der Senat, ohne die Consuln zurückzurufen, befahl, daß ein Dictator ernannt würde, der den Vorsitz dabey führen sollte. Die neuerwählten

Con=

Consuln stellten sich an der Spitze des Heers, was Cornelius angeführt hatte, rückten in Samnium ein, verheerten das platte Land, und nahmen ihnen drei Städte weg. Auf der andern Seite nahm Publilius, dem man noch immer die Aufsicht über das Heer, so er im vorigen Jahr angeführt, unter dem Titel als Proconsul ließ, endlich Paläpolis ein.

Diese Eroberung zog den Römern neue Feinde zu, denn die Tarentiner machten listigerweise die Lucaner, die es bisher mit den Römern gehalten, von ihnen abwendig, und zu Bundesgenossen der Samniten. Unter dem folgenden Consulate des Furius Camillus, und Brutus Scäva, bekriegten auch die Vestiner, die an der Küste des adriatischen Meeres wohnten, den Staat, wurden aber vom Brutus geschlagen. Camill, der wider die Samniten fechten sollte, ernannte, weil er krank ward, den Papirius zum Dictator, und dieser bestellte den Fabius Maximus zu seinem Feldherrn der Reuterey. Der Dictator ging wider die Samniten zu Felde, weil er aber bald darauf wegen einiger Religionszweifel in Absicht übler Anzeichen nach Rom zurückgehen mußte, verbot er dem Fabius, während er abwesend sey, eine Schlacht zu wagen. Dieser wollte sich indes nicht so sehr die Hände binden lassen, sondern griff die Samniten

dennoch

dennoch an, besiegte sie völlig, und erlegte gegen 20000 von ihnen.

Der Dictator eilte zum Heer zurück, und zog den Fabius, wegen seines Ungehorsams, zur Verantwortung; da nun dieser nichts für sich zu sagen wußte, befahl er den Lictoren, ihn auszuziehen, und ihre Stäbe und Beile fertig zu halten. Allein dieser fand Mittel, indem jene ihn entkleideten, ihren Händen zu entkommen, und suchte Schutz bey einer Schaar alter Soldaten. Es erscholl sogleich ein lautes Geschrei von dem Orte, wohin Fabius geflüchtet war, und das ganze Heer beantwortete es, so daß es sich sämtlich zu seinem Vortheil erklärte. Einige darunter droheten dem Dictator, andere baten demüthig, er möchte dem Fabius das Leben schenken, und nicht sie alle in ihm verdammen; da aber der Dictator unerbittlich war, und die Soldaten eben so standhaft, so nahm der Aufruhr immer mehr zu, bis die Nacht darüber einbrach, und dem Streit vor jetzt ein Ende machte.

Fabius flüchtete sich nach Rom, wo sein Vater sogleich den Senat zusammenrief, in Hofnung, eine Verordnung zu seinem Besten auszuwirken. Papirius aber kam plötzlich an, nahm seinen Sitz im Senate ein, und befahl den Lictoren, den jungen Fabius in Verhaft zu nehmen. Vergebens legten die Senatoren sich für ihn ins Mittel, der Dictator war nicht zu erbitten; hierauf berief

rief sich sein Vater, weil er nichts weiter übrig sah, auf die Versammlung des Volks. Dies war ein bisher unerhörter Fall, indeß sahe es der Dictator doch nicht für rathsam an, die höhere Gewalt des Volks zu läugnen, daher denn die Sache für dasselbe gebracht ward. Der Dictator begab sich auf den Markt, mit einem kleinen Gefolge; die Fabier aber kamen dahin, in Begleitung aller angesehenen Männer von Rom. Die ganze Versamlung war auf ihrer Seite, wenigstens hatte sie Mitleiden mit ihnen, konnten aber des Dictators Strenge übrigens nicht verdammen. Die Fabier führten für sich die Fälle des Minutius und Furius an, die, obwohl sie wider den Rath des Cincinnatus, und des großen Camills, welche auch beyde Dictators waren, gefochten hätten, doch nicht mit solcher Strenge bestraft worden wären; Papir aber drang auf die Beispiele des Manlius und Brutus, die ihre eigenen Kinder für das gemeine Beste aufgeopfert hätten. Er sprach sehr nachdrücklich von den üblen Folgen, die eine solche Berufung vom Dictator auf das Volk, für den Staat haben könnte, und fragte zuletzt die Tribunen: ob sie sich unterstünden, für diese üblen Folgen mit ihrem Leben zu haften? Beide, die Tribunen und das Volk, kamen hierüber in große Verlegenheit, und, anstatt es auf sich zu nehmen, in dieser Sache entscheiden zu wollen, baten sie nur demüthig den Dictator: er möchte seinem Feldherren

ver=

verzeihen. Auch die Fabier warfen sich ihm zu Füßen, und flehten um Gnade für den Schuldigen.

Hierauf gab der Dictator folgende Antwort: „Beides, die Kriegszucht und das Ansehen der Feldherrn, müssen unverletzt erhalten werden; des Fabius Verwegenheit aber hat beides in die größte Gefahr gesetzt. Weil man ihn indeß nicht für unschuldig erkennt, sondern blos um Gnade für ihn bittet, so ertheile ich ihm solche willig aus Achtung für das römische Volk, und die Fürbitte seiner Tribunen. Lebe denn, Quintus Fabius! der du glücklicher bist, durch diese einstimmige Neigung alle Stände der Republik, dich zu retten, als durch deinen neulich erhaltenen Sieg. Lebe, Fabius! obwohl du dich erkühnt hast, ein Verbrechen zu begehen, das dein Vater selbst, wäre er an meiner Stelle gewesen, mit deinem Blute gerächt haben würde. Ich schenke dir mein Wohlwollen wieder, geh hin, du bist frei. Was aber das römische Volk betrift, dem du dein Leben schuldig bist, so kannst du ihm deinen Dank nicht besser bezeigen, als wenn du künftig, es sey im Kriege oder Frieden, deinen rechtmäßigen Obern blindlings Gehorsam leistest. Der Dictator wählte sich hierauf einen neuen Feldherrn darunter, und gieng mit ihm zum Heere wieder ab.

Ende des dritten Bandes.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wilmsen, Friedrich Ernst,

Vorlesungen über die Geschichte fürs Frauenzimmer

Bd.: 3

Berlin (1784)

H.un. 678 n-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10034374-7
VD18 80445004